<36604549650014

<36604549650014

Bayer. Staatsbibliothek

Germ. sp. 62 m (1.2

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Erster Band.

72 G.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1842.

86. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

		Seite
I.	Das Mädchen vom See	1
II.	Der schwarze Brunnen	51
III.	Bruder Eckhardt	81
IV.	Der Todtenkopf	111
V.	Das Nebelmännlein	158
VI.	Die Gründung des Klosters Schönthal	182
VII.	Das Grabmal auf Castell	251

Vorwort.

Da die Einleitung sich bereits über die Art und Weise der Behandlung vorliegender Erzählungen genügend ausspricht, so sind hier blos noch einige Worte über die Veranlassung zu deren Herausgabe beizusetzen.

Gegen das Ende des verflossenen Jahres hatte die Verlagshandlung ihr Vorhaben gegen mich ausgesprochen, gleich den Sagensammlungen anderer Theile unseres Vaterlandes auch eine ähnliche von oberdeutschen oder alemannischen Sagen zu veranstalten und mich zur Besorgung dieser Arbeit eingeladen.

Nicht ohne Schüchternheit nahm ich diesen Auftrag entgegen, denn wohl war ich mir bewußt, daß ich mich hier auf ein mir noch ziemlich unbekanntes Feld wagen würde. Es entging mir nicht, daß hiezu zwei Eigenschaften erforderlich wären, deren vereinten Besitzes sich nur Wenige rühmen dürfen, nämlich großer Forscherfleiß und eine glückliche Gabe der Darstellung, und daß selbst da, wo diese beiden sich wirklich finden, der Schriftsteller noch der Klippen genug zu überwinden habe, indem es gerade in diesem Zweige der Literatur mehr als in jedem andern schwierig ist, die richtige Mitte zwischen Geschichte und Roman zu treffen, welche Lücke nun einmal die Volkssage nach den Forderungen unserer Zeit auszufüllen bestimmt ist.

Bei diesen Schwierigkeiten, die sich mir von Tage zu Tage lebhafter vergegenwärtigten, war ich schon entschlossen,

das Ganze wieder aufzugeben, als ein Besuch meines vieljährigen Freundes, des Pfarrers Schönhuth in Wachbach, meinen Entschluß plötzlich wieder änderte. Ich theilte ihm, dem unermüdlichen Forscher in dem Gebiete des Mittelalters, den Plan mit und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß, was ich selbst aufzutreiben mir nicht getraut hatte, nämlich der Stoff selbst, in seinen reichhaltigen Sammlungen schon beinahe ganz vorräthig da liege. Nunmehr war meine Aufgabe eine völlig veränderte, unendlich leichtere geworden.

Wir theilten uns in die Arbeit, so, daß der Stoff, mit wenigen Ausnahmen, Eigenthum meines Freundes ist, die Auswahl und Darstellung dagegen, sowie die theilweise Berichtigung einzelner Parthieen, mir angehört. Ueber die getroffene Wahl werden meine Leser wohl nicht mit mir rechten wollen: ich nahm aus der überreichen Masse zunächst das heraus, was mich theils um seiner historischen Wichtigkeit, theils um seines praktischen Werthes willen vorzüglich ansprach. Auch die Aufnahme der sechsten Erzählung dürfte, obgleich der Titel des Buches hiezu nicht berechtigt, in dem Interesse, das sie gewiß allen unsern württembergischen Landsleuten gewährt, ihre hinreichende Entschuldigung finden.

Der Verfasser.

Einleitung.

Das Reich der Moden genügte uns Deutschen längst nicht mehr, um das Ausland zu bewundern und nachzuäffen, wir haben dieß leidige Vorrecht unserer Nation auch auf die Werke des Geistes übergetragen. Wie seit vierzig Jahren keine andere Nadel, als eine englische, auf dem Arbeitstische deutscher Damen Gnade fand, eben so werden jetzt auch nur Romane à la Bulwer, Marryat, Boz u. A. im Boudoir zugelassen, und es gehört zum guten Tone, genau zu kennen, was eine George Sand, dieses Mittelding zwischen Mann und Weib, geschrieben hat, wenn gleich die Erzeugnisse ihrer Feder meist von der Art sind, daß man sie zuvor einer strengen Censur unterwerfen sollte, bevor sie in die Hände sittsamer Frauen gegeben werden. Kein Wunder, daß über diesem Haschen nach Fremdem und Ausländischem der deutsche Roman je mehr und mehr in Verfall gerieth und nur selten Etwas zu Tage kam, was gut und preiswürdig erfunden wurde. Dafür hat sich unsere schöne Literatur einem Felde zugewendet, auf dem wir Deutsche ungleich reicher sind, als Engländer und Franzosen, das uns, wir möchten es behaupten, fast eigenthümlich zugehört, wir meinen die **Volkssagen** und sogenannte **Geschichten** der Vorzeit, ein unerschöpflicher Schacht, der von Tage zu Tage neue Ausbeute darbietet.

Es gibt keine Provinz unseres gemeinsamen Vaterlandes, keinen Gau, ja fast keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihre eigenen Sagen hätte; von vielen derselben sind sie bereits gesammelt, wir besitzen Sagenbücher vom Rheinlande, vom Elsaß, aus Schwaben, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden, deren jedes durch seine Oertlichkeiten ein eigenthümliches Interesse darbietet. Man hat aber diese Sagen gesammelt, nicht blos, weil man darin einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung fand, sondern namentlich auch, um ihnen ihre verdienten und lange verkannten Rechte einzuräumen. Man hat einsehen gelernt, daß sie mehr seien, als bloße Mährchen, die ihre Entstehung blos der Phantasie verdanken, daß sie vielmehr, nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt, nicht selten Lücken in der Geschichte ausfüllen, wo aller Fleiß und Scharfsinn des Historikers kein verbindendes Glied aufzufinden vermag; oder wichtige Data enthalten, die dem umsichtigen Forscher auch aus dem phantastischen Gewande der Sage nicht undeutlich entgegenleuchten. Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die deutsche Heldensage, die, gleich den Saga's der Nordländer, die Heroengeschichte einer in Dunkel gehüllten Vorzeit unseres Volkes aufbewahrt hat und sich, trotz alles Strebens der Anhänger einer mythischen Erklärungsweise, doch nie in reine Mythe auflösen lassen wird.

Wenn übrigens von deutschen Sagenbüchern die Rede war, so meinten wir damit nicht Sammlungen solcher Sagen, die — wie die ebengenannte Heldensage — so sehr das phantastische Gewand an sich tragen, daß der historische Kern nur schwach und unkenntlich daraus hervorblickt; sondern hauptsächlich solche, die nur deßhalb in das Gebiet der Mährchen verwiesen wurden, weil sie, zwar mit mehrerer oder minderer Abänderung ihrer Form, aber stets denselben

Hauptgedanken verfolgend, sich da und dort in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung wiederholen. So sind Geschichten, wie die vom Wilhelm Tell, der Weibertreue in Weinsberg u. A. einzig aus dem Grunde von den Historikern angefochten worden, weil mehrere ähnliche Erzählungen von ganz verschiedenen Orten überliefert sind.

Aber selbst um der bloßen Verschiedenheit in der Darstellung willen ist schon manche Geschichte zur Sage geworden. Von dem einen Berichterstatter kommt sie auf den andern; was der Eine gelesen oder gehört, stellt er auf seine eigenthümliche Weise wieder dar, und läßt weg oder fügt hinzu nach Gutdünken, so daß wir bei dem Letzten, in dessen Hand eine solche Geschichte gekommen, oft ganz neue Züge finden, die in der ursprünglichen Erzählung gar nicht enthalten waren. Und dieß ist nicht selten in einem so hohen Grade der Fall, daß Geschichten, die eine und dieselbe Quelle haben, zuletzt, wenn sie mehrere Jahrhunderte hindurch von Verschiedenen erzählt und bearbeitet wurden, so abweichend von dem Urtypus erfunden werden, daß man nur allzuleicht versucht wird, alle und jede Verbindung zwischen ihnen zu bezweifeln. Solche Darstellungen verhalten sich dann zur ursprünglichen Erzählung des Ereignisses etwa wie die Variationen in der Musik zum Thema, wo oft nur noch der Grundgedanke des letztern, und dieser auch nicht immer ohne große Mühe, herauszufinden ist. So z. B. mit der Sage von Erbauung der Habsburg, die nur durch die Mannigfaltigkeit späterer Darstellungen aus der Geschichte verdrängt worden ist.

Uebrigens berührt uns das, wie der Historiker die Sagen sammelt und sie für die Geschichte benützt, hier weniger; unserm Zwecke liegt es näher, darüber verständigt zu werden, auf welche Weise die deutsche

Sage, der sich nun einmal unsere Lesewelt mit besonderer Vorliebe zugewendet zu haben scheint, darzustellen sei, um eben so gut, oder noch besser, als die sogenannten historischen Romane der Engländer und Franzosen ihr Publikum zu gewinnen.

Dieß wird unstreitig am Besten durch eine einfache und ungekünstelte Darstellung geschehen. Nicht die früheren Bearbeiter deutscher Sagen seien uns Vorbilder für die Behandlung solcher Stoffe. Veit Weber in seinen „Sagen der Vorzeit" hat, wenn wir den „Grafen im Pflug" ausnehmen, angenehme Geschichtchen, Novellen, Romane oder was man sonst will, erzählt, aber keine Sagen. Liegen indessen gleichwohl seinen Erzählungen — was man jedoch mit Grund bezweifeln könnte — wirklich Sagen zu Grunde, so hat er den vorgefundenen Stoff so breit geschlagen, daß man das Wesentliche oder Ursprüngliche unmöglich mehr heraus erkennen kann. Nicht besser haben es seine zahlreichen Nachahmer gemacht.

Einen eigenthümlichen, von diesem wesentlich verschiedenen Weg aber ging der unübertreffliche Musäus. Hat Veit Weber manchmal aus Wein Wasser gemacht, so hat uns dagegen Musäus in seinen „Volksmährchen" Alles in Wein verwandelt, — nur wird oft über seinem fort und fort sprühenden Witze der Gang der Sage — weil da die Handlungen einander immer Schlag auf Schlag folgen — vielfach unterbrochen, wobei zwar nicht der Leser an Genuß, aber die Sache selbst an natürlicher Einfachheit verliert. Nur allein Benedicte Naubert hat bis jetzt diesen originellsten aller Erzähler der Deutschen mit Glück nachgeahmt, wenn anders bei Musäus von Nachahmung die Rede seyn kann.

Am wenigsten aber dürften die neuesten Bearbeiter deutscher Sagen unser Vorbild seyn. Da bei der Mehrzahl derselben der Grundsatz zu gelten scheint, daß eine Geschichte zum mindesten zwei bis drei, wo nicht gar

vier Bände füllen müsse, so muß leider auch die Sage, wenn sie zum Stoffe der Behandlung gewählt wird, sich diesem unerbittlichen Gesetze fügen und sich spannen und dehnen lassen gleich den unglücklichen Opfern des Prokrustes, bis sie das bestimmte Maaß ausfüllt. Solche Schriftsteller verlieren in ihrer Darstellung nach und nach so ganz ihren Stoff, daß man am Ende Mühe hat, nachzuweisen, ob es wirklich eine Sage oder eitel eigene Erfindung war, was sie uns erzählen, und doch prangen auf dem Titel des dickleibigen Buches die Worte: „eine Sage der Vorzeit."

Die empfehlenswertheste Norm für die Darstellung der Sagen ist wohl diejenige, wie sie uns in den sogenannten Chronikensagen vorliegt. Einfach und schlicht ist das Gewand, worein der Chronist seinen Stoff hüllt. Da es der Sage, wie sie sich vorfindet, selten an Phantasie fehlt, im Gegentheile sie sich durch dieses Element besonders auszeichnet, so braucht sie von dem, welcher sie niederschreibt, nicht mit phantastischen Ingredienzien überfüllt und damit ins Reich der Unmöglichkeit hinübergeführt zu werden.

Eben so wenig darf man die Sage zur moralischen Abhandlung machen. Wo fände sich eine Sage, die nicht, gleich der Fabel, eine Lehre in sich enthielte, oder durch die sich nicht die Moral gleich einem rothen Faden hindurchzöge? Wozu also noch Weiteres? Geben wir also die deutsche Sage getrost so wieder, wie die Chronik sie uns überliefert, oder erzählen wir sie, wie sie im Munde des Volkes lebt, ohne viele Zuthat, welche ihren Werth nie erhöhen, sondern nur herabsetzen und sie selbst entstellen kann.

Anders freilich verhält es sich mit der Sage, die sich nicht in einer schon abgerundeten Erzählung vorfindet, sondern wo sich — so zu sagen — blos ein Grundgedanke in der Ueberlieferung erhalten hat. Hier ist dem Bearbeiter freier Spielraum gelassen,

ein Bild liegt vor, und sein Beruf ist es, dieses Bild mit einem passenden Rahmen zu umfassen. Auf mehrere der hier mitgetheilten Sagen bezieht sich das eben Gesagte ganz besonders. Das Land aber, welchem sie angehören, das alte Besitzthum der Alemannier, verdient vorzugsweise „das Land der Sagen“ genannt zu werden, denn kaum findet sich in diesem gesegneten Striche der Erde ein Berg oder Thal, ein See oder Wald, an den sich nicht eine anmuthige, sinn- oder lehrreiche Sage knüpfte. Mögen daher unsere Leser diesem Kranze von Sagen gerne ein freundliches Plätzchen in der Reihe ihrer Geschwister einräumen, und möge uns das Zeugniß lohnen, daß die Auswahl, die wir auf dem reichen Schauplatze trafen, keine unglückliche gewesen sei.

I.

Das Mädchen vom See.

Ach, wie lang' ists, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlor'nen fand er nicht.

1.

An einem kühlen Märzabende des Jahres 1528 sahe man, bei schon einbrechender Dämmerung, ein leichtes Fuhrwerk aus einem der Thore Mergentheims herausrollen und die Heerstraße nach Augsburg einschlagen. Von den beiden Reisenden, die in demselben fuhren, war der eine ein Mann von gutem Aussehen zwischen 40 und 50 Jahren, dessen stark ins Graue spielendes Haar und tief gezeichnete Züge indessen ein schon vorgerückteres Alter ankündigten; ihm zur Seite saß ein hübsches, blondlockiges Mädchen von etwa 19 Jahren, die Verlobte eines jungen Bürgers von Augsburg, die eben im Begriffe stand, sich in Begleitung ihres Pflegevaters nach dem Orte ihrer

nunmehrigen Bestimmung zu begeben. „Liebe Marie,“ begann der Alte, nachdem sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, zu seiner Gefährtin, „du hast mich schon oft um Aufschluß über deine Lebensverhältnisse gebeten; jetzt, da diese eine ganz andere Richtung nehmen werden, als bisher, und wir uns, vielleicht auf immer, trennen müssen, ist es meine Pflicht, dir diese Bitte zu gewähren, obgleich mit schwerem Herzen. Deine Geschichte ist so enge verflochten mit meiner eigenen, die ersten schweren Stunden deines irdischen Daseyns gränzen so nahe an die seligste Zeit meines Lebens, welche begann, um schnell wieder zu verschwinden, daß diese Erzählung nothwendig Erinnerungen in meine Seele zurückrufen muß, die ich so gerne auf ewig daraus verbannt hätte. Gleichwohl will ich es thun, um dich mit den Namen bekannt zu machen, die dir, nächst Gott, von nun an für dein ganzes Leben die theuersten bleiben sollen.“

Die Stadt Mergentheim ist mein Geburtsort; das kleine Häuschen am Edelfinger Thore, worin du die Tage deiner Kindheit und Jugend verlebtest, vererbte sich von Voreltern her bis auf meinen Vater, Johannes Wunderlich, den seine Mitbürger wegen seiner Fertigkeit im Lautenspiele nur den Lautenhans nannten. Vermöge dieser Geschicklichkeit hatte er sich ein kleines Dienstlein als Lautenist der Stadt Mergentheim erworben, dem er viele Jahre lang getreulich abwartete. Er würde indessen mit dem, was der Magistrat ihm reichte, sein Leben nur knapp durchgeschlagen haben, wär' ihm nicht von dem damaligen Commenthur im

Schlosse, der ein großer Liebhaber von Musik war, noch mancher Goldgulden nebenher zugeflossen, wenn er ihm die Zeit mit Spiel und Gesang verkürzte. Ueberdieß gab es auch keine Lustbarkeit in Stadt und Nachbarschaft, wo der Lautenhans nicht seinen schönen Kreuzer verdiente; denn wo sein Spiel erklang, war Leben im geselligen Kreise, und selbst die Herrn im Ordenskleide wanden oft ihre Füße um den Tisch, um nicht auch Lust zu bekommen, sich den Reihen der Tanzlustigen anzuschließen. So ward der alte Lautenhans im kleinen Häuschen nach und nach ein angesehener Mann, den Alt und Jung kannte und lieb gewann. Ich war sein einziger Sohn und Erbe seiner Kunstgabe. Darüber freute sich mein Vater und sah schon im Geiste voraus, wie sein Söhnlein einst nicht nur das Aemtchen eines Stadtlautenisten zu Mergentheim führen würde, sondern er dachte auch noch weiter; — ich sollte meine Kunst auch über die Markung der Vaterstadt hinaustragen, Reisen zu meiner weitern Ausbildung machen und zuletzt mich an den Höfen der Fürsten und Könige hören lassen. Unter solchen Hoffnungen versäumte er keine Mühe, um in dem kleinen Jungen die Gabe der Kunst so frühe als möglich zu wecken und auszubilden; ich kam auch in Kurzem so weit, daß ich meinen Vater auf seinen musikalischen Wanderungen begleiten konnte; bald wurde derselbe nirgends mehr ohne sein Hänschen gesehen und brachte immer noch einmal so viel Geld nach Hause als vorher.

So trieb ich es bis in mein sechszehntes Jahr,

und dachte gar nicht anders, als daß ich mein ganzes Leben hindurch diesem Berufe zugethan bleiben wolle; — freilich sollte ich zuvor noch in die Fremde gehen, aber nie wollte sich dieß recht schicken. Schon oft war mein Bündelchen gepackt, aber jedesmal, wann ich ziehen wollte, wußte meine Mutter irgend ein Hinderniß vorzubringen: das eine Mal war das Wetter zu kalt, das andere Mal zu warm, ein drittes Mal hatte man gehört, daß die Straßen gar unsicher wären: kurz, es gab immer neue Ursachen zum Aufschube, doch die Hauptursache war die allzugroße Anhänglichkeit der Mutter an ihr liebes Hänschen. Ein Zufall führte mich endlich aus dem elterlichen Hause, aber in eine ganz andere Laufbahn, als ich und die Meinigen je gedacht hatten.

Eines Abends wurde ich mit meinem Vater zu einer Lustbarkeit in die Herberge zum goldenen Kreuze gerufen. Mehrere adelige Herrn aus der Umgegend, die einem edeln Ritter aus dem Jartthale das Geleit gegeben hatten, waren hier versammelt und wollten die Nacht lustig und vergnügt zubringen. Manch lustiges Stücklein spielten wir ihnen auf, sie sangen dazu und waren alle froh und guter Dinge. Nach und nach wurde es ruhiger, mein Vater verließ den Herrentisch und setzte sich in eine Ecke, wo sein Schöpplein stand. Da winkte mir der jüngste unter den Rittern — es war ein Herrlein ungefähr in meinem Alter, von kurzer Statur, aber breiter Brust, rundem Gesichte und blitzenden Augen — in das nebenliegende Gemach und redete mich, als wir allein

waren, ungefähr also an: „Lieber Junge, du gefällst mir nicht übel, und es wäre gewiß wohl gethan, wenn du dich entschlößest, mit mir in die Fremde zu ziehen. Ich bin der Junker Götz von Berlichingen zu Jaxthausen; die Andern, die du draußen am Tische erblickst, sind meine Vettern, die Ritter zu Dörzbach, sowie die von Adelsheim zu Wachbach; sie haben mich hieher begleitet um mit mir zu letzen, denn ich bin eben im Begriffe gen Onolzbach an den Hof meines gnädigen Herrn, des Marggrafen Friedrich zu ziehen. Folge mir dahin, wir werden Beide gewiß wohl aufgenommen und ehrlich gehalten werden, denn der Marggraf ist gar ein freundlicher und guter Herr. Er liebt Gesang und Saitenspiel, besonders aber hält die Frau Marggräfin, die gar eine liebevolle Dame ist, sehr viel darauf. Bedenke dieß, mein Lieber, und entschließe dich frisch auf der Stelle, denn morgen, mit Tages Anbruch möchte ich gerne weiter ziehen."

Es bedurfte keiner langen Ueberredung von Seiten des Junkers, um mich zu etwas zu bewegen, was schon längst der sehnlichste Wunsch meines eigenen Herzens gewesen war. Noch am gleichen Abende theilte ich meinen Eltern das gemachte Ansinnen mit; der Vater gab ohne Schwierigkeit seine Einwilligung, aber meine Mutter vergoß herbe Thränen über die bevorstehende Trennung, während sie meinen Bitten und des Vaters Zureden endlich nachgebend, mir das Bündelein zusammenpackte. Am Morgen stand ich schon mit dem frühesten an der Herberge zum goldenen Kreuze, des Junkers Rößlein wieherte schon

vor dem Hause; freudig empfing er mich, stieg zu Pferde und ritt langsam fürbaß, während ich neben ihm zu Fuße her ging, mein Bündelein unter dem Arme, und über die Schulter meine Laute, der ich immer noch herzlich zugethan war. Am Abende des zweiten Tages kamen wir in Onolzbach an und wurden freundlich empfangen, wie Götz von Berlichingen vorausgesagt hatte. Der Junker trat als Edelknabe in die Dienste des Markgrafen, ich dagegen wurde zum Diener der Frau Markgräfin verordnet, um ihr aufzuwarten und jezuweilen mit Gesang und Saitenspiel die Zeit zu verkürzen. Aber nur wenige Tage sollte dieses frohe, harmlose Leben am Hofe dauern.

Um Fastnacht des Jahres 1499 begann am Bodensee der Schweizerkrieg. Schon mit Anfang dieses Jahres hatte Kaiser Maximilian alle Fürsten und Stände des Reichs gegen die Eidgenossen ermahnt und nach Constanz zusammenberufen. Auch der Markgraf von Onolzbach war dem Aufgebote gefolgt und hatte schon vor unserer Ankunft zwei Fähnlein seines Kriegsvolks an den Bodensee abgesendet. Eine dritte Schaar, an deren Spitze er sich selbst zu stellen Willens war, sollte eben abgehen. Da trat eines Morgens Götz von Berlichingen in mein Gemach mit den Worten: „Was sagst du dazu, Hans, daß ich nächster Tage an den Bodensee ziehe? es geht gegen die Schweizer: willst du mich auch dahin begleiten, oder lieber zu Hause bleiben bei den Frauen und ihnen die Zeit verkürzen?“ „Das eben nicht, werthester Junker,“ erwiederte ich, wohl fühl' ich alle Lust, mit

Euch zu ziehen, aber was soll ich unter den Kriegsleuten? dort gibt es ein anderes Spiel, als das, dessen ich pflege, dort bedarf man kräftiger Hände." „Wie wenn du keine Kraft hättest," fiel mir Götz in die Rede, „daß du so sprechen magst. Wer kräftig, wie du, die Saiten rühret, mag auch den Schwertknauf handhaben und im Streite das Seinige thun. Bin ich nicht auch, wie du, noch ein zarter Jüngling? darum trag ich doch hohen Muth in der Brust und folge unserm gnädigen Herrn wie Einer von denen, die schon ziemlich gebraucht und erprobt sind. Du wirst dich wundern, Hänschen, was das für ein Gelände ist am Bodensee. Als vor drei Jahren der Kaiser zu Lindau einen Reichstag hielt, war ich allda mit meinem seligen Vetter dem Ritter Conrad von Berlichingen, der in der Stadt Lindau starb, von wo aus ich als Bube mit seinen Knechten die Leiche bis herab nach Kloster Schönthal geleitete. Die Stadt aber, die ich dir nannte, liegt gleich einem Eilande im See, der von hier an gemessen bis an seine unterste Bucht neun Meilen lang ist. Darauf gehen Schiffe wie kleine Häuser mit bunten Segeln. Der Stadt zur Linken fließt der gewaltige Rheinstrom in den See und zu beiden Seiten des ausgebreiteten Thales ragen hohe Gebirge empor, deren Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist; zur Rechten aber dehnen sich die schönen Gaue des Schwabenlandes mit ihren gesegneten Gärten und Rebhügeln aus." Dieses und noch viel Anlockendes erzählte mir der Junker von der Landschaft am See; ich konnte seiner Rede nicht

widerstehen und zog, nachdem ich zuvor meinen Eltern in einem Brieflein Nachricht von meinem Vorhaben ertheilt hatte, am Morgen des dritten Tages neben dem Junker von Berlichingen aus der Burg Onolzbach.

Durch manches schöne Gelände zogen wir, bis wir die Ufer des Bodensee's erreichten. Die Reichsstadt Ueberlingen war der Ort, wo unser gnädiger Herr sich mit den Kaiserlichen vereinigen sollte. Nach einer Reise von acht Tagen standen wir vor der uralten Stadt und begrüßten ehrerbietig das Riesenbild des heiligen Christoph, das über dem Thore gemalt ist. Wie wunderbar wurde ich ergriffen, als mein Fuß zum ersten Male an dem Ufer des See's stand, als meine Augen über die unendliche Wasserfläche hinüberschweiften! Liebe Tochter, schön und lieblich sind die Thäler, welche der Main, die Tauber und Jaxt durchschlängeln, manches Plätzchen findet sich darin, das wohlthuend zum Gemüthe spricht und ein Ruheort für das Herz werden kann, wenn es, aus dem Geräusche der Welt sich zurückziehend, in der Stille der Einsamkeit seinen Frieden sucht: — aber, was sind alle diese Thäler, alle diese auserlesenen Plätzchen gegen die Umgebungen des majestätischen Bodensee's, wo die Natur Alles Großartige und Anmuthige zum schönsten Gesammtbilde vereinigt hat, wo Inseln gleich Feengärten aus dem Wasser hervortauchen, von Felsen, deren Fuß die blaue Welle bespült, stattliche Burgen herabblicken; und all diese Schönheiten bekränzt, gleich einem großen Rahmen,

die Masse der Gebirge, deren Schneehäupter im Sonnenlichte golden erglänzen. Ich könnte dir noch Vieles von diesem herrlichen Lande erzählen, liebe Marie, aber wozu Bilder vor meine Seele rufen, welche nur die Sehnsucht nach dem schönen Boden auf's neue in mir wecken würden — nach dem Wunderlande, worin ich nur noch in meinen Träumen wandeln darf!

2.

Nur wenige Tage verweilte unser gnädiger Herr, der Marggraf, in Ueberlingen. Von allen Gegenden Deutschlands her hatten sich Schaaren gesammelt; nur die Reichssturmfahne fehlte noch. In der Nacht erhielten die Hauptleute Befehl, ihre Schaaren zu ordnen; eine große Anzahl Schiffe stand schon bereit, um die Kriegsvölker über den See zu führen. Es war mir ganz sonderbar zu Muthe, als ich, mein Rößlein an der Hand, über das Brett stieg, um die breite Wasserfläche zu durchsegeln. Junker Götz stand neben mir und scherzte nicht wenig, als er sahe, wie ich manchmal ängstliche Blicke auf die Wellen fallen ließ. Wir kamen glücklich in Constanz an, und erst, als wir am Damme ausstiegen und zurückblickten über den See, sahen wir, wie zahlreich die Schaar der Verbündeten war, denn die ganze große Fläche, vom Lughäuslein bis zum Damme, war mit Schiffen und großen Nachen angefüllt. Die ganze Zeit über hielt ich mich nur an den Junker, weil dieser schon längst der Gegend kundig und mit einem großen Theile der

vornehmen Herrn und Kriegsmänner, die hier versammelt waren, vertraut war.

Wie wir eben hinter unserem Gebieter die Marktgasse hinauf ritten, stieß uns aus einem kleinen Nebengäßlein eine Schaar Reisiger entgegen, voran ein Rittersmann auf einem unansehnlichen Rößlein. Er hatte einen ziemlich abgetragenen kurzen grünen Rock an; auf dem Kopfe trug er ein grünes Stutzkäppchen, über welchem noch ein breiter Kremphut von gleicher Farbe saß, der sein Gesicht ziemlich verdeckte. Er ritt zu dem Markgrafen hin und reichte ihm die Hand, worauf unser gnädiger Herr den Handschlag ehrerbietig erwiederte, jedoch ohne laut zu sprechen. Neugierig betrachtete ich den Unbekannten, da stieß mich Junker Götz scherzhaft an die Seite, mit den Worten: „Gelt, Hänschen, du möchtest gerne wissen, wer der Herr in dem alten Röcklein da wäre? Das weiß hier Niemand, als unser gnädiger Herr, der Markgraf und ich, sein wohlbestellter Fahnenträger. Schaue einmal genau unter seine Hutkrempe; erblickst du da nicht eine große Adlersnase, und hast du in der Chronik noch nie gelesen von dem hochseligen Kaiser Rudolph dem Ersten und seiner Nase, gestaltet wie bei den Helden der römischen Zeit? Hieran erkennt man auch die Herrn aus habsburgischem Stamme, und dieser hier, den du da vor dir siehest, ist unser hochberühmter Kaiser, der ritterliche Maximilian, den ich schon auf etlichen Reichstagen gesehen habe, namentlich zu Worms und Lindau, als ich noch Bube war bei meinem seligen Vetter Conrad."

Der Kaiser und der Markgraf redeten eine Zeit lang mit einander, aber so leise, daß Keiner der Umstehenden ein Wort von ihrer Unterhaltung vernahm. Hierauf trennten sie sich wieder und jeder ritt mit seinem Gefolge der Herberge zu. Wir nahmen unser Nachtlager im Gasthause zum goldenen Schiffe, welches nahe dem Damme liegt. Vor Tagesanbruch ritten wir durch das Thor, welches nach Gottlieben führt, bis an den Ort, wo vor mehr als achtzig Jahren Johannes Huß aus Böhmen wegen ketzerischer Lehre verbrannt worden war. Da stand schon der Kaiser mit allen Haufen zu Roß und zu Fuß und um ihn seine Hauptleute und Kriegsräthe. Dem Markgrafen zur Linken ritt der Junker und ich dicht hinter ihm. Jetzt erst verstand ich, was Götz gestern damit gemeint hatte, als er sich Fahnenträger seiner Gnaden des Markgrafen nannte. Er trug einen langen, weiß und schwarz gemalten Spieß in seiner Rechten, daran war eine große Fahne, ebenfalls weiß und schwarz, auch hatte er auf seinem Helme einen Federbusch von gleicher Farbe, der stand stracks über sich; so stattlich, wie heute, hatte ich meinen Junker noch nie gesehen.

Während der Kaiser sich mit dem Markgrafen unterhielt, blickte er manchmal herüber auf den Berlichingen und seine Fahne. Auf einmal verließ er seine Umgebung und lenkte sein Roß gegen uns her. „Wem stehest du zu?" fragte er den Junker, der seine Fahne mit dem hohenzollerischen Wappen tief vor ihm neigte. „Meinem gnädigsten Fürsten und

Herrn, dem Marggrafen Friedrich von Onolzbach," erwiederte dieser mit frischer Stimme. „Du hast da einen langen Spieß und eine große Fahne daran," redete der Kaiser weiter, „reite mir hinüber, dort zu dem Haufen auf den Brühl und warte bis der Reichsadler von Constanz herauskommt." Schnell gehorchte der Junker dem Befehle des Kaisers, und ritt an den bezeichneten Ort, wo der Schenk Christoph von Limpurg mit den Seinigen hielt; neben diesen stellte er sich hin. „Und wem gehörst du an," fragte jetzt der Kaiser mich, indem er mich freundlich anblickte. Da nahm ich all meinen Muth zusammen und sprach: „Allergnädigster Herr, ich bin aus Mergentheim im Tauberthale gebürtig und meines Zeichens ein Spielmann; — die Leute nennen mich deßwegen den Lautenhans; — der Junker dort hat mich beredet, ihm nach Onolzbach an den Hof des Marggrafen zu folgen, und nun habe ich ihn auch hieher begleitet." Der Kaiser lächelte über meine ehrliche und naive Antwort, die mir etwas schwer geworden war; betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen und redete dann weiter: „Willst du in meine Dienste treten, Knabe? du sollst immer um mich seyn, um mir die Zeit zu verkürzen, denn ich liebe das Saitenspiel in hohem Maaße, doch für den Augenblick sollst du die Laute noch bei Seite lassen, denn wir sind der Zeit an einem ernstern Spiele. Junge, wenn du Eines mit mir bist, so reite herüber zu meinem Haufen und erwarte mich hier. Ein solches Anerbieten und von solchem Herrn ließ ich mir nicht zweimal machen, ich

wandte mein Rößlein und ritt hinüber zu dem kaiserlichen Kriegsvolke.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog eine neue Schaar aus der Stadt; — aus ihrer Mitte ragte die Reichssturmfahne hervor. Schenk Christoph von Limpurg nahm die Fahne aus der Hand des Trägers und neigte sie dreimal vor dem Kaiser. Eben tauchte die Morgensonne aus den Fluthen des Sees und warf ihre ersten Strahlen auf das flatternde Reichspanier, das der kräftige Limpurger, an Statur über alle Ritter des Heeres ragend, wie eine leichte Lanze in der Hand schwang. Dieß war das erste und letzte Mal, daß ich den Reichsadler so majestätisch fliegen sah, das erste und letzte Mal, daß ich auf ein so stattliches Heer mit blanken Schwertern, strahlenden Helmen und Harnischen hinblickte. Es war ein Heer, so wohl geordnet und zahlreich, wie noch keines am See gestanden hatte. Aber zur Linken auf den Höhen des Thurgau standen die Schweizer, unsre Feinde, in wohl geschlossenen Rotten und gedoppelter Schlachtreihe. Schon war es so helle geworden, daß wir ihre Menge und Ordnung deutlich wahrnehmen konnten.

Als der Reichsadler so in der Hand des Schenken flatterte, wähnte ich, daß es bald gegen den Feind gehen würde; schon waren die Geschütze aufgepflanzt und der Feind nahe genug, um sich mit ihm in ein Treffen einzulassen; aber immer dauerte die Berathung der Herren noch fort. Eine Stunde ging über der andern hin, es wollte zu Nichts gedeihen; ungeduldig

und des langen Hinstehens müde, wieherten unsere Rosse; da erklang endlich die Trompete; aber nicht zum Angriffe, sondern zum Rückzuge in die Stadt.

Der Kaiser hatte zum raschen Angriffe gerathen, aber im Kriegsrathe wurden die Herren über die Art und Weise desselben uneinig, und über dem nutzlosen Hin- und Herrathen verfloß die kostbare Zeit; da wurde der Kaiser unwillig, wandte sein Roß und ritt wieder dem Thore zu. Hinter dem Kaiser ließ ich mein Rößlein traben; da gesellte sich der Berlichingen unterweges wieder zu mir. „Häuschen, Häuschen," — lachte er mir entgegen, — „du hast heute das beste Theil davon getragen, magst es nun leicht weiter bringen als ich, der Fähndrich Seiner Gnaden des Herrn Markgrafen, der beim Fastnachtszuge gegen die Schweizer die Fahne schwenken mußte; — unsere ganze Sache ist doch Nichts weiter gewesen. Die Schweizer wissen jetzt, daß wir ein stattliches und zahlreiches Heer haben, denn unsere Schlachtreihen waren vollzählig und wohlgeordnet, auch strahlten unsere Waffen einen schönen Glanz aus; aber von unserem Muth und Rittersinne haben wir ihnen wenig Kunde gegeben. Noch einmal sag' ich dir, Häuschen, du hast heute ein besser Geschäft gemacht, als der Kaiser selbst; der trägt seinen Aerger mit sich nach Hause, weil die Sache nicht nach seinem Kopfe ging: du aber hast ein gutes Aemtlein herausgeschlagen, wozu ich dir nur viel Glück und Verstand wünsche. Lebe wohl, Häuschen, und denke auch manchmal noch an den Berlichingen, deinen Gesellen." Bei diesen

Worten gab mir der Junker einen kräftigen Handschlag, den ich mit aller Herzlichkeit erwiederte, und ritt zurück zu dem Gefolge seines Herrn. Seither habe ich ihn am Bodensee nimmer gesehen, aber ich hörte nachher noch manches brave Stücklein von dem ritterlichen Herrn.

3.

Von nun an war ich ununterbrochen um den Kaiser und fand von Tag zu Tage größere Gnade in seinen Augen. Oft ergötzte ich ihn in Stunden des Mißmuthes durch Gesang und Lautenspiel, denn gar oft lief traurige Kunde ein, wie der Feind da und dort wieder einen Vortheil über das Volk des Kaisers errungen habe, was ihn immer wieder aufs Neue in Unwillen und Trübsinn versetzte. Bei alle dem sah man doch, daß die Anwesenheit des Kaisers am See einigen Eindruck auf die Eidgenossen gemacht hatte; ihre Feindseligkeiten waren bei Weitem nicht mehr dieselben, wie vor seiner Ankunft; es verlautete sogar, daß sie, obgleich bisher meistens im Vortheile, doch erbötig wären, dauernden Frieden mit dem Reiche zu schließen. Es zeigte sich auch bald, daß dieses Gerede nicht ohne Grund war.

Eines Morgens saß ich im Vorgemache des Kaisers und sahe durch eines der Fenster auf den See hin. Die Sonne war eben über dem Wasserspiegel aufgegangen und beleuchtete die stattlichen Bergkegel und Burgen des nahen Höhgau, als ich in der Hausflur, wo die kaiserliche Leibwache stand, ein Geräusch

vernahm, wie wenn einige Personen sich im lebhaften Gespräche befänden, aus dem heraus ich eine zarte weibliche Stimme deutlich unterscheiden konnte. Eben wollte ich der Thüre zugehen, um sie zu öffnen und zu sehen, was es draußen gäbe, als diese aufging und ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen mir entgegentrat. „Woher bist du, mein Kind, und zu wem willst du?“ fragte ich die sichtbarlich Erschrockene, die mich vielleicht für den Kaiser selbst halten mochte, denn im Aeußern war zwischen ihm und seiner nächsten Dienerschaft beinahe gar kein Unterschied. „Ich bin eine Thurgäuerin, mein hoher Herr,“ antwortete mir das Mägdlein, „und habe hier ein Schreiben aus dem Lager der Eidgenossen an den Kaiser, das ich aber nur ihm selbst einhändigen darf.“ Mit diesen Worten zog sie aus einem zierlich geflochtenen Strohkörbchen, das an ihrem Arme hing, einen großen Brief hervor und hielt mir denselben entgegen. Als ich den Brief in Empfang genommen hatte, ging ich damit in des Kaisers Gemach und hieß die schöne Botin einstweilen im Vorzimmer warten.

Während der Kaiser das Schreiben durchlas, blieb ich hart an der Thüre stehen und hörte von einem Gespräche, das sich zwischen dem Mädchen und einem der Trabanten, der ins Vorzimmer getreten war, entsponnen hatte, noch Folgendes: „Was treiben die Schweizer da oben in ihrem Lagen?“ „Ihr seht's ja,“ antwortete ganz naiv die Gefragte, sie erwarten Euch.“ „Wie stark sind sie wohl?“ „Stark genug, um Euch noch einmal zu schlagen.“ „Sprich auf

der Stelle, wie viele sind ihrer?" „Ei nun, Ihr hättet sie wohl vor den Thoren der Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einziges Mal würdet umgesehen haben." Ueber diese Antwort gerieth der Trabant in die äußerste Wuth, eben wollte er seine Hand an das Schwert legen und drohte dem Mädchen den Kopf zu spalten, als diese sich ihm unerschrocken gegenüber stellte, ihm mit edler Verachtung ins Gesicht blickte und sagte: „Mann, du bist mir ein rechter Held, der einem schwachen Mägdlein mit dem Schwerte droht. Warum stürmst du damit nicht lieber gegen die Posten der Schweizer an? nicht wahr, da antwortet dir statt der Mädchenlippe die Eisenzunge des Mannes." Noch höre ich diese kühne Rede des Mädchens, noch sehe ich den muthigen Blick, womit sie dem Söldlinge gegenüber stand, diesen Blick aus den seelenvollen, blauen Augen, der indessen so wenig auf den rohen Trabanten wirkte, daß er bereits im Begriffe stand, seine Drohung in Erfüllung gehen zu lassen. Rasch trat ich zwischen beide und: „schäme dich, alter Graubart," — rief ich jenem zu, — „gegen ein wehrloses Mägdlein das Schwert zu ziehen." Beschämt steckte der Trabant seine Klinge wieder in die Scheide und verließ das Vorgemach. Ich las in den Augen des Mädchens den stillen Dank ihres Herzens; weder sie noch ich sprachen ein Wort, sie wohl aus Schüchternheit, ich, weil ich im Anschauen ihres lieblichen Wesens gleichsam versunken war. In schön geflochtenen Zöpfen hing ihr blondes Haar über den schlanken

Oberleib herab, den ein schwarzes Mieder umschloß; ein Goller mit weißer Stickerei zog sich, nach Landessitte, bis herauf an den Hals; kurze Aermel von schneeweißen Linnen, die zur Hälfte den Arm unverhüllt ließen, zeigten dessen schöne Rundung, so wie seine blendende Weiße. Während ich immer noch kein Auge von der Holden verwandte und sie stumm den schüchternen Blick zu Boden senkte, wurde die beneidenswerthe Scene durch das Aufgehen der kaiserlichen Zimmerthüre unterbrochen. Der Kaiser erschien, und rief mich in das Gemach. „Die Schweizer," sagte er, als wir da allein waren, zu mir, „machen mir Friedensvorschläge, die für mich durchaus nicht vortheilhaft sind. Wohl habe ich des Herben genug in diesem Kriege erfahren, dieß soll mich indessen doch nicht bestimmen, in ihre Forderungen zu willigen. Soll die Stadt, worin wir uns dermalen befinden, den Schaden von unserer Uneinigkeit haben und den Blutbann und das Landgericht an den Thurgau abtreten? nein, um solchen schändlichen Preis will ich keinen Frieden haben. Dieß ist mein Entschluß, und den kannst du in meinem Namen den Schweizern melden; du hast Nichts in ihrem Lager zu befürchten, sie sind wohl unsere Feinde, aber sonst immer wackere und biedere Leute." Mit diesen Worten entließ mich der Kaiser.

Mit kaum verhohlener Freude übernahm ich den Auftrag meines allergnädigsten Herrn, denn jetzt hatte ich ja die erwünschteste Gelegenheit, noch länger in der Nähe derjenigen zu seyn, die schon im ersten

Augenblicke ihres Erscheinens mich auf so unerklärliche Weise an sich gefesselt hatte. Die liebenswürdige Botin wurde nun meine Begleiterin in das Lager der Eidgenossen. Freundlicher, als ich je erwarten konnte, ward ich allda aufgenommen und, obgleich der Auftrag meines Herrn, des Kaisers, nicht mit dem Begehren der Eidgenossen übereinstimmte, hielt man mich doch ehrlich, wie es einem kaiserlichen Gesandten gebührt.

Als ich das eidgenössische Lager wieder verlassen hatte, folgte ich, ehe ich nach Constanz zurückkehrte, zuvor noch der liebevollen Einladung des Vaters meiner schönen Begleiterin, der sich ebenfalls im Lager seiner Landsleute befand. Es war dieß Hans Steiner, Mitglied des Rathes zu Winterthur, einer aus den edlen Geschlechtern dieser Stadt, der in der schönen Zeit des Jahres den Freisitz Pflanzberg zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Selige Stunden verlebte ich auf diesem schönen Schlosse an der Seite des holden Mädchens. Von hier aus bot sich die allerfrohmüthigste Aussicht auf den Unter- und Obersee dar, und herrlich lag vor uns die uralte Stadt Constanz in ihrer ganzen Ausdehnung. Doppelt herrlich aber ist der Genuß der schönen Natur, wenn ein liebevolles Wesen sich an uns anschmiegt, das Theil nimmt an den Empfindungen unsers Herzens! Es war schon spät Abend geworden, als ich wieder in die Stadt zurückkehrte.

Noch oft wallte ich seitdem hinüber auf den Pflanzberg; die holde Thurgauerin war von nun an

das Bild meiner Träume. Was kümmerte ich mich um den Hader der Völker; mein Mädchen und ich, wir standen im süßen Frieden, und der Vater meiner Geliebten sah mich nicht ungerne in seinem Hause aus- und eingehen, ob er gleich auf der Seite unserer Feinde stand. Aber ach! die selige Zeit sollte zu Ende gehen, noch ehe sie recht begonnen hatte. Mein Herr und Kaiser verließ die Stadt Constanz, ohne durch seine Unternehmungen gegen die Eidgenossen auch nur den geringsten Vortheil errungen zu haben; — auch die übrigen Fürsten folgten ihm. Er nahm seinen Weg durch den Höhgau und Schwarzwald gegen Freiburg. Auf der alten Felsenfeste Hohentwiel, wo Hans Heinrich von Klingenberg, einer der mächtigsten Ritter des Gaues saß, machte der Kaiser einen kurzen Abstand, um von hier aus dem schönen Seegelände und der Stadt Constanz noch einmal Valet zu sagen.

Während der Ritter seinen hohen Gast und dessen Diener herrlich hielt, saß ich auf dem Thurme, der gegen den See zu liegt, und nahm keinen Antheil an der Freude des Gelages; mir mundete nicht der goldgelbe Hohentwieler Trunk, ich sprach kein Wort, aber mein Blick schwebte hinaus in die Ferne der blauen Fluthen. Waren es die Berge, in deren Anschauen ich versunken war? — Hier der hohe Rautis mit seinen sieben Churfürsten, dort der Glärnisch und Tudi, das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Münch und Eiger — im fernsten Hintergrunde die Gebirge des Savoyer-Landes, wo der Montblanc mit seinem

Silberhaupte über die Wolken ragt — o, nein! — mein Auge haftete nicht an dem Eisgurte des Alpengebirges, obgleich ich es noch nirgends in solcher Pracht erblickt hatte, — sondern ein Dörfchen, nahe bei Constanz, dessen Kirche auf einer Anhöhe zwischen Bäumen malerisch hervorblickte, und nahe dabei ein gastliches Haus, waren die Gegenstände meiner Betrachtung. Hell erglänzten die Fensterscheiben des Pflanzberges vom Sonnenstrahle, und im Geiste sah ich dort die Geliebte stehen, die allein meine Sehnsucht theilte und in der Stunde der Trennung mir ein Lebewohl zugerufen hatte, — das letzte auf lange Zeit!

Ich muß abbrechen, liebe Tochter, jene Zeit war die erste und letzte selige meines Erdenlebens. Ich folgte von nun an meinem Herrn und Kaiser auf allen seinen Zügen, sah Städte und Länder, sah manches Herrliche, woran Auge und Herz sich erfreuen mögen! aber der Bodensee und seine Umgebung, das Schweizerland mit seinen Eisbergen waren mir doch die liebsten, in denen meine Gedanken fortwährend weilten; — ich sah manches schöne Frauenbild in deutschen und wälschen Landen, doch, ach! was waren sie Alle gegen mein Mädchen am See mit seinen blauen Augen und blonden Zöpfchen! — sie war die Engelsgestalt, die mir zur Seite ging auf allen meinen Wegen, sie war das Bild, nach dem ich so oft voll Sehnsucht meine Arme im Traume ausbreitete.

4.

Acht Jahre waren dahin gegangen, seitdem ich Constanz und seine Umgebungen zum letzten Male gesehen hatte; kaum dachte ich, daß je mehr der höchste meiner Wünsche erfüllt werden und ich das Land meiner Sehnsucht, das Mädchen meiner ersten, heißesten Liebe wieder erblicken würde. Da wandte sich eines Tages der Kaiser, als er eben zu Straßburg Hoflager hielt, zu mir mit den Worten: „was sagst du dazu, Hans; es geht jetzt wieder hinauf an den See; — du wirst mich doch auch dahin begleiten?“ Voll freudigen Erstaunens konnte ich Anfangs kein Wort hervorbringen, ich nickte blos mit dem Kopfe und beugte mein Knie vor dem Kaiser, zum Zeichen, daß sein Wille auch ganz der meinige wäre. Was der Kaiser gesprochen hatte, war wirklich sein voller Ernst gewesen. Schon lange hatte er beschlossen, mit den Churfürsten und Ständen des Reiches wegen eines Römerzuges zu unterhandeln, der nicht nur des Kaisers Krönung zum Zwecke hatte, sondern auch bewirken sollte, daß einmal den Anmaßungen des Königs von Frankreich ein Ziel gesteckt würde.

Zu dem Ende schrieb Maximilian einen Reichstag nach Constanz aus und entbot allen Fürsten und Ständen, gegen St. Vitus-Tag des Jahres 1507, daselbst einzutreffen. Mit einer noch nie gesehenen Pracht zog der Kaiser von Straßburg aus; tausend Pferde waren in seinem Gefolge. Ueber den Schwarzwald ging es nach Rottweil. Im vollen Glanze seiner

Majestät hielt unser Herr seinen Einzug in dieser Stadt; über seinem Küraß lag ein Waffenrock von goldenem Stoffe, der hin und wieder ordentlich geschlitzt war und ein lustiges Ansehen gewährte. Der Rath nebst vierhundert Bürgern gingen dem Kaiser in feiner Ordnung vor die Stadt hinaus entgegen und der Bürgermeister überreichte ihm an einem Stabe die Schlüssel zu den Thoren, wobei er dem Oberhaupte des Reiches zugleich Rath und gemeine Bürgerschaft in dessen Schutz und Gnade empfahl. Der Kaiser gab die Schlüssel alsbald wieder zurück, empfahl den Gesandten, ihre Stadt, wie bisher, so auch ferner selbst treulich zu bewahren und versicherte sie seiner allerhöchsten Gnade. Hierauf schenkten die Bürger dem Kaiser vier Wagen mit Hafer, zwei Fuder guten Elsasser Weines von vier Ochsen gezogen, sammt einem vergoldeten Gefäße, darin 600 Goldgulden lagen. Der Kaiser aber gab den Bürgern beim Einzuge vierzig Gulden und beim Abzuge eben so viel, um einen Trunk zu halten.

Von hier aus reisten wir gen Ueberlingen am See; — ach, wie schlug da mein Herz, als ich wieder die blaue Fluth erblickte, wie vor acht Jahren, wo ich zum ersten Male dieses reizende Gelände betreten hatte. Nach Constanz gelangten wir in den schönen Tagen des Junius; — bunte Wiesen und Gärten mit blühenden Bäumen lachten uns entgegen, als wir an das Ufer stiegen. Sechsundzwanzig geistliche und weltliche Fürsten, sammt vielen andern Ständen des Reichs und ihren Gesandten, waren schon

angekommen und harrten des Kaisers. Es hatten sich unter andern hier eingefunden: Herzog Georg von Sachsen, Herzog Ulrich von Württemberg, Herzog Erich von Braunschweig, Herzog Albrecht von Baiern, Churfürst Friedrich von Sachsen nebst den beiden geistlichen Churfürsten von Mainz und Trier. Die entfernteren Fürsten hatten ihre Gesandten geschickt.

Bald nach unserer Ankunft in Constanz wurde der Reichstag eröffnet. Während der Kaiser der Versammlung beiwohnte, ging ich, unbekümmert um all die wichtigen Angelegenheiten, worüber verhandelt werden sollte, eine gewohnte Straße längs der Strömung des Rheins, bis zu dem Orte, wo ich so manchen seligen Augenblick in der Nähe der Geliebten verlebt hatte. Aber wie ich an dem Schlosse stand, auf dem ich vor acht Jahren so gastlich aufgenommen worden war, kam es mir vor, als ob sich indessen gar Vieles auf dem lieben Pflanzberge geändert hätte. Es war auch nicht anders. Ich wandelte durch das Hofthor: kein Doggenpaar sprang mir da freundlich entgegen wie früher; ich trat in die Hausflur, aber Niemand bewillkommte mich hier mit dem gewohnten Gruße. Als ich schon auf einer der obern Treppen stand, trat ein griesgrämiger Alter aus einem Gemache und fragte mich mit barscher Stimme, wohin und zu wem ich wollte? „Zum Junker Hans Steiner," antwortete ich kurz, ohne mich durch das mürrische Wesen des Alten stören zu lassen. „Der ist nicht weit von hier," grinzte der Alte mir entgegen; „drüben auf dem Kirchhofe könnt Ihr ihn besuchen; er wird

Euch aber wenig Gehör geben, sintemal er einen tiefen und langen Schlaf schläft.“ „Und seine Tochter?“ fragte ich hastig weiter. „Ha ha,“ sagte der Murrkopf, aber ernster als zuvor, „jetzt versteh' ich Euch; Ihr seid wohl auch einer jener vielen irrenden Ritter, die sie am Narrenseile gängelte — ist wohl der Mühe werth, nach der zu fragen; die hat Nichts mehr hier zu suchen — in Constanz könnt Ihr sie finden, da wohnt sie bei einer Base: aber glaubt mir, junger Mann, sie ist Eurer Bemühungen nicht werth, wer Ihr auch seyn mögt.“ Mit diesen Worten machte er eine kleine Verbeugung und ging, ohne weiter auf das zu hören, was ich erwiedern wollte, in sein Gemach zurück. Lange stand ich da wie eingewurzelt, mein Auge haftete stier an dem Boden und die Arme waren fest über einander geschlagen. Erst als sich das Gemach wieder öffnete, und der Alte sich abermal zeigte, blickte ich wieder auf. „Elender Lügner,“ rief ich dem Manne wild entgegen, obgleich ich ihn vorher noch nie gesehen hatte und also auch nicht wissen konnte, ob seine Rede wahr oder unwahr wäre; — dieser aber blieb bei Allem so gleichgültig, als ob ihn das Wort gar nichts anginge, betrachtete mich eine Zeit lang vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte dann spöttisch lachend weiter nichts, als: „wünsch' gute Besserung!“ Hiemit drehte er mir den Rücken und schlug die Thüre hinter sich zu. Traurig und niedergeschlagen verließ ich das Schloß; schreckliche Ahnungen bemächtigten sich meiner Seele, während ich die Straße wandelte, auf der mich die geliebte

Bewohnerin des Schlosses so oft begleitet, wo sie mich so oft bei Allem, was heilig ist, ihrer aufrichtigsten Liebe versichert hatte.

Als ich in der Stadt ankam, war gerade die erste Sitzung des Reichstags geschlossen worden. Den übrigen Theil des Tages bestimmte der Kaiser dem Gedächtnisse seines Sohnes, Königs Philipp von Spanien, der das Jahr zuvor in Burgos gestorben war. Eben begab sich der Zug sämmtlicher Fürsten, den Kaiser an der Spitze, nach der Domkirche. Unwillkürlich folgte ich den in Trauerflöre Gehüllten, denn wer gehörte jetzt mehr unter die Zahl der Trauernden, als ich? Ich trat in die Kirche ein, um da, wo schon so manches Herz in Stürmen jeder Art Ruhe gefunden, vielleicht auch meine Ruhe und meinen Frieden wieder zu finden; denn wo es im Gemüthe des Menschen selbst düster ist, da sprechen Nacht und Dunkelheit um ihn herum besser an, als Tag und Sonnenschein. Das Dunkel der Abenddämmerung hatte schon die weiten Hallen des Domes erfüllt, nur die hellen Farben der schön gemalten Fensterrose verbreiteten noch von obenher einiges Licht auf die Eintretenden. Mitten im Schiffe der Kirche war ein prächtiges castrum doloris errichtet, um welches die Wappen des verstorbenen Königs hingen. Es war erleuchtet durch sechshundert Kerzen und um dasselbe standen dreißig edle Herren, deren jeder eine brennende Kerze in der Hand hielt. Nachdem der Bischof von Münster das Seelenamt gelesen und der von Constanz das Lobamt gesungen hatte, ging der Kaiser an den Altar

zum Opfer; ihm folgten die übrigen Fürsten, nach diesen alle Grafen und Herren, die bei dem Reichstage anwesend waren, und zuletzt des Kaisers und der Fürsten Dienerschaft Auch ich legte mein Scherflein in dem Opferbecken nieder, indem ich im Herzen den glücklich pries, für dessen Seelenheil ich opferte, der schon längst angekommen war im Ruheporte, wo der Mensch landet von den Stürmen des Lebens, wo er ausruht von den Schmerzen der Liebe.

Beruhigter als ich eingetreten war, verließ ich den Dom; aber ach, diese Ruhe verschwand bald wieder; das Bild, welches wohl Jahre hindurch der Gegenstand meiner Träume gewesen war, stand jetzt in schönerer Glorie, als je, vor meiner Einbildungskraft, es war die Jungfrau in ihrer vollen Entfaltung, die mir freundlich zulächelte, wie in früheren Zeiten; — aber, wenn ich meine Arme nach ihr ausstrecken wollte, wandte mir das Bild den Rücken; ich erwachte im Schmerze der Sehnsucht, und suchte wachend auf, was sich im Traume von mir gewendet hatte. Es war kein Gäßchen in der Stadt Constanz, wo ich am Morgen nicht nachfragte, kein Haus, an das ich mich nicht Stunden lange hinstellte, harrend, ob nicht diejenige aus- oder einginge, die bei allen Zweifeln, welche der Alte auf Schloß Pflanzberg in mir rege gemacht hatte, mir dennoch das Theuerste im Leben war. Aber nirgends konnte man mir Auskunft geben, wo ein Schweizermädchen wohne, das nach dem Tode ihres Vaters bei einer Verwandten in Constanz ihren Aufenthalt genommen hätte. Viele Tage lang wieder-

holte ich meine Nachforschungen, Alles war vergebens. Zuletzt glaubte ich, daß der griesgrämige Alte mir nur Unwahrheit berichtet hätte und daß mein Mädchen sich wahrscheinlich in Winterthur befände. Dieser Vermuthung gab ich um so gerner Raum, weil in diesem Falle auch die übrige Aussage, die mein Herz mit so großer Unruhe füllte, als Lüge und Verläumdung dastand.

Während ich allmählig jede Hoffnung aufgegeben hatte, die Ersehnte in den Mauern der Stadt Constanz aufzufinden, sollte der Zufall mein Führer werden. Der Kaiser gab während des Reichstages manchmal den versammelten Fürsten zwischen die Geschäfte hinein eine Erholung, damit sie über den vielen schwierigen Berathungen und Abthuungen nicht verdrüßlich würden. Diese Erholungen bestanden zum Theile in Wasserfahrten nach den nahen Inseln Meinau und Reichenau. Abt dieses Klosters war damals Martin, ein Geborener von Weissenburg, dem der Kaiser mit besonderer Freundschaft zugethan war; dieser fuhr uns allemal mit den Amtsherren des Convents entgegen und geleitete uns in das uralte Münster, wo so manches Merkwürdige aufbewahrt wurde, und von da aus auf die stattliche Pfalz, wo seit den Zeiten Carls des Großen schon so mancher Kaiser und König beherbergt worden war. Wenn wir aber auf die Meinau fuhren, wo damals der Deutschordens-Commenthur von Erbach seinen Sitz hatte, so wurden wir jedes Mal in dem deutschen Hause gar stattlich bewillkommt. Große Feldschlangen, Karthaunen

und Steinbüchsen wurden zu besonderer Ehrenbezeugung gelöst, wobei jedes Mal auch die Trompeter des Commenthurs sich lustig hören ließen und die schönsten Stücklein aufbliesen.

Unter solchen Erholungen und Ergötzlichkeiten zwischen die Geschäfte des Tages hinein ging der Reichstag zu Ende. Zum Beschlusse desselben veranstaltete der Kaiser den versammelten Fürsten und Herren zu Ehren noch eine große Feierlichkeit. Doch, nicht diese allein, sondern auch die Bürger der Stadt, so wie die Bewohner der Umgegend, selbst die Schweizer nicht ausgenommen, sollten daran Theil nehmen. Das erste war ein Freischießen mit Bogen und Hakenbüchsen. Bei dem großen Steinhause am Damme, wo vor hundert Jahren das weltberühmte Concilium abgehalten worden war, wurde die Schießstätte errichtet. Der Kaiser selbst trat unter den Schützen auf, denn er war in allen körperlichen Uebungen und Fertigkeiten einer der Wackersten. Um diese Schießstätte herum waren Tische in langen Reihen aufgestellt, daß die Geladenen nur niedersitzen durften, um zu essen und zu trinken, denn der Kaiser hatte Alles die Hülle und die Fülle herbeischaffen lassen. Man sah hier die zierlichsten Herren und Frauen des Schwaben- und Schweizerlandes in freundnachbarlicher Eintracht zu gemeinsamer Freude und Ergötzlichkeit versammelt. Erst, als die Sonne anfing, hinter den Bergen des Höhgau's niederzusinken, erhob sich die Menge, welche bisher froh und lustig durch einander gewogt hatte — und in geordneten Schaaren zog man wieder in die

Stadt zurück, voran der Kaiser und die Fürsten, dann die Patrizier-Familien der Stadt und Umgegend, hinter ihnen das übrige Volk.

War auf diese Weise der Tag lustig dahingebracht, so verhieß der Abend noch größere Freuden. Der Kaiser hatte an den Magistrat der Stadt das Begehren stellen lassen, daß sämmtliche Herren des Raths sammt den edlen Geschlechtern sich in dem sogenannten Hause zur Katze, der Trinkstube der Patrizier, einfinden sollten, und jeder sollte Frau und Tochter mitbringen; daselbst wollte der Kaiser noch einen Ehrentrunk und Tanzbelustigung geben. Nicht vergebens war die Einladung an die Herren ergangen. Als man die Kerzen anzündete, wallten schon in langen Zügen stattliche Herren in Gold und Sammt gekleidet nach dem Zunfthause, jedem zur Seite ging seine Hausfrau im besten Schmucke und neben her hüpften gewöhnlich zwei oder drei Töchterlein, mit Gesichtchen, wie man die Heiligenbilder zu malen pflegt. Im Hause zur Katze waren fünf lange Tafeln, mit den auserlesensten Weinen und Speisen besetzt, zugerichtet. Kein Platz blieb leer, denn keiner der Geladenen hatte sich zu kommen geweigert. Oben saß der Kaiser und neben ihm, zu beiden Seiten, die Fürsten des Reichstages. Ich stand, als erster Diener, neben meinem Herrn, um jeden seiner Winke zu beobachten. Die Kerzen brannten im Saale und flimmerten herrlich in dem Gold- und Silberschmucke der Frauen und Jungfrauen, und doch machte all diese Pracht und Herrlichkeit nur sehr wenig Eindruck auf

mich. Mein Blick war blos auf einen Gegenstand gerichtet, der schon diesen Mittag auf dem Damme unter der Menge der Hin- und Herwogenden an mir vorübergegangen, aber meinem verfolgenden Blicke plötzlich wieder entschwunden war. Es war eine Jungfrau, deren Anzug weder von Gold noch von Silber glänzte; nur ein Kränzchen von weißen Rosen schlang sich um ihr blondes Hauptthaar. Je länger ich sie betrachtete, um so bekannter erschienen mir ihre Züge; sie hatte die Augen verschämt niedergeschlagen; nur ein Mal blickte sie auf — ihr Blick begegnete dem meinigen — es war dasselbe Auge, das mir einst so liebevoll entgegengestrahlt hatte. Es ruhete einige Augenblicke auf einem bekannten Gegenstande — der Blick war noch der gleiche, liebevolle, wie sonst, aber es war darin zugleich der Ausdruck der innigsten Wehmuth und des Schmerzens ausgedrückt.

„Den Becher gefüllt," hatte der Kaiser schon zweimal gerufen, ohne daß ich es gehört hatte; erst als er den Befehl zum dritten Male wiederholte, verließ ich die Stelle, um zu gehorchen. Ich reichte dem Kaiser den vollen Becher, meine Hand zitterte, so daß der köstliche Burgunder beinahe überfloß; er trank in vollen Zügen und stand dann auf von seinem Platze. Das war das Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte. Pauken, Trompeten und Cymbeln erschallten und jeder der Herren suchte sich eine Tänzerin. Der Kaiser eröffnete den Reihen: wie im Ritterspiele, so war er auch im Tanze einer der Gewandtesten seiner Zeit. Mit ritterlicher Höflichkeit bot er seiner

Nachbarin, der Tochter des Bürgermeisters Christoph Schultheß, die Hand, freundlich verneigte sich diese gegen den Kaiser und bald sah man das gewandte Paar, dem noch viele andere folgten, durch die weiten Räume des Saales schweben. Auch Sie, der ich allein meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, war unter den Tanzenden; ein junger Patrizier schwang sie im Wirbel. Der erste Reihen war vorüber, die Paare setzten sich wieder um auszuruhen und stolz blickte Margarethe Schultheß auf ihre Umgebung, als der Kaiser sie an ihren Platz zurückführte. Während er sich aber freundlich gegen seine Tänzerin verneigte, sah er sich schon wieder nach einer zweiten um; — ich bemerkte deutlich, wie sein Blick auf den Gegenstand fiel, den auch ich allein sah unter den vielen herrlichen Frauen und Fräulein. Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als zum zweiten Male das Zeichen zum Tanze erklang, war sie es, mit der er den Reigen eröffnete. Und das war nicht das letzte Mal, daß der Kaiser mit ihr tanzte: noch oft sahe ich diesen Abend beide sich im schwebenden Wirbel drehen.

5.

Mitternacht war schon vorüber; die Scheibe des Mondes, die bisher mit ihrem goldenen Glanze in den Saal gestrahlt hatte, wurde allmählich bleicher, eine Kühle strich durch die hochgewölbten Bogen und man fühlte wohl, daß man stark im ersten Viertel des neuen Tages stand. Die Reihen der Tanzenden

wurden nach und nach lichter. Da und dort murmelte ein alter Patrizier ein Wörtchen an sein jugendliches Töchterlein hin — es war von Aufbruch die Rede — und die holden Kinder fügten sich willig in das ernste Gebot; denn wohl hatte man von der neunten Stunde des Abends bis früh Morgens zum Hahnenschrei der Wonne des Tanzes genug genossen, auch galt damals ein einziger Wink, ein einziges Wort der Eltern mehr, als jetzt langes Reden und Mahnen; denn das war noch die gute alte und sittsame Zeit. Ein Paar nach dem andern schlich sich, in dichte Mäntel gehüllt, aus dem Saale; mein Herr und Kaiser aber blieb sammt dem zwanzigjährigen Herzog Ulrich von Württemberg noch zurück. Sie hatten sich zum Gespräche in einem Nebengemache niedergesetzt; des Tanzens war nimmer viel, da die Tänzerinnen sich nach und nach alle weggestohlen hatten. Beider Unterhaltung nahm einen traulichen Ton an und wurde immer lebhafter, denn der Kaiser liebte solche Männer, dergleichen der Herzog war, ob er gleich an Alter um mehr als das Doppelte über diesem stand; — zudem war er ja sein nächster Vetter. Ich kam jetzt nimmer aus der Thätigkeit, denn nun waren crystallene Becher das einzige, worauf ich blicken durfte; mein Mädchen, meine einzige Augenlust an diesem Tage, war schon lange aus dem Saale verschwunden. „Den Becher gefüllt!“ war immer das dritte Wort des Kaisers; bald reichte ich ihn meinem Herrn, bald dem Württemberger dar.

Das Feuer des Burgunders spiegelte sich bald

nur allzusichtbar in den glänzenden Blicken der beiden Herren ab, es strömte aus in heitern und zuletzt scherzhaften Worten, die mit dem sonst ernsten und sittsamen Wesen des Kaisers, das er als Wittwer schon mehrere Jahre hindurch beobachtet hatte, so schwer vereinbar schienen. „Es lebe, was uns lieb ist!“ rief der Kaiser, und brachte den Becher dem Herzoge entgegen. „Es kommt darauf an, was mein gnädiger Herr und lieber Vetter meint,“ erwiederte Ulrich, und faßte den Becher zum Anstoßen. „Was anders, als dein Bräutlein, meine liebe Base Sabina von Baiern.“ Da blickte der Herzog zum ersten Male ernst, wie ich ihn bis daher noch nie gesehen hatte: — „sie lebe,“ rief er, aber das Wort ging nicht frisch von der Leber, er stieß an mit dem Kaiser, der Stoß ließ einen seltsamen Ton nach sich und das herrliche Kelchglas war bis auf den Boden zersprungen. „Was du doch für ein hitziger Mensch bist, Vetter,“ sagte der Kaiser, und betrachtete nachdenkend den zersprungenen Becher. „So will man's,“ entgegnete der Herzog, „man hält nichts auf einen Bräutigam, bei dem sich nicht überall das Feuer und die Kraft kund gibt.“ „Nun, so mach' einmal, daß wir dich als Ehemann begrüßen können; 's wär, denk ich, hohe Zeit, daß du endlich Hochzeit machtest.“ „Seit anno neun und neunzig Bräutigam ist freilich eine lange Zeit, und wohl schlimmer, als zehn Jahre Wittwer, denn als Bräutigam hat man das Joch noch vor sich, als Wittwer hinter sich.“ Lachend sprach der Herzog dieses Wort, denn er hatte

wahrgenommen, wie der Kaiser über dem Zerspringen des Glases auf einmal in eine ernste Stimmung zu verfallen schien, darum suchte er seinen bedeutungsvoll ausgesprochenen Worten eine scherzhafte Deutung zu geben, indem er auf den langen Wittwerstand des Kaisers hinwies.

Die ernste Stimmung meines Gebieters war im geselligen Kreise niemals von langer Dauer, und so gelang es dem jungen Herzoge auch dießmal bald, den Ernst von des Kaisers Stirne zu scheuchen und die trüben Ahnungen zu entfernen, die in seinem Innern aufstiegen und leider nur zu sehr in Erfüllung gingen, als vier Jahre später der Herzog das Bündniß mit Sabina von Baiern schloß, das er gerne auf immer vertagt hätte. „Wißt Ihr auch," sagte der Herzog im Verlaufe des Gespräches unter Anderem mit lachendem Munde zum Kaiser, „was Euer Stammherr, der erlauchte Rudolph that, als er noch in späten Jahren des Wittwerstandes müde geworden war? er heirathete das blutjunge Fräulein Agnes; weiß der Himmel ob sich der alte Herr besser dabei befunden als vorher, denn nicht umsonst sagt der alte Chroniker Ottokar von Horneck von ihm: „er sei der verborgenen Minne Dieb gewesen." Der Herzog hatte hier eine schwache Seite des Kaisers berührt, doch das that ihm nicht wehe, wenn es im traulichen Gespräche und von Solchen geschah, die er so wohl leiden mochte, wie seinen lieben und getreuen Vetter, den Herzog Ulrich. „Was willst du damit sagen, Vetter?" lächelte der Kaiser, „willst du mir

sagen, daß Rudolphs Blut auch in meinen Adern rolle?" „Nun," entgegnete Ulrich, „die Habsburger waren von jeher Eines Sinnes, und der Apfel fällt nie weit vom Stamme." „Kannst Recht haben," rief der Kaiser. „Es lebe, wer gut Habsburgisch ist!" war des Herzogs Antwort; — da hob der Kaiser einen frisch gefüllten Pokal in die Höhe und „es lebe, was uns lieb ist!" ertönte aus beider Munde. Die Herren tranken und ihre Stirnen rötheten sich immer mehr, der Gegenstand ihres Gespräches wurde stets deutlicher; wie zwei Jünglinge überließen sie sich ganz ihrer Laune und am Ende hätte man glauben können, Beide gingen auf Freiersfüßen. „Vetter," sprach der Kaiser, indem er mit der Hand über seine glühende Stirne fuhr, „willst du nicht einen Gang mit mir machen, daß wir uns abkühlen?" „Mit Willen," entgegnete der Herzog. Die beiden Herrn hüllten sich hierauf dicht in ihre Mäntel; ich mußte ihnen folgen. Wir wandelten durch die Hallen des Zunfthauses, wo Alles noch im tiefsten Schlafe lag; schauerlich blickte der Dom in der Dämmerung uns entgegen, wir durchschnitten den Platz und kamen gerade durch die Straße, welche über die Rheinbrücke nach Petershausen führt, an ein großes Herrenhaus aus uralter Zeit, vor welchem wir stille hielten. „Ist dieß das Haus des Patriziers Hans von Guldmast?" fragte der Kaiser leise, indem er sich zu dem Herzoge wandte. „Kein andres kann es der Beschreibung nach seyn," entgegnete dieser; „so viel ich

in der Dämmerung unterscheiden kann, besteht es aus drei Flügeln, die einen Hof umschließen."

„Nun ja, so hat sie es mir mit eigenen Worten bezeichnet," setzte der Kaiser hinzu, und wandte sich zu mir: „Wir sind zur Stätte, fang' an, mein lieber Hans, spiel' und singe du an meiner Statt, ich bin dessen nimmer Meister, wie in frühern Jahren; spiel' ein feines Liedlein, so ein Liedlein an's Liebchen." Ich stimmte die Laute, aber es war mir wunderbar dabei ums Herz, lieber hätte ich es gelassen, aber ich mußte dem Befehle meines Gebieters gehorchen. Meine Stimme bebte, — es war das erste Mal, daß ich in solcher Stunde und an solchem Orte sang: oft wollte der kühle Morgenwind meine Stimme zurückdrängen, wie wenn mein Gesang ein unheilbringender wäre. Indessen ermannte ich mich doch und begann die erste Strophe:

„Leise, Lautenton,
Denn sie schlummert schon.
Sanft nur schwebe vor
Ihrem Ohr;
Daß sie wähne
Liebliche Töne
Von himmlischen Chören
Im Traume zu hören."

Kaum hatte ich die Strophe geendet, so vernahmen wir ein Geräusch im obern Stockwerke. Ein Fenster öffnete sich und im schwachen Dämmerlichte wurde eine Frauengestalt sichtbar, die sich durch das Fenster herausbog. Ein weißes Tuch wehte in ihrer

Hand, dann trat sie wieder zurück und das Fenster schloß sich hinter ihr. Eine kleine Pause verging dazwischen, — jetzt klirrte das kleine Pförtchen neben dem Hofthore und wurde zur Hälfte geöffnet. Flugs stand der Kaiser am Pförtchen: „haltet gute Wache!" rief er uns zu, und verschwand hinter demselben. Eine zarte Mädchenstimme, das hörte ich noch, bewillkommte den Eintretenden, und es war mir, als ob ich sonst schon eine ähnliche Stimme gehört hätte.

Den gezückten Stahl in der Hand, stellte sich der Herzog als getreuer Wächter an die Pforte, ich stand ihm gegenüber und die Laute lehnte zu meinen Füßen. Nach und nach verschwanden die Sterne am Himmel, immer deutlicher stellte sich des Domes Riesengestalt unsern Augen dar und in den benachbarten Häusern fing es schon allgemein an, sich zu regen. „Was meinst du, guter Spielmann," begann der Herzog, ich dächte, es wäre Zeit, daß wir unserem Minnedieb das Tageslied sängen; es ist kein Wächter oben im Hause, der dieß Amt übernähme, laß du deine Laute noch einmal ertönen und sing ihm eins. Hast du ihn hineingesungen zur seligen Stunde, so sing ihn nun auch wieder heraus; es ist jeden Falles besser, man findet unsern gnädigen Herrn hier unter uns, als dort oben im Kämmerlein. Ich that einige Griffe in die Saiten, aber das Singen wollte nimmer von Statten gehen. Nicht lange stand es an, so erschien der Kaiser — meine Lautenklänge hatten ihren Zweck nicht verfehlt — er hatte sie wirklich für eine Mahnung zum Aufbruche

gehalten. „Nichts für ungut," scherzte der Herzog, „daß wir sobald das Wächterlied sangen; bis wir in unserer Herberge sind, kann uns nachsehen wer da will." Die Herren hüllten sich tiefer in ihre Mäntel, drückten das Baret ins Gesicht, und als wir in der Pfalz ankamen, war die Sonne schon dem See entstiegen und beleuchtete die Ufer mit ihrer Strahlenpracht.

6.

Bald nach diesem nächtlichen Abenteuer verließ der Kaiser Constanz und begab sich über Augsburg nach seinem Lieblingsaufenthalte Innsbruck. Doch verweilte er dießmal nur kurz daselbst, denn bald wurde er nach den Niederlanden berufen und, als die Sachen dort wieder in Ordnung waren, rüstete er sich zu dem Römerzuge, der schon in Constanz einen Hauptgegenstand der Besprechungen gebildet hatte. Während dieser ganzen Zeit war ich immer um den Kaiser, aber seit jenem Aufenthalte in Constanz — ich gestehe es — hatte meine Anhänglichkeit an ihn mit jedem Tage abgenommen; sonst war es meine größte Lust gewesen, in seiner Nähe weilen zu dürfen, jetzt war es mir unheimlich bei ihm geworden; ich sah von nun an in ihm blos den Mann, der das größte Unrecht gegen mich im Leben begangen hatte. Sonst konnte ich ihm so vertrauensvoll in das Auge blicken, seit jenem Tage scheute mein Blick oft an dem seinigen, wenn dieser auch noch so mild und huldvoll auf mir ruhte. Diese Aenderung machte immer mehr

den Wunsch in mir rege, mich auf irgend eine schickliche Weise aus seinem Dienste zu ziehen und nach Mergentheim zu meinen Eltern zurückzukehren, von denen ich seit acht Jahren nur gelegentlich durch Diesen oder Jenen Nachricht erhalten hatte, daß sie noch am Leben wären und sich sehnten, mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Lange wollte sich keine schickliche Veranlassung finden, dem Kaiser die Sache vorzutragen, bis dieser einmal selbst meinem Wunsche zuvorkam.

Zu Anfange des Jahres 1508 begleitete ich ihn nach Trient. Dort wurde er, so hatte es der Pabst eingeleitet, von den päbstlichen Legaten in der Domkirche mit allen Ceremonien und Feierlichkeiten, wie solches in Rom selbst zu geschehen pflegte, zum Römischen Kaiser gekrönt und gleich darauf durch die Reichsherolde in allen Straßen der Stadt unter dem Schmettern der Trompeten als Römischer Kaiser ausgerufen. Einige Tage nach der Krönung, als der Jubel des Festes bereits vorüber war, wendete sich der Kaiser eines Morgens, als ich in sein Gemach trat und ihm das silberne Handbecken reichte, zu mir mit den Worten: „Nun, mein Lieber, wäre erfüllt, wovon wir schon so lange geredet, und mein Ehrentag ist vorüber. Aber jetzt kommen andere Zeiten; es geht gegen die Venetianer, das kann ein langwieriger Strauß werden, dahin wirst du mir wohl nicht folgen wollen?" „Ich theile das Schwere mit Euch, mein erlauchter Gebieter, wie das Erfreuliche," war meine Antwort. „Man theilt gerne

Leid und Freud'," — fuhr der Kaiser fort, — „mit denen, die man mit inniger Liebe, mit ganzem Vertrauen umfaßt, aber..." (ich wußte, was er sagen wollte, ich fühlte, daß er schon längst die Veränderung meines Wesens bemerkt hatte, ich wollte eine Antwort hervorsuchen, aber die Rede wollte nicht von Statten.) „Laß es gut seyn," unterbrach der Kaiser selbst mein Stillschweigen, „du hast alte Eltern, die dir näher stehen, als ich, was soll ich ihnen den Trost ihrer letzten Tage nehmen? Wir müssen uns trennen, das habe ich schon lange bei mir beschlossen, nur meinen letzten Ehrentag solltest du nach meinem Wunsche noch bei mir erleben. Morgen gehe ich nach Innsbruck zurück und dann ins Reich nach Ulm, um von dem Schwäbischen Bunde für meinen Venediger Zug noch mehrere Hülfe zu werben, — bis dahin bleibe noch bei mir, und dann führt dich ein kurzer Weg zu den Deinigen zurück. Aber Eines," setzte er bedeutungsvoll hinzu, „thue mir noch zu Liebe; ein Auftrag, den ich nur dir allein vertrauen kann, gehe durch deine Hand nach Constanz." „Was ich für Euch thun kann, mein erlauchter Herr und Kaiser, soll geschehen, und wenn ich mit meinem Blute Euch dienen könnte," war meine Antwort. Seitdem wurde von der Sache vorerst nicht mehr gesprochen.

Wir zogen zurück nach Innsbruck und setzten nach kurzem Aufenthalte daselbst die Reise gen Ulm fort. Als wir in das Lechthal gekommen waren, wo das Städtchen Füßen liegt, trat ich zu dem

Kaiser und sprach: „Erlauchter Herr und Gebieter, wir sind zur Stelle, wo die Wege nach Ulm und dem Bodensee sich scheiden; wenn Ihr mir erlaubet, so verlasse ich Euch hier und entledige mich des Auftrages, den Ihr mir zu ertheilen geruhen wollt; ich will lieber Eure Angelegenheiten besorgen, ehe ich mich nach Mergentheim in meine Ruhe zu den Meinigen begebe." Der Kaiser war mit meinem Wunsche einverstanden und händigte mir zwei Päckchen ein; „das eine," sprach er, „ist für dich, daß du dabei meiner auch in Zukunft gedenkest," das andere war überschrieben an die Wittwe des Patriziers Hans von Guldmast in Constanz. Dankend, und mit dem Versprechen, Alles richtig zu besorgen, verließ ich meinen bisherigen Herrn; jetzt erst fühlte ich, wie innig das Band war, das mich seit beinahe neun Jahren an ihn geknüpft hatte; wir armen und kurzsichtigen Menschen lernen ja oft erst in der Stunde der Trennung den Werth Derer schätzen, deren Nähe wir nun mit Einem Male für immer missen sollen.

Nach zwei kleinen Tagereisen, die mich meistens über hohe Berge führten, stand ich zu Lindau am Ufer des Bodensees. Sonst war es mir ein frohes, wohlthuendes Gefühl, wenn ich hinblickte über die blaue Fläche des Schwäbischen Meeres; — ich weiß selbst nicht, warum es dießmal anders war. Mit düstern Ahnungen bestieg ich das Lastschiff, das eben nach Constanz zu steuern im Begriffe war; stumm und für keine Freude empfänglich fuhr ich durch die spiegelglatte Fläche; mit schwerem Herzen betrat ich

am Damme den mir wohlbekannten Boden. Ohne meinem von der Reise ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen, war mein erster Wunsch, mich sobald als möglich meines Auftrages zu entledigen. Schnell ging ich über den Markt und als ich nach dem Hause des Patriziers Hans von Guldmast fragte, wies man mich nach dem Münsterplatze und deutete auf das große Haus rechter Hand, an dem vorüber die Straße nach Petershausen führt. Es war dieß dasselbe Haus, wo ich kaum ein Jahr zuvor auf den Befehl meines Herrn und Kaisers ein Ständchen gebracht hatte.

Ich trat durch die Pforte, stieg die Treppe hinauf, aber Niemand begegnete mir. Auch auf der Hausflur war es ganz stille. Da nahete ich mich einer Thüre und hörte innerhalb das Wimmern eines kleinen Kindes. O Gott! wie erschrack ich, als ich die Thüre öffnete. Auf einem Bette saß, bleich und abgezehrt gleich einem Marterbilde, ein weibliches Wesen — ich erkannte in ihm die Züge der Thurgäuerin, des Mädchens meiner ersten Liebe, einst eine blühende Rose, jetzt zerknickt und abgefallen. Neben ihr lag ein kleines Kind von wenigen Wochen. Wie fest gebannt blieb ich an der Thüre stehen; ich wußte nicht, ob ich meinen eigenen Augen trauen sollte. Die Wohlbekannte schien übrigens durch meine Gegenwart wenig gestört, nur drückte sie ihre Hand fest auf den Mund des Kindes, vielleicht um dessen Wimmern zu hindern und lachte zu dem Allen; aber das war kein natürliches Lachen. Eine bejahrte

Matrone, die eben ins Zimmer trat, hieß mich willkommen und bot mir einen Stuhl; als ich aber näher zu der Kranken trat, blickte mich diese lange stier an, als ob sie mich mit ihren Augen durchstechen wollte, ging dann auf mich zu und machte Miene, mich zu umarmen; aber eben so schnell trat sie wieder zurück und erhob von Neuem ein gräßliches Gelächter. „Verzeiht, Fremdling," sagte die Matrone, zu mir sich wendend, „daß ich Euch nicht alsogleich mit dem Zustande der Kranken bekannt machte; sie ist seit der Geburt dieses armen Würmleins am Verstande irre geworden." Ich weiß nicht, hörte ich auf die Rede der Frau oder nicht, ich saß da, stumm und unbeweglich, den Blick stets auf die Kranke gerichtet, daß man mich selbst hätte für einen halten können, der am Verstande leidet. Erst, als mich die Matrone weiter fragte, woher ich käme und was ich wünschte, merkte ich, daß das Gespräch mich anging und da gab sich dann bald Gelegenheit, mich meines Auftrages zu entledigen; ich übergab das Päckchen der Matrone und nannte ihr den Namen dessen, der mich gesandt hatte. Als die Kranke den Namen Maximilian hörte, sprang sie auf, wie zuvor, trat dann aber gleich wieder zurück und lachte so gräßlich, daß es mir durch Mark und Gebein drang. „Seht," sagte die Matrone, indem sie das Päckchen aus meiner Hand nahm, „der Name, den Ihr eben nanntet, ist ihr ein wohlbekannter Name. So hat doch der Mann, dem sie Alles opferte, *ihrer* noch gedacht, aber leider zu spät,

da sie seiner nicht mehr gedenken kann.“ Mit Thränen im Auge sprach sie dieses Wort — sie hatte inzwischen das Päckchen geöffnet und zog eine blanke goldene Kette von hohem Werthe heraus. Dann trat sie zu der Kranken hin, hielt ihr die Kette vor und sagte ihr dabei laut in das Ohr: „sieh' da, Marie, dieß von Maximilian.“ Hastig faßte Marie die Kette und bedeckte sie mit ihren Küssen, aber im gleichen Augenblicke warf sie dieselbe wieder von sich und auf das Kind hin, das immer noch wimmerte. Ich hatte bemerkt, daß bekannte Namen einen Eindruck auf sie machten, darum trat ich näher, ergriff ihre Hand und sprach freundlich: „weißt du noch, liebe Marie, von dem Lautenhans aus Schwabenland, der einst auf dem Pflanzberge so glücklich mit dir war?“ Diese Worte schienen Eindruck auf sie zu machen, sie legte die Hand an die Stirne, als wollte sie sich auf etwas besinnen, ihr bisher stierer Blick wurde wehmüthig milde, aber — statt einer Antwort, griff sie nach der Kette, warf sie auf den Boden und trat mit Füßen darauf — dann folgte wieder ein gräßliches Lachen. Nur mit Mühe konnte man ihr die Kette nehmen, die sie vernichten wollte. „Den Namen,“ sagte die Matrone, „den Ihr da eben aussprachet, habe ich oft von ihr nennen hören, ehe sie in diesen Wahnsinn verfiel; ach! Ihr werdet Nichts ausrichten können, bester Fremdling; Gott allein kann hier das Beste thun und ihre und meine Noth ansehen — freilich, das arme, verlassene Kind, wer wird sich seiner annehmen?“ Ich konnte weiter

nichts mehr sprechen, sondern faßte nur noch einmal liebevoll die Hand der Kranken, verabschiedete mich von der Matrone und versprach bald wieder zu kommen.

Zur Stunde miethete ich eine Wohnung, nicht weit von dem Hause des Hans von Guldmast. Die Sorge für die Kranke war mir jetzt für den Augenblick wichtiger geworden als die Rückkehr zu meinen Eltern. Manche Stunde des Tages brachte ich in Mariens Nähe zu, aber ich machte auch die schmerzliche Wahrnehmung, daß meine theure Pflegbefohlene mit jedem Tage an Kräften abnehme. Bald konnte sie gar nicht mehr außerhalb des Bettes seyn, ihre Füße trugen sie kaum mehr. Eines Abends spät — es war in der dritten Woche, seitdem ich mich in Constanz aufhielt — holte man mich zu der Kranken. Als ich eintrat, saß sie aufrecht in ihrem Bette, was ich in den letzten Tagen nie gesehen hatte; als ich ihr nahete, streckte sie mir die Hände entgegen. „Mein Lieber," rief sie mit einer Stimme, die klang wie in seligen Zeiten, „du bist lange ferne gewesen." Sie zog mich zu sich hin, schlang ihren Arm um mich, und stromweis liefen die Thränen über ihre Wangen. Ich vergaß in diesem Augenblicke Alles, was bisher geschehen war und uns einander fremd gegenüber gestellt hatte; es war mir, als ob ich nur kurze Zeit von ihr getrennt gewesen wäre, und nun, nach erfolgtem Wiedersehen, mich wieder desto seliger in ihrer Nähe fühlte.

Seit diesem Tage war es wieder leichter in der Seele der Kranken geworden; ich konnte mich aber nicht darüber freuen, vielmehr ergriff mich eine trübe

Ahnung; denn ich hatte öfter gehört, daß Irrsinnige, kurz ehe sie ihrer Auflösung entgegen gehen, wieder in den Besitz ihrer Verstandeskräfte zu kommen pflegen. So verflossen mehrere Stunden, auch die Erinnerung an frühere Zeiten kehrte bei Marien wieder und nicht das Geringste blieb zurück. Sie sprach von der glücklichen Zeit unsers Zusammenlebens, aber auch von der schweren, da ich von ihr getrennt war; der Gedanke, daß ich sie bei meiner zweiten Anwesenheit in Constanz nicht hätte aufsuchen wollen, weil ich ihrer vergessen; — dieser Gedanke, noch bestärkt dadurch, daß ich sie bei jenem Abendtanze unbeachtet gelassen hatte, war Veranlassung bei ihr geworden, mich gewaltsam aus ihrem Gedächtnisse zu schlagen, und das Opfer einer, durch die Auszeichnung, womit ihr der Kaiser entgegenkam, ungewöhnlich erregten Eitelkeit zu werden. Ach! wie schmerzlich war für mich dieses Bekenntniß ihrer Schwachheit, denn auch ich hatte, obgleich unwissend, einen Theil der Schuld an ihrer Sünde getragen. Diese letzte Unterredung wirkte indessen auf die ohnehin schon so Entkräftete äußerst nachtheilig, sie beugte sich zurück auf ihr Kissen und schien einschlummern zu wollen. Eine ziemliche Zeit war Ruhe und Stille über ihr ganzes Wesen verbreitet, jetzt erwachte sie auf einmal wie aus einem süßen Schlummer; ihr Gesicht war freudig und verklärt, wie bei Solchen, die einen angenehmen Traum gehabt hatten, sie schlang wieder ihren Arm um mich und „willst du mir verzeihen,“ fragte sie mit halblauter Stimme, „daß ich ausgesöhnt mit

der ganzen Welt und freudig dem Richterstuhle Gottes nahen kann?" „Ich habe dir verziehen, Geliebte, seit der Stunde, da ich mich an deinem Krankenlager niederließ, um deiner zu pflegen." „So nimm dich auch jetzt des verlaßenen Kindleins an; es trägt keine Schuld an meiner Sünde," — sie deutete dabei mit schmerzlichem Blicke auf das Kleine, das freundlich lächelte in der Sterbestunde seiner Mutter — „o, gelobe..." die Worte, die sie jetzt sprechen wollte, erstarben in ihrem Munde; sie faßte meine Rechte und drückte sie krampfhaft, dann beugte sie sich zurück auf das Kissen, ihr brechendes Auge war auf mich gerichtet, sie verschied in meinen Armen. Das war das Ende deiner Mutter, liebe Marie..

7.

Ich hatte der Sterbenden den verlangten Schwur nicht mehr leisten können, aber zum Beweise, daß er mir nicht minder heilig war, als wenn ich ihn wirklich ausgesprochen hätte, hielt ich die schon erkaltete Hand noch einige Zeit fest in der meinigen.

Noch ruhte deine Mutter nicht zwei Tage im Grabe, so brachte ich dich schon aus dem Hause, worin du das Licht der Welt erblickt hattest, weg und nahm dich mit mir über den See. Zu Ueberlingen, das ich vor Jahren als ein junger Fant zum ersten Male gesehen hatte, kaufte ich eine Laute; diese hing ich an meine Seite, dich aber, mein bestes Gut, das ich Niemanden Anderem anvertrauen wollte, trug ich in einem Korbe auf dem Rücken. So zog

ich mit meiner süßen Bürde durch das liebe Schwabenland; wenn du weintest und wimmertest, setzte ich mich im Schatten eines Baumes nieder, trillerte ein Liedchen und schweigte dich ein wie eine Mutter mit dem Wiegenliede. Manche Gefahr, manche Mühe hatte ich zu überwinden, bis ich mit meinem zarten Pfleglinge die theure Heimath erreichte. Doch gelangte ich endlich mit Gottes Hülfe wohlbehalten in das Tauberthal und in meine liebe Vaterstadt Mergentheim. Es war gerade die Zeit der Abendglocke, als ich in die Wohnstube des bekannten kleinen Häuschens am Edelfinger Thore eintrat. Mein Vater saß, wie gewöhnlich um diese Stunde, in seinem Lehnstuhle, die Mutter hatte eben fromm die Hände gefaltet und sprach das Abendgebet, was früher mein Beruf gewesen war. Sie hatte noch nicht geendet, als ich sie mit meiner Ankunft überraschte und freudig in die Umarmung meiner Eltern eilte. Verwundert erhob sich mein Vater von seinem Sitze, meine Züge waren ihm während der langen Zeit fremd geworden, aber bald erkannte er mich an der Laute, denn ohne eine solche hätte ich nicht vor ihn treten dürfen. Kopfschüttelnd und ungläubig stand meine Mutter da, noch zweifelte sie, ob ich ihr Hänschen wäre, denn in den neun Jahren meiner Abwesenheit war ein stattlicher Mann aus mir geworden; auch befremdete sie nicht wenig die seltsame Bescheerung, die ich auf meinem Rücken trug. „Hier," sagte ich endlich zu meiner Mutter, nachdem ich sie lange genug ihrer Verlegenheit überlassen hatte, „hier bringe ich Euch

Etwas zum Gruße und zum Zeitvertreibe in euren alten Tagen." Mit diesen Worten schnallte ich den Korb vom Rücken und reichte meiner Mutter die kleine Marie. Sie war zwar, nach meiner eigenen Kindheit, der Pflege und Erziehung von Kindern ganz ungewohnt geworden; doch nahm sie dich Verlassene auf ihre Arme und wartete dein wie ihres eigenen Kindes. Sie hat Viel an dir gethan, und wenn dir das Andenken deiner leiblichen Mutter im Segen bleibt, so gedenke neben ihr auch dieser deiner treuen Pflegerin stets mit Dankbarkeit.

Nur wenige Jahre noch nach so langer Trennung war mir an der Seite meiner Eltern zu leben vergönnt; bald folgten sie einander, in nur kurzen Zwischenräumen, im Tode nach, zu frühe für uns Beide und weinend gingen wir hinter ihren Särgen her. Wie ich da, an ihrem Grabe stehend, mich so einsam und verlassen in dieser Welt fühlte, hielt ich dich auf meinen Armen und du lächeltest mir in kindlicher Unschuld entgegen, wie bei der Leiche deiner eigenen Mutter. Da war ich nicht mehr verlassen, denn ein liebes Töchterlein wuchs mir heran in meinem Pflegekinde.

Dieß, liebe Marie, ist die Geschichte deiner ersten Lebensjahre, dieß der Schlüssel zu dem Geheimnisse, welches dir bisher das Verhältniß umhüllte, das uns beide fast zwei Jahrzehnte hindurch so innig beglückt hat. Jetzt, da dein ferneres Schicksal dich von meiner Seite ruft, gewähre mir wenigstens noch die Eine Bitte und bewahre in deinem Herzen ein liebendes Andenken an den Lautenhans."

II.

Der schwarze Brunnen.

Timor et Minae
Scandunt eodem, quo dominus, neque
Decedit aerata triremi et
Post equitem sedet atra Cura.
Horatius.

1.

In einem anmuthigen Thale des Württembergischen Unterlandes, welches die kleine Stadt Winnenden mit dem benachbarten Pfarrdorfe Schwaikheim verbindet, liegt unfern einem vorspringenden Birkenwalde, neben dem Fußwege, der sich längs eines Bächleins hinzieht, der sogenannte schwarze Brunnen. Schon dieser Name bezeichnet ihn als einen beim Volke verrufenen Ort, und nicht nur die ältere, sondern selbst die neueste Zeit erzählt schauerliche Vorfälle, die sich in seiner Nähe zugetragen haben sollen. So will man unter Anderem daselbst seit vielen Jahren wiederholte Lichterscheinungen bei Nacht wahrgenommen haben, über deren Veranlassung und Beschaffenheit allerdings das Urtheil eben nicht weit hergeholt zu werden brauchte, wenn nicht

so allerlei Geschichten, unter denen nachstehende wohl eine der ältesten und merkwürdigsten ist, die von dem unheimlichen Brunnen erzählt werden, den Volksglauben immer wieder auf eine übernatürliche Erklärung dieser Visionen hingewiesen hätten.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte in der schwäbischen Reichsstadt Ulm ein junger Kaufmann Namens Richard, der von seinen Eltern ein sehr beträchtliches Vermögen ererbt hatte. Jene Zeit war eine trübselige und klägliche Zeit für das ganze deutsche Reich, denn es wüthete damals der grausame Religionskrieg und dadurch war aller Handel und Wandel völlig ins Stocken gerathen. Richard begab sich daher nach Italien, in die herrliche Wasserstadt Venedig, deren Bewohner nach allen Theilen der Erde hin Verkehr trieben und dadurch unermeßliche Reichthümer erworben hatten. Allein mit dem Reichthume waren dort auch Wohlleben, Pracht und Ueppigkeit herrschend geworden, so daß es die beste Gelegenheit gab, mitten unter den Goldhaufen in die größeste Armuth zu gerathen. Auch Richard lebte hier herrlich und in Freuden, er dachte nicht an Beschäftigung und Erwerb, sondern nur daran, wie er alle seine Lüste und Begierden am leichtesten befriedigen könnte. Nichts war ihm für sein Vergnügen zu theuer oder zu kostbar, und in den Gasthäusern, wo sich die reichen Taugenichtse der Stadt allabendlich versammelten, fehlte er niemals. Da wurde denn bis zum Anbruche der Morgenröthe gezecht, geschlemmt, gespielt, gelärmt und sonst noch allerlei

nichtswürdiges Zeug getrieben; fünfzig Dukaten und mehr waren oft in Zeit von wenigen Stunden vergeudet. Richard sahe nun zwar wohl, wie Mehrere in der Gesellschaft all ihr Geld zusetzten und nachher, wann sie dasselbe verloren hatten, von keinem Einzigen ihrer Trink- und Spielgesellen mehr geachtet wurden: dennoch aber wurde er dadurch nicht klug gemacht und so konnte es nicht fehlen, daß in kurzer Zeit sein Geld und mit dem Geld der gute Humor und die Lust am Vergnügen auf die Neige gingen.

Unter Richards Gesellschaftern befand sich auch ein Spanier, ein gar sonderbarer Mann, der nie mit dem großen Haufen lärmte, sondern fast immer stumm und verschlossen war, und auf seinem finstern, hagern Gesichte hatte sich eine Unruhe ganz seltener Art abgedrückt. Dennoch wurde er von der wild jubelnden Bande stets gerne gesehen, denn er sparte kein Geld und hielt die Schwärmbrüder oft Wochen lange bei allen ihren Ausschweifungen frei. Eines Abends, als Richard besonders niedergeschlagen aussah, weil sein lustiges und herrliches Leben bald zu Ende zu gehen drohte, gab ihm der Spanier einen Wink, daß er mit ihm ins Freie gehen sollte. Richard folgte; aber wie ward ihm zu Muthe, als ihn sein Kamerad hinaus in eine unheimliche Einöde vor der Stadt führte und sich dort mit ihm auf ein altes, verfallenes Gemäuer niedersetzte; er meinte nicht anders, als es sollte hier sein Leben gelten. Allein er irrte sich; der Spanier, weit entfernt, ihm etwas zu Leide zu thun, redete ihn folgendermaßen an:

„Höre, junger Geselle, mit deinem Gelde geht es sichtbarlich zur Neige, das läßt sich aus deinem ganzen Wesen und Betragen ohne Mühe abnehmen; willst du aber, so sollst du auf einmal im Stande seyn, in jedem Augenblicke so viel Gold anzuschaffen, als du nur wünschen magst; ich bin im Besitze des Mittels dazu und verkaufe es an dich um wenige Dukaten." „Was," erwiederte Richard, nicht ohne einige Zeichen von Unwillen — „Ihr könnt jeden Augenblick so viel Gold haben, als ihr wollt — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr das Mittel dazu an mich verkaufen wollt? Und warum wollt Ihr denn desselben so gerne los seyn? das ist mir zu hoch, erkläret es mir doch deutlicher." „Ich will dir reinen Wein einschenken," sagte der Spanier. „Vielleicht hast du schon von den kleinen, furchtbaren, aber zum Glücke seltenen Dingern gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es sind dieß kleine schwarze Teufel mit Hörnchen auf dem Kopfe; sie sehen überhaupt ganz so aus, wie der eigentliche Teufel, und werden in Glasfläschchen eingeschlossen. Besitzt Jemand ein solches Wesen, so ist alles Gold und alle Lust und Freude der Welt seyn, so lange er lebt; aber seine Seele ist dem Bösen verfallen, wenn der Besitzer stirbt, ohne vorher das furchtbare Männchen in andere Hände gebracht zu haben. Dieß kann aber nur vermittelst Verkaufes geschehen, und zwar so, daß man immer Etwas weniger dafür nimmt, als man selbst darum gegeben hat.

Das meinige kostet mich zehn Dukaten, gib mir neun dafür, so gehört es dein. Ich bin wider Willen zu der gefährlichen Waare gekommen: ein betrügerischer Händler hat es als Naturseltenheit an mich verkauft."

So ein Ding, das ihm alle Freuden der Welt gewähren könnte, hätte Richard freilich schon lange gerne gehabt, und zweifelte nicht, er werde es schon wieder los werden, wenn er es genug gebraucht hätte; allein, er war in Venedig schon so oft hinter das Licht geführt worden, daß er auch dießmal einen Betrug besorgte, was er dem Spanier unverholen gestand. „Du armseliger Wicht," fuhr dieser ihn zornig an, „denke an die Feste und Gelage, die ich dir und deinen Gesellen schon so oft gegeben habe, und nimm dir daraus ab, ob ich der Mann bin, der dich um lumpige neun Dukaten betrügen will." Richard wollte nun das Wesen gerne besitzen, und bot fünf Dukaten dafür. „Du Narr," sagte der Spanier, „gieb mir meinetwegen nur einen Dukaten oder einen Heller; genug, wenn ich's nur los werde. Ich fordere neun Dukaten blos zu deinem Besten und zum Besten derer, die nach dir das gefährliche Ding kaufen werden, damit nicht einer es zu frühe um die niedrigste Münze in der Welt erhalte und dann unwiederbringlich dem Teufel anheim falle. Du weißt ja, daß es Jeder wieder um geringern Preis verkaufen muß, als er's selber erstanden hat." Allein Richard wollte gleichwohl nur fünf Dukaten geben: der Handel wurde richtig, und er erhielt für sein Geld ein gläsernes Fläschlein, worin er beim Mond-

scheine eine schwarze Figur wild auf- und niederfahren sah. Er machte sogleich die Probe mit dem Dinge, wünschte sich sein Kaufgeld doppelt zurück und hatte plötzlich zehn Dukaten in seiner Hand.

Heiterer als sie weggegangen waren, kamen Beide wieder in das Gasthaus zurück: der Eine deßhalb, weil er ein so herrliches Ding besaß, der Andere aber, weil er ein so gefährliches Besitzthum losgeworden war. Ihre noch zechenden Gesellen wunderten sich höchlich, daß Beide auf einmal so vergnügt worden seien, da sie doch kurz zuvor noch so trübselig ausgesehen hatten. Bei Richard kamen sie bald auf den Grund seines Vergnügtseins, denn er gab dem Wirthe mit vollen Händen Gold aus seinen Taschen, damit dieser noch um Mitternachtszeit ein köstliches Mahl zurichten ließ und noch genug hätte, um alle seine Spießgesellen mehrere Tage lang im herrlichsten Saus und Braus zu erhalten. Der Spanier nahm jedoch an Allem diesen keinen Antheil mehr. Er sagte noch in derselben Nacht den Anwesenden ein kurzes „Lebewohl" und ging in ein Kloster, um dort im härenen Kleide, unter anhaltendem Gebete und mit zerfleischenden Geißelhieben abzubüßen, was er Böses auf dem Gewissen hatte, dessen wohl nicht wenig seyn mochte. Glücklich hatte ihn demnach der kleine Teufel nicht gemacht.

2.

Wie Richard, im Besitze des goldspendenden Galgenmännleins, es von nun an trieb, und was

für ein Sündenleben er führte, das ist wohl überflüssig näher zu beschreiben. Er verband sich mit einer liederlichen Dirne, kaufte Schlösser, Landhäuser und Güter, gab fürstliche Gelage und Bälle, und das Herrlichste und Kostbarste, was nur aufzutreiben war, war kaum hinreichend um seine thörichten Wünsche zu befriedigen. Daß er dabei recht gottvergessen, und aller Tugend und Ehrbarkeit uneingedenk ward, läßt sich leicht vorstellen.

Eines Tages saß er bei seiner Buhlerin auf einem seiner Landhäuser am Ufer eines Bächleins und trieb allerlei Scherz und Kurzweil mit ihr. Da bemerkte die Dirne, daß eine kleine Kette um seinen Hals hing; sie zog dieselbe hervor und entdeckte das Galgenmännlein in dem Fläschchen, welch letzteres an der Kette befestigt war. Das Männlein machte tausend komische Sprünge, was die Dirne belustigte; als sie aber den Unhold näher betrachtete und sah, wie gräßlich und häßlich er war, schrie sie voll Entsetzen aus: „Pfui Teufel, was ist das für eine garstige Kröte!“ und warf mit diesen Worten das Fläschchen ins Wasser. Wie erschrocken war Richard darüber! Doch, um sich nicht zu verrathen, sagte er, das Fläschchen hätte eine Naturseltenheit enthalten, die ihm sehr lieb gewesen wäre, indessen kümmere ihn der Verlust eben nicht sehr, um so weniger, da er sie wieder haben könne. Allein wir wissen besser, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte bei sich, was zu thun wäre. Der Goldteufel war zwar fort, indessen besaß er ja noch sein Schloß,

seine Landhäuser und Grundstücke, und auch baares Geld hatte er noch genug in den Taschen. Wie er nachher allein war und nach seinen Dukaten in die Tasche stechen wollte, siehe, da kam ihm die Flasche mit dem Galgenmännlein wieder in die Hand, und nun begriff er erst vollkommen, daß ohne Verkauf das kuriose Ding nie von ihm weichen würde und war voll Jubel und Freude darüber. Ach! hätte er gewußt, wie viele Angst und Höllenqual er noch würde ausstehen müssen, um diesen bösen Geist los zu werden, fürwahr, er hätte nicht gejubelt und er jubelte auch schon da nicht mehr, als er das Männlein im Glase betrachtete, um zu sehen, ob es noch das rechte wäre. Das rechte war es zwar, aber es hatte eine gar gräßliche und grimmige Gestalt angenommen.

Wars bei Richard vorher hoch hergegangen, so gings jetzt freilich noch höher her und das reiche, üppige Venedig konnte oft nicht herbeischaffen, was er begehrte: die Wünsche des thörichten Menschen sind ja oft weit größer, als die ganze weite Welt.

So hatte es unser Lüstling eine Weile fortgetrieben, als er einmal ernstlich erkrankte. Obwohl er das Galgenmännlein täglich um Besserung ersuchte, so erfolgte doch keine, und auch des Arztes Rath und Kunst waren nicht im Stande, einer durch Ausschweifungen aller Art erschöpften und zerrütteten Natur so bald wieder aufzuhelfen. Richard selbst hätte es durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vielleicht am Besten gekonnt, wenn er nur den ernstlichen Willen

dazu gehabt hätte. Während er so krank darnieder lag, hatte er einmal des Nachts einen sonderbaren, höchst beängstigenden Traum; es kam ihm nämlich vor, als ob die Arzneigläser, die auf dem Tisch vor seinem Bette standen, auf einmal in Bewegung geriethen: eines derselben tanzte und sprang und rannte den andern klingend gegen Hals und Bauch; das war aber das mit dem Galgenmännlein. Weiter träumte ihm, wie er den bösen Geist anrufe und bitte, er möchte ihm doch wieder zu seiner Gesundheit verhelfen, und wenn er das nicht wolle oder könne, ihm doch wenigstens die Gläser nicht zerschmeißen. Aber das Männlein tanzte fortwährend in der Flasche, grinzte ihn mit höllischer Miene an und sang:

„Was hilft all Stöhnen und Tönen dein,
Du bist jetzt mein,
Und nimmermehr will ich dich lassen;
In die ewige Pein
Kommst du hinein,
Der Teufel läßt mit sich nicht spassen!"
Hi, hi, hi hi, hi hi!

und damit machte sich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden, kroch aus dem verpichten Glase heraus, obwohl Richard den Pfropfen fest zuhielt, und wurde zu einem langen, schwarzen Ungeheuer, mit großen Fledermausflügeln, das sich gräßlich drehte und wand und schwirrte dazu mit den häßlichen Schwingen. Ja, am Ende legte der Geist seine Brust so kalt und rauh auf Richards Brust, umwickelte ihn mit den Flügeln und drückte ihn mit

denselben fest an sich, daß der arme Bedauernswürdige nicht anders glaubte, als jetzt sei der Augenblick gekommen, wo ihn der Böse selbst mit sich nehmen und den Qualen der Hölle überantworten würde. Da erwachte er im kalten Todesschweiße, es war ihm, als kröche ihm eine schwarze Kröte eilig von der Brust über den Bauch und schlüpfe in die Tasche seines Nachtkleides hinab, und als er darnach griff, bekam er die Flasche mit dem unheimlichen Dinge in die Hände. Ach! der arme Richard hatte von nun an der bösen und schrecklichen Träume noch viele, vor denen ihm die Kniee Tage lang erbebten, und die Glieder erzitterten; aber er hätte wohl keine solchen Träume gehabt, wenn nur sein Leben weniger gottlos gewesen wäre.

Während er so, Nächte lange, voll Angst und Schrecken und von seinen Träumen höllisch gepeinigt, dalag, hatte er oft seinen Dienern gerufen und geklingelt, aber die lagen wie im Todesschlafe, und keiner erschien, um nach seinem Herrn zu sehen: das mochte wohl der Geist im Glase gemacht haben. Ob er aber auch machte, daß die Buhldirne, die sonst immer in Richards Nähe gewesen war, jetzt nicht mehr zu ihm kam, oder ob ihre eigene Niederträchtigkeit und Schändlichkeit die Ursache davon war, das wollen wir unsern Lesern zur Entscheidung anheimstellen. So war denn Richard in seiner Krankheit fast immer allein und verlassen und dachte nur daran, wie er, wenn ihm Gott erst seine Gesundheit wieder geschenkt hätte, sich des Galgenmänn=

leins entledigen könnte. Zuerst fiel sein Gedanke auf seinen Arzt, der ein gelehrter Mann und dazu ein großer Naturliebhaber war. Dieser erbot sich zwar, das seltsame Wesen zu kaufen, und dafür Etwas am Arztlohne abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, blos drei Dukaten dafür geben. Wie gerne gab es der Kranke dafür hin, und das, was er empfangen hatte, schenkte er den Armen, die er früher, als er noch hunderttausende von Dukaten verschwendete, mit keinem Heller bedacht hatte; jetzt aber gab er das elende Sündengeld von drei Dukaten her, weil er dadurch den Klauen des Satans zu entgehen meinte.

Ehe er noch das Galgenmännlein bei dem Arzte angebracht hatte, hatte er sich ein Paar tüchtige Beutel voll Goldstücke unter sein Kopfkissen und in sein Bette gewünscht; wie er aber jetzt, nachdem der Verkauf geschehen war, nach dem Gelde suchte, von dem er doch wußte, wo es liegen müsse, fand er nirgends mehr eine Spur davon. Nun hörte er von Allen im Hause, daß die Buhldirne stets in der Nähe seines Zimmers gewesen war; auf Befragen gab ihm jedoch die Nichtswürdige den kurzen Bescheid, daß sie von den Geldsäcken nichts wisse, und daß er ein Narr wäre, der sich das Alles nur in der Fieberhitze eingebildet hätte.

Nun wußte er freilich ungefähr, welcher Art und Natur seine Herzgespielin war, und er fing an, sie seine ganze Verachtung fühlen zu lassen, was er nur viel früher schon hätte thun sollen. Allein wie

sollte er sich nun helfen, da das Geld fort war und das Galgenmännlein auch? „Hm!“ dachte er bei sich, „ich habe ja noch Schlösser und Güter genug, die will ich verkaufen,“ — aber auch das konnte er jetzt nicht mehr. Er hatte nämlich der Dirne in seinem frühern Liebeswahnsinne Blätter mit seiner Namensunterschrift und seinem Siegel gegeben, die oben leer geblieben waren, damit das liebe, theure Herz hinschreiben könnte, was es nur wünschte und es ihm nie an Etwas fehlen möchte; sein unten stehender Name, oder vielmehr das Galgenmännlein, bezahlte ja Alles. Wie er nun jetzt seine Besitzungen verkaufen wollte, fand er, daß er Nichts mehr zu verkaufen habe, denn es war auf dem leer gewesenen Raume ordentlich und deutlich geschrieben, daß er diese Schlösser und jene Landhäuser und Güter an die und die Dame, — nämlich an seine Buhlerin — verkauft und den Werth richtig erhalten hätte. So war ihm denn von all seinem Reichthume Nichts weiter übrig geblieben, als dreißig Dukaten, worüber er in solchen Grimm und Wuth gerieth, daß er Gott und die Welt und seinen Teufel dazu hätte ermorden mögen: so weit bringt es der Mensch, wenn er einmal recht schlecht geworden ist.

In dieser Stimmung traf ihn sein Arzt, den er beim Eintritte hart und grimmig anfuhr, mit den Worten: „Geld zu haben, seid Ihr doch hieher gekommen; aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich meiner Martern los werde! Geld habe ich keines mehr.“ „Behaltet Euer Geld nur, werther Herr,“

erwiederte der Arzt, „um Geld und Lohn habe ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht viel vermag. Aber da habe ich eine recht kräftige, lebensstärkende Arznei zusammengesetzt, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, als ich herkam, während ihr noch schlummertet, mit dem Recepte in euern Schrank gestellt; wollt Ihr mir meine baare Auslage von zwei Dukaten dafür ersetzen, so ist sie Euer.“ Gerne wurden die zwei Dukaten gegeben. Mit dem Wunsche: „lebt wohl, Herr Richard, und werdet endlich einmal ganz gesund,“ verabschiedete sich der Arzt und Richard rief ihm tausendfachen Dank für seine Bemühungen nach. Aber wer beschreibt den Schrecken des Unglücklichen, als er an den Schrank trat und dort, in ein beschriebenes Papier gewickelt, ein Glas fand, worin der furchtbare Geist war, der nun einmal gar nicht von ihm lassen zu wollen schien. Auf dem Papiere aber stand geschrieben: „Elender Bube, der du bist; um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib gesund zu machen bemüht war? o, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, wenn es anders noch möglich ist!“ Richard hatte also wirklich den Galgenteufel wieder gekauft, und zwar um den Betrag von zwei Dukaten. „Ach! — seufzte er — hätte ich doch die Flasche das erste Mal um zehntausend Dukaten erkauft, so wäre ich jetzt nicht schon in so großer Noth sie wieder los zu werden!“

Einzig in dem Gedanken lebend, wie er das verhängnißvolle Besitzthum auf immer los werden

könnte, faßte er jetzt den Plan, dasselbe, wie in Scherz und Spielerei, bei seiner Buhlerin anzubringen, nachdem er sich zuvor erst doppelt so viel Goldstücke gewünscht, als er vorher unter seinem Kopfkissen gehabt hatte. Die Goldstücke waren da, und nun legte er den größesten Theil derselben bei einem Kaufmanne nieder, ließ sich eine Schuldverschreibung darüber geben und dachte, es hätte nun für die Zukunft keine Noth mit ihm, zumal er aller Ausschweifungen schon übersatt war, und jetzt mit viel Wenigerem auszukommen hoffte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm die Dirne das seltsame Ding um einen Dukaten ab. Er aber, statt weit weg von dem bösen Geiste, in ein anderes Land zu fliehen, zechte, spielte und schwärmte noch einige Monate lange mit der listigen Buhlerin herum, denn er besaß den falschen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es ihm nirgends fehle und konnte es auch nicht über sich gewinnen, von seinen Lüsten abzulassen. Als es ihm nun nach und nach an Mitteln zu fehlen anfing, ging er, sich sein niedergelegtes Geld geben zu lassen, aber da wollte Niemand weder von ihm noch von seinem Gelde etwas wissen, sondern man sagte ihm dreist in's Gesicht, er sey ein Narr, der sich Dinge einbilde, die gar nie gewesen wären. Als er auf das hin zornig wurde und den Schein hervorzog, da war ein weißes Blatt Papier daraus geworden, und er hatte noch den bittersten Spott zu seinem Schaden. Hatte der Kaufmann den Schein mit betrügerischer Dinte geschrieben, die nach einiger Zeit wieder erlöschte, oder war der Besitz des gewünschten Geldes

an den Besitz der verhängnißvollen Flasche gebunden? Dem sei wie ihm wolle, es war eben kein Segen bei den Gaben des Galgenmännleins und Richard ging betrübt und leichenblaß fort.

3.

Was sollte er nun beginnen? verhungern konnte er doch nicht und todtschießen wollte er sich eben so wenig, denn er liebte das Leben noch zu sehr, auch fehlte ihm aller Muth dazu. In Venedig konnte ihm der Aufenthalt unmöglich länger behagen, denn wie hätte er es über das Herz gebracht, an eben dem Schauplatze, der ihm bisher nicht reich und nicht groß genug für seine Ausschweifungen gewesen war, in seiner jetzigen, ärmlichen Lage sich dem Spotte und der Schadenfreude derer, auf die er zuvor hoch herabgesehen hatte, preisgegeben zu sehen? Er faßte daher den Entschluß, mit dem Reste seiner Habe wieder in seine Heimat nach Schwabenland zurückzukehren, dort die alten Freunde seines Hauses, die es wohl aufrichtiger mit ihm meinen würden als seine wälschen Spießgesellen, aufzusuchen und bei ihnen den Rest seiner Tage in Ruhe und Abgeschiedenheit zuzubringen. Er kaufte zu dem Ende für einen Theil seiner geringen Baarschaft einen Tabuletkram, wovon er jedes Büchschen oder Stück, eines in das andere gerechnet, mit etwa vier Groschen bezahlte. Mit diesem Geschäfte dachte er während der langen Reise nach Hause seinen Lebensunterhalt zu verdienen; er war mit der spärlichsten Kost zufrieden, oder mußte es vielmehr

seyn, um nicht schon vor seiner Ankunft am Ziele seine Mittel aufzuzehren. So trat er denn wirklich den Heimweg durch das Tyroler Land an. Kaum war er einige Tage herumgezogen, als er schon großes Vergnügen an seinem neuen Geschäfte fand; denn dasselbe ging über Erwarten gut von Statten; die Käufer zahlten gerne, was er sich zu fordern oft selbst kaum getraute, so daß er anfing zu glauben, er könne auf diese Weise wohl einmal wieder ein wohlhabender Mann werden. Aber woher kam denn dieses unvermuthete Glück? Das kam von Niemand Anderem, als von dem Galgenmännlein, das er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Kramkasten hatte. Er war nämlich eines Abends in eine Herberge gekommen und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seine Waaren besah, ihn fragte, was denn das für ein possirliches und garstiges Ding wäre, das in dem Fläschchen da so närrische Purzelbäume mache? Da sah Richard mit Schrecken, was er hatte, und bot Allen, die gegenwärtig waren, das Wesen um drei Groschen an, denn für vier Groschen hatte er es selbst gekauft. Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grauste Jedem, wenn er es nur ansah. Er ging deßhalb wieder nach Venedig zurück, in der Hoffnung, derjenige, welcher ihm das Galgenmännlein unter seinen Waaren verkauft hatte, habe es vielleicht nur aus Versehen gethan, und würde es gerne wieder nehmen. Wie er aber zu dem Verkäufer kam, wollte es dieser um keinen Preis mehr und sagte, er solle sich damit an seine ehemalige Buhlerin

wenden, von der er es mit anderem Spieltande erkauft hätte. Richard begab sich dahin, wurde aber von den Dienern der Lustdirne, die das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es sie stets so gräßlich ansah, mit sammt seinem Krame die Treppe hinabgeworfen.

Angst und Entsetzen überfielen Richard und quälten ihn immer mehr, da Alles, was er versuchte, um des Männleins los zu werden, durchaus fehlschlug. Nachdem jedoch der erste Schrecken vorüber war, faßte er doch wieder einige Hoffnung und dachte, vielleicht werde es ihm in Deutschland besser gelingen, sich seines Plagegeistes zu entledigen. Er wünschte sich zu dem Ende wieder eine große Summe Geldes und reiste glänzend nach der berühmten Reichsstadt Augsburg. Hier, wo es so viele vornehme und genußsüchtige Menschen gab, glaubte er, könne es ihm nicht fehlen, einen Liebhaber für das Galgenmännlein zu finden; allein dieses tanzte immer toller und vergnügter in dem Glase auf und ab, gleichsam als ob nun seine Dienstzeit bald vorbei und der Besitzer dem Teufel gewiß verfallen wäre.

In Augsburg hatte Richard bald in den größten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt; das machte sein Geld, dessen er so viel ausgab, daß es ihm kaum der reiche Fugger hierin gleich zu thun vermochte. Aber er wurde auch von Allen, die ihn kannten, für toll gehalten, weil er seine Naturseltenheit, von der er doch allenthalben so viel Aufhebens machte, Jedermann um drei Groschen aufdringen wollte,

während sie doch Niemand kaufen mochte, weil sie Jeden, der sie betrachtete, so gar gräßlich ansahe. Sein Entsetzen, seine Angst, sein Grausen stieg mit jedem Tage mehr, seine bösen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher und nirgends auf Erden konnte er mehr Ruhe finden.

Eben ließ Kaiser Ferdinand der Zweite durch ganz Deutschland Soldaten für den Krieg mit den protestantischen Fürsten und Ständen des Reiches anwerben. Die Stadt Augsburg war einer der Hauptsitze der kaiserlichen Werber. Da faßte auch Richard in der Verzweiflung den Entschluß, in den Krieg zu gehen; — ach, der Verblendete bedachte nicht, daß er, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn träfe, sterben müsse und dann dem Teufel auf ewig verfallen wäre. Das machte aber eben seine Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und zu Gott beten konnte er auch nicht mehr, so gerne er es jetzt gethan hätte. Er konnte es nicht mehr! denn so lange er im Besitze des höllischen Männleins war, und lange zuvor, hatte er nicht zu Gott gebetet — er hatte zuerst nicht mehr gewollt und nachher nicht mehr gekonnt.

So ging also Richard in den Krieg hinein, er ging aber auch bald wieder hinaus, denn er konnte das Knattern der Flinten, das Pfeifen und Sausen der Kugeln schon im ersten Treffen nicht ertragen, und selbst die Trompeten und Trommeln, die ihn zum Angriffe riefen, waren ihm zuwider, obwohl er sich trefflich mit Panzer und Harnisch gerüstet hatte. Aber der Hauptgrund, warum er das Kriegsleben

wieder verließ, war der, daß er, nach wiedererlangter reiflicher Besinnung, mit Schaudern daran dachte, wem er angehöre, wenn er todt auf dem Schlachtfelde bliebe. Er floh zurück, weiter nach Schwaben hinein, in einen dichten Wald, legte dort Harnisch, Schwert und alle Waffen ab und machte es auch seinem Rosse leichter, indem er demselben Sattel und Zeug abnahm. Er selbst legte sich ermüdet unter eine Eiche hin und schlief etwa ein paar Stunden lang. Da hörte er in seiner Nähe ein Geräusch von mehrern Stimmen, die ihn auf höchst unerwünschte Weise in seinem Schlafe störten. Eine derselben rief ihm zu: „wenn du schon todt bist, du Hund, so sage es nur, dann braucht man sein Pulver nicht umsonst zu verschießen!" Voll Schrecken raffte er sich auf und sah, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt und sechs andere sich seinen wohlgefüllten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst noch besaß, bereits zu eigen gemacht hatten, wie ein wohlerworbenes Gut, wofür die Soldaten im Kriege bekanntlich Alles betrachten, indem sie das Genommene für gegeben ansehen. Da bat Richard gar sehr um Gnade. Weil er aber selbst daran zweifelte, ob er sie erhalten würde, indem der Mann mit der Muskete ein gar schreckliches Aussehen hatte, und er doch in diesem Augenblicke seiner Seele Heil bedachte, flehte er inständigst: „wenn ihr mich todtschießen wollt, so kauft mir doch zuvor noch dieses Fläschchen mit dem schwarzen Dinge darin ab, für drei Groschen sollt ihr es haben." „Narr, der du bist," sagte Einer von den

Soldaten dagegen, „das Ding nehmen wir ohnehin mit, aber ohne Geld;" — mit diesen Worten nahm er das Fläschchen und steckte es in die Rocktasche. „Nehmt immerhin," sprach Richard, „aber ich fürchte nur, es wird nicht bei Euch bleiben, wenn ihr es nicht ordentlich gekauft habt; es hat eine ganz eigene Bewandtniß damit." Der Kriegsmann aber lachte blos und dachte, er wolle es schon fest halten.

Nachdem die Kriegsknechte Richarden ausgeplündert hatten, zogen sie ihres Weges weiter, ohne sich ferner um ihn zu bekümmern; er aber hatte das furchtbare Männlein richtig wieder in seiner Tasche, gleichsam als wolle und könne es nun und nimmermehr von ihm ablassen. Derjenige aber, der es ihm abgenommen hatte, fand es beim Nachsuchen in der Tasche nicht mehr, dachte, er habe das seltsame Ding im Grase verloren und lief bis zu Richard zurück, um es zu suchen. Dieser aber bot es ihm gleich entgegen, indem er nochmals wiederholte, was er ihm gleich Anfangs gesagt hatte, „es sei nun einmal nicht anders, das Männlein bliebe bei Keinem, der es nicht für Geld, und wäre es auch der allergeringste Preis, erkauft hätte; um drei Groschen könne er es ja haben." Allein die Kriegsgurgel, welcher die drei Groschen schon zu viel waren, wollte nur einen dafür zahlen. Dafür gab Richard seinen Quälgeist mit Freuden her, stand nun aber auch mit leichter Tasche da; er hatte nichts mehr als seinen Groschen, aber seinem schwerbelasteten Herzen war ja auch um Vieles leichter geworden. Allein was sollte er jetzt beginnen?

frischen Lebensmuth hatte er allerdings gewonnen, seitdem er des Männleins ledig geworden war, aber an Mitteln zum Leben fehlte es ihm jetzt ganz und gar.

So ging er denn abermals unter die Soldaten und diente der protestantischen Partei als Fußknecht. Wie ihm jetzt zu Muthe sein mochte, das wußte wohl nur er allein: vorher Taschen und Säcke voll Dukaten, jetzt nur ein paar Dreier im schlaffen Lederbeutelein! Eines Tages, da eben die Löhnung ausbezahlt worden war, wollte er in einem Marketenderzelte sein Glück beim Würfelspiele versuchen, denn er war schon so lange und so sehr ans Spielen gewöhnt, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, davon zu lassen. Anfangs gewann er und gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt und kein Kamerad wollte ihm auch nur ein paar Groschen borgen. Da zog er im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, setzte sie auf das Spiel und verlor sie an denselben Soldaten, an den er sein Männlein verhandelt hatte, denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das teuflische Glück. Am andern Morgen, als Richard noch nicht aufgestanden war, erschien schon der Corporal in dem Zelte und kündigte an, daß in einer Stunde der Obriste erscheinen und Alles mustern würde; wem dann etwas an seiner Ausrüstung fehle, der würde ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen. Richard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herumgelaufen war, endlich auch zu dem Soldaten kam, der ihm

das Galgenmännlein abgekauft und nachher seine Löhnung und seine Patronen abgewonnen hatte. Dieser gab ihm am Ende, nach vielen Bitten und Betteln, fünf Patronen für fünf Heller, weil er gerade welche übrig hatte und doch auch für keinen schlechten Kameraden gehalten sein wollte.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre gestraft oder gar erschossen worden. Darum gingen Alle nachher zu den Marketendern und thaten sich gütlich; nur Richard, der keinen Heller mehr besaß, stand trübsinnig da und kauete an einem Stücke trockenen Brodes. „Ach," seufzte er, „wenn ich doch jetzt nur ein einziges von all den Goldstücken hätte, die ich früher Händevoll Weise vergeudet habe." Das Goldstück war sogleich in seiner Hand. Da erschrack er heftig und dachte sogleich an das Galgenmännlein, und in der That war der kleine Schwarzkünstler wieder bei ihm; er hatte nämlich bei den Patronen des Kameraden gelegen und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Der Kamerad kam zwar nachher wieder und forderte es zurück, behauptend, er habe es ihm aus Versehen anstatt einer Patrone gegeben; Richard gab auch recht gerne und ohne alles Zögern das unheimliche Wesen zurück, allein die schon erlangte Gewißheit, daß der Geist ohne Kauf doch nicht in andern Händen bliebe, und durchaus nicht von ihm ablassen zu wollen schien, sondern sich jedesmal wieder einstellte, verursachte ihm ein solch entsetzliches Grausen, daß er das Goldstück mit Abscheu fortwarf und, so weit ihn die Füße nur

trugen, tief hinein in einen dichten Wald lief. Hier sank er Abends ganz müde und erschöpft unter einem Baume nieder und wünschte sich nur eine Feldflasche mit frischem Wasser. Im Augenblicke stand die Flasche mit Wasser vor ihm. Da entsetzte sich der arme Mensch, griff in seine Tasche und ergriff richtig die Flasche mit dem furchtbaren Wesen. Da fiel er ohnmächtig in den Schlaf, und einer seiner früheren gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog sich aus der Flasche heraus und legte sich in furchtbarer Gestalt auf seine Brust. Er wollte die Qual von sich abwenden und bedeutete dem Männlein im entschiedensten Tone, es solle ihn in Ruhe lassen, es gehöre ihm nun nicht mehr an, er habe es ja verkauft. „Handel gilt bei mir nicht, gilt gar nicht," grinste der böse Geist ihm entgegen, du hast mich für einen Heller mit den Patronen erkauft; hättest mich ja wohlfeiler wieder verkaufen müssen, du hast mich aber ohne Kaufgeld zurückgegeben: nun werde ich wohl nicht mehr wanken und von dir weichen, und habe dich, denk' ich, gewiß in meiner Gewalt." Da erwachte Richard in schrecklicher Zerrüttung, rannte gegen einen Felsenabhang hin und schleuderte das Fläschchen hinab, aber das half Alles nichts, im gleichen Augenblicke hatte er es wieder in der Tasche. „Weh! wehe!" rief er nun durch die Nacht des Waldes hindurch; er brüllte diese Worte beinahe vor Angst und Grausen; „wehe mir Unglücklichen! sonst war es meine Freude, wenn der Geist wieder zu mir kehrte, jetzt wird er mein Jammer, meine ewige Qual

und Pein! einem Rasenden gleich lief er während der ganzen Nacht im Walde hin und her und bei jedem Schritte klirrte es in seiner Tasche. Am frühen Morgen nahm er das Fläschchen wieder, warf es zu Boden, sprang wüthend mit den Füßen darauf hin und wollte den bösen Geist darin erwürgen: der aber war alsogleich wieder in seiner Tasche und ein höhnisches Gelächter ging aus derselben hervor. „O Teufel," rief er grimmig und verzweiflungsvoll zugleich, „Teufel, laß doch ab von mir!" aber vergebens, wer dem Bösen sich einmal hingegeben hat, den läßt er so leicht nicht wieder aus seiner Gewalt.

4.

Endlich raffte sich Richard auf und suchte nach einer Münze, deren Werth geringer wäre, als der eines Hellers, er suchte überall und fand keine, er fragte allenthalben darnach, aber er wurde von Jedermann ausgelacht und für einen Narren gehalten. So waren Monate dahin gegangen, für Richard eine Zeit wahrer Höllenqual. Die Hoffnung, von seinem bösen Geiste je loszukommen, hatte er längst aufgegeben, aber den Wunsch darnach, ach! dem konnte er nie entsagen.

Einst hatte er sich in eine felsige Gebirgsschlucht verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rosseshufen über dem Boden daher dröhnte. Ein großer Mann auf einem hohen, schwarzen Rosse kam gegen Richard herangesprengt; er hatte ein prächtiges, blutrothes Kleid an, sah aber dabei so gräß-

lich aus, als trüge er lauter Unheil in sich. Richard erbebte an allen Gliedern, als er den Reiter erblickte. „Warum so betrübt, Geselle?“ redete ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an, „du siehst mir aus wie ein Kaufmann, der zu theuer eingekauft hat.“ „O nein, Herr, sondern ich habe vielmehr zu wohlfeil eingekauft,“ erwiederte Richard erbleichend, und fürchtete schon, der gräßliche Mann führe ihn mit sich davon zum Orte der ewigen Qual; er glaubte nicht anders, als es seie der Böse selbst. Der rothe Mann auf dem schwarzen Rosse aber sagte jetzt mit gemilderter Stimme zu Richard: „wenn mich nicht Alles trügt, so bist du der Mensch, der nach einer Münze unter Hellers Werth fahndet — wahrscheinlich um so ein Ding los zu werden, das man Galgenmännlein nennt? Bist du der, so sprich, du hast deinen Mann gefunden.“ „Ja, ja, der bin ich leider,“ war Richard's leise, bebende Antwort. „Nun dann sei nur getrost, guter Freund, des Dinges sollst du bald los werden. Schon lange suche ich ein solches Galgenmännlein, und bin dir deßhalb wohl einige Wochen lange nachgezogen. Ich weiß, welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich hast du blutwenig dafür gegeben und, so weit ich auch schon in der Welt herumgekommen bin, ist mir noch keine Münze unter dem Betrage eines Hellers bekannt geworden. Indessen, dafür kann Rath werden, wenn du mir folgen willst.“

„Auf des Gebirges anderer Seite, nicht gar weit von der schwäbischen Reichsstadt Hall, wohnt

der bekannte Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Graf, dessen größte Lust und vornehmste Beschäftigung das edle Waidwerk ist. Morgen, wenn er auf die Jagd geht, will ich ihn von seinem Gefolge entfernen und ihm ein gefährliches Unthier an den Hals hetzen, aus dessen Klauen du ihn dann befreien sollst. Bleibe hier bis Mitternacht, und wann der Mond über jenem Felsenzacken steht, aber ja nicht früher, und auch nicht später, gehe die finstre Thalkluft entlang, linker Hand; verweile dich nicht unterweges, aber eile auch nicht zu sehr, dann wirst du gerade in dem Augenblicke ankommen, wo das Unthier den Grafen erpackt. Greife es nur furchtlos an, dir wird es weichen, und sich von dem schroffen Ufer in den Kocherfluß hinabstürzen lassen. Dann begehre von dem Grafen, der dir eine Belohnung anbieten wird, Nichts weiter, als daß er dir in der Münze zu Hall einige Halbheller prägen lasse. Von diesen will ich mir dann einige einwechseln und dir für einen derselben dein furchtbares Galgenmännlein abkaufen. Wenn du die Halbheller hast, dann wirst du mich am schwarzen Brunnen wieder finden. Dieser liegt in einem schmalen Thale, nicht ferne von dem württembergischen Städtchen Winnenden, an der mittäglichen Spitze des großen Welzheimer Gebirgwaldes. Uebrigens kann dir jeder Bewohner dieser Gegend den Weg dahin zeigen."

Kaum hatte der räthselhafte Mann seine Rede geendet, als er auch schon mit sammt dem Rosse wieder aus Richards Augen verschwunden war. Dieser,

der um jeden Preis Erlösung von dem Geiste und seiner peinigenden Herzensangst suchte, schlug zitternd und bebend, genau nach der erhaltenen Anweisung, seinen Weg ein, der ihm gar unheimlich vorkam, weil Alles rings um ihn her so ganz stille und öde war, vor Allem aber, weil er kein gutes Gewissen hatte; indessen begegnete ihm nichts Gefährliches und er kam wohlbehalten an Ort und Stelle an. Allmählig tauchte die Morgenröthe herauf, da wurde Richarden weniger unheimlich, denn zuvor. „O holdes Licht des Tages,“ rief er, „du, das Alles erhellt, erhelle auch den finstern Trübsinn meiner Seele; gib Leben und Heiterkeit dem Geängstigten zurück!“

Nicht lange, so kam Richard in die Nähe eines Vorsprunges im Walde, wo der Graf in eben dem Augenblicke unter den Klauen eines zottigen Bären von ungeheurer Größe mit feurig blitzenden Augen lag, der, angeschossen, aber nicht tödtlich verwundet, in voller Wuth auf seinen Schützen losgestürzt und eben im Begriffe war, ihn in Stücke zu zerreißen. Hätte Richard sich nicht vor dem ewigen Verderben gefürchtet, so hätte er es gewiß vor diesem Ungeheuer gethan. So aber ging er, wiewohl bebend und zagend, mit seinem tüchtigen Knotenstocke auf den Bären los, und kaum hatte er sich an diesen gemacht, so entfloh er unter fürchterlichem Heulen und Brüllen und Richard, durch dessen Flucht kühn geworden, verfolgte ihn, bis er sich von dem Felsenrande in den Fluß hinabstürzte. Der befreite Graf erhob seinen Retter mit Lobsprüchen bis zum Himmel und versprach ihm Alles, was er

ihm nur zu geben im Stande wäre. Da sagte Richard, daß er gar nicht viel verlange, sondern aus ganz besondern Ursachen blos bitte, ihm um Gotteswillen einige halbe Heller prägen zu lassen. Auf das hin sah nun freilich der Graf seinen Retter mit großen Augen an und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm um so mehr am Verstande.“ Aber es fehlte ihm eigentlich weniger da, als im Herzen..... Indessen, die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Graf zugesagt hatte und ein so leichtes Versprechen leicht halten konnte. „Aber wollt Ihr denn weiter gar Nichts, guter Freund?“ fragte der Schenk von Limpurg; „Nein, weiter Nichts,“ antwortete Richard, denn Geld und Gut achtete er in diesem Augenblicke für Nichts, sondern nur das kümmerte ihn, wie er des schrecklichen Dienstmännleins und seiner entsetzlichen Angst los werden könnte.

Jetzt ging er hin zum schwarzen Brunnen, von welchem ihm Alt und Jung eine furchtbare Beschreibung machten, was Alles für schreckliche Begebenheiten dort schon vorgefallen wären, und daß allnächtlich der Böse in Person dort erscheine, um die armen Seelen der Wanderer mit sich in die höllische Verdammniß zu schleppen. Der Weg dahin führte ihn durch eine enge und finstere Bergschlucht, bis er endlich an deren Ausgang den Mond seine vollen Strahlen über das eben nicht unfreundliche Thal ausbreiten sah, in welchem der Brunnen stand. Wie Richard bei dem Brunnen ankam, sah er bereits das schwarze Roß des Mannes mit dem blutrothen Kleide, unangebunden,

regungs- und bewegungslos mit hochgehaltenem Kopfe auf der einen Seite desselben stehen, der Reiter selbst aber wusch sich, dem Rosse gegenüber, Haupt und Hände in dem Borne, der ganz dunkles Wasser enthielt, und so sah denn der Reiter mit dem schwarzen Gesichte und blutrothen Kleide so fürchterlich aus, daß Richard bei seinem Anblicke aufs Heftigste erschrak. „Nur ruhig, mein Bursche," sagte der Reiter des schwarzen Rosses; „ich bin nun einmal der Dienstmann des Bösen, bin ihm mit Leib und Seele schon lange verfallen und gehorche seinen Befehlen, weil ich muß. Er thut freilich auch, was ich will, weil er es laut unseres Contractes thun muß. Aber der Knicker gibt mir alljährlich nur hunderttausend Dukaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und sorgen. Darum bedarf ich des Galgenmännleins, denn, wenn ich das besitze, kann ich in Einem Monate Millionen verthun, und will sie verthun, und der Satan muß sie mir herschaffen. Ich komme ja doch in keinem Falle mehr von ihm los, und so will ich denn jetzt ihn quälen, weil er nachher mich quälen wird. Gib mir die Flasche her; hier ist ein halber Heller, die übrigen kannst du zum Andenken aufbewahren, wenn du willst." Das Galgenmännlein ging nun in die Hand und aus dieser in die Tasche des Mannes über. Es sah äußerst grimmig aus, und machte sich recht schwer in seiner Tasche. „Sieh aus, wie du willst," sagte der Fremde, „das gilt mir Alles gleich; mache dich schwer, wie du willst, ich will dich schon leicht machen, denn ich

will so viel Geld von dir fordern, daß du es nicht mehr sollst anschaffen können.“ Damit eilte der Mann auf dem schwarzen Rosse auf und davon und war in wenigen Minuten aus Richards Augen verschwunden.

Richard war nun zwar frei, aber doch nicht fröhlich; ruhiger, aber doch nicht recht ruhig und heiter, sondern feierlich ernst und in sich selbst gekehrt, denn noch lag das frühere böse Leben auf seiner Seele, die alte Verderbtheit und das böse Gewissen — und noch in manchen Träumen ängstigte ihn das Galgenmännlein. Ganz frei und ruhig wurde er erst, als Gott ihn durch den Tod hinwegnahm.

III.

Bruder Eckhardt.

Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

1.

Große Trauer herrschte gegen das Ende des Jahres 973 durch das ganze Land Alemannien, besonders aber auf der Burg Hohentwiel, dem alten Sitze der alemannischen Herzoge, denn am 12. November war daselbst Burkhard der Zweite, ein tapferer und ruhmwürdiger Herr, der einst am Lechflusse den Sieg über die Ungarhorden mit erkämpft hatte, mit Tode abgegangen. Alle Pracht war jetzt dahin, all der Jubel verstummt, der in seinen Tagen von der hohen Felsenfeste weithin ertönte, und nur von Zeit zu Zeit wurde die tiefe Stille von dem dumpfen Klange der Klosterglocke unterbrochen, wann die frommen Mönche ihr Gebet für die Seele des Verstorbenen zum Himmel schickten. Trauernde Diener und Diene=

rinnen wandelten durch die hohen Gemächer der Burg, aber unter den Leidtragenden allen zeichnete sich eine hohe Frauengestalt aus, die tief verschleiert und mit thränenden Augen neben dem Sarge des Herzogs saß: es war dieß Frau Hedwig, die Burkhard bei seinem Tode als kinderlose Wittwe hinterlassen hatte. Wohl hätte man sich wundern können, wie die Herzogin, eine Frau in den blühendsten Jahren, sich über dem Hinscheiden ihres schon alternden Eheherrn so sehr grämen mochte: allein, wie sie schon in ihrer zarten Jugend den verzärtelten Sohn des Griechenkaisers aus Verachtung seiner Unmännlichkeit verschmäht, und aus Ehrfurcht für den Heldensinn des in Schlachten ergrauten Burkhard diesem ihre Hand gereicht hatte, so bewahrte sie auch noch die liebevollste Anhänglichkeit gegen den verblichenen Helden, und wich nicht eher von seinem Sarge, als bis die Mönche des Klosters Reichenau den Leichnam abholten, um ihn in ihrer Mitte der heiligen Erde zu übergeben. Hedwig selbst begleitete ihren geliebten Gemahl zur letzten Ruhestätte.

Wenige Tage nach des Herzogs Beisetzung erschienen kaiserliche Boten auf Hohentwiel mit der Nachricht, daß Kaiser Otto I., Frau Hedwigs Oheim, im Monate Mai desselben Jahres ebenfalls das Zeitliche gesegnet, und an seiner Statt Otto der Zweite den deutschen Kaiserthron bestiegen habe; sodann, daß es des neuen Herrschers Wunsch und Wille sei, keinen neuen Herzog über Alemannien wählen zu lassen, sondern Frau Hedwig Verweserin aller Lande am See und in Schwaben, besonders aber Schutz-

herrin der Klöster Reichenau und St. Gallen bleiben sollte. Wohl wußte Hedwig noch aus der Zeit ihres Gemahls recht gut, wie es nichts Leichtes sei, über das freie Land der Alemannen den Scepter zu führen, doch sie erwog dabei auch, wie ihr hiedurch die Macht gegeben wäre, für das Land, das sie — wiewohl eine geborene Herzogin von Baiern — dennoch wie ihr eigenes Vaterland liebte, recht segensreich zu wirken. Sie dachte nur daran, wie sie ihren Unterthanen eine liebende Mutter sein könnte und erfüllte deßhalb gerne den Wunsch des neuen Kaisers. „Den Scepter, welchen mir mein gnädiger Herr und Vetter anbietet“ — war ihre Antwort an die Gesandten — „will ich führen, so gut es eines schwachen Weibes Hand vermag, denn der Wille des Kaisers ist auch mein Wille.“

Das erste, was Hedwig, die neue Herrscherin, ausführte, war, daß sie das Kloster, welches mitten in den Ringmauern ihrer Burg stand, aufs prachtvollste herstellen ließ. Ihr seliger Gemahl hatte den ersten Grundstein zu demselben gelegt; es war also gleichsam noch in seinem Beginnen und besaß nur geringe Mittel. Sein ganzer Umfang beschränkte sich auf ein Kirchlein und ein armseliges Wohngebäude, und nur wenige Mönche dienten an dem Altare des Gotteshauses. Nun ließ die Herzogin mit großen Kosten den Bau erweitern und mehrere Gebäude ihrer Burg dazu abbrechen, so daß es bald aus einem Klösterlein ein Kloster ward, das an Umfang und Pracht dem zu Reichenau und andern von gleicher

Berühmtheit nur wenig nachstand und eine nicht geringe Anzahl von Conventualen fassen konnte.

Nachdem dieses Werk vollbracht war, dachte Frau Hedwig auch daran, die übrigen Klöster des Herzogthums zu besuchen, namentlich die, welche unter der unmittelbaren Schirmvogtei der Herzoge von Alemannien standen. Besonders nöthig schien ihr ein solcher Besuch in dem, mit Recht so genannten, Kloster Reichenau, welches damals unter Abt Rudimann eben nicht zum Besten regiert wurde.

Als die zu Reichenau von der Ankunft ihrer Herrin hörten, gingen sie ihr, den Abt an der Spitze, entgegen, um sie als Gebieterin zu empfangen. Demüthig verneigte sich Rudimann der schlaue und listige, mit seinen grünen, aus dem Specke der Backen hervorblitzenden Aeuglein vor Frau Hedwig, und sprach, nach einem langen Trostspruche über das Hinscheiden des seligen Herrn, von dem großen Glücke, daß die großmächtige Herzogin das Klösterlein ihres Besuches würdige und die Armuth seiner Bewohner nicht verschmähe. „Ihr müßt eben vorlieb nehmen, erlauchte Frau" — so schloß der Abt seine Rede — „mit dem Wenigen, was wir Euch zu bieten vermögen, denn wir besitzen Nichts von dem Ueberflusse, wie unsere Brüder zu St. Gallen." Kaum vermochte Rudimann bei diesen Worten seine heimliche Freude zu unterdrücken, daß es ihm so gut gelungen war, den Reichthum des Klosters St. Gallen bei der Herzogin anzubringen, denn der war schon lange ein Gegenstand seines Neides gewesen, obgleich sein

eigener Convent selbst auch für einen der reichsten im ganzen Schwabenlande galt. Die Herzogin aber, deren Scharfsinn die geheime Absicht Rudimanns unmöglich entgehen konnte, überraschte ihn mit folgender Antwort: „Habt Dank, ehrwürdiger Herr, für Eure treue Gesinnung gegen das herzogliche Haus; doch, was Ihr da von der Armuth und dem Mangel Eures Klosters sprechet, will mich fast bedünken, als wäre es nicht Euer Ernst: denn wem gehören all die reichen Rebgüter, die Euer Klösterlein, wie Ihr es nennt, umgeben? wem die schönen Kornfelder und der fischreiche See? fürwahr, an Wein und Korn muß Euch eben Nichts abgehen.“ „Gnädigste Herzogin,“ antwortete ziemlich beschämt der Abt, „wohl ist Alles dieses unser Eigenthum durch die Gnade milder Stifter, unter denen die erlauchten Herzoge von Alemannien nicht die letzten sind, aber — ....“ „gewiß — fiel ihm Hedwig hier in die Rede — „wolltet Ihr sagen, es habe Euren Convent auch viele Mühe und Arbeit gekostet, bis Ihr die Insel des heiligen Pirminius, die vor diesem voll Ottern und Schlangen und fast eine Einöde war, zu einer so reichen Aue umgeschaffen; indessen zeugt Eure wohlgenährte Gestalt deutlich, daß Ihr selbst am wenigsten Theil an dieser Urbarmachung genommen habt.“ Bei diesen Worten suchte Rudimann der Rede plötzlich eine andere Wendung zu geben und sprach mit erkünstelter Freundlichkeit, indem er seinen Aerger über Hedwigs Worte nur mühsam unterdrückte: „nun, so tretet doch über unsere Schwelle, gnädigste Frau, und kostet

von unserm Weine, unserm Brode und den Fischen des Sees." Die Herzogin ging in das Kloster, und was sie schon früher geahnet hatte, fand sie hier in vollkommenem Maaße bestätigt, denn die Pracht, welche sie im Innern überall erblickte, gab dem Ueberflusse und Reichthum von Außen in keinem Theile Etwas nach.

2.

Nur kurze Zeit verweilte Frau Hedwig auf der Reichenau, und begab sich sodann von da nach Sanct Gallen. Ihre Absicht war, in dieses Kloster ohne alles Aufsehen zu gelangen, denn die Aeußerungen, welche Abt Rudimann über dasselbe hatte fallen lassen, erregten ihre Aufmerksamkeit, und sie dachte den wahren Zustand des Gotteshauses um so besser zu erfahren, wenn von ihrem Besuche daselbst vorher Nichts verlauten würde. Sie trat deßhalb den Weg dahin nur mit wenigen Begleiterinnen und selbst als Pilgerin zu der Klause der heiligen Wiborada gekleidet, an. Allein hier war der Verdacht, den sie aus Rudimanns Worten hatte schöpfen müssen, ganz ungegründet, denn St. Gallen stand unter ganz andern Männern denn die Reichenau, als da waren Bischof Salomo von Constanz und der würdige Abt Burkhard. Zwar auch in dieser Gegend war nirgends Mangel zu sehen, denn der Ort, welcher zu des Stifters Zeit nur ein kalter Aufenthalt für Bären und anderes Wild gewesen war, hatte — nicht durch die Ueppigkeit des Bodens — sondern lediglich durch

den Fleiß der Mönche, das Ansehen eines schönen fruchtbaren Geländes bekommen. Aber bei ihrem Eintritte in das Innere des Klosters sah die Herzogin hier nicht, wie auf der Reichenau, Mönche mit vollmondgleichen Backen und wohlgemästeten Bäuchen müßig in den Kreuzgängen dastehen, sondern sie arbeiteten entweder auf den Feldern, oder saßen stille in ihren Zellen, mit der Verfertigung und Ausmalung werthvoller Handschriften beschäftigt, die zum Theile jetzt noch vorhanden sind.

Der einzige Mönch, welcher sich dem Auge der Eintretenden darbot, war der Pförtner des Klosters, ein schlanker, kräftiger Jüngling mit feurigem Blicke. „Wohin führt der Weg zu der Zelle des Abtes?" fragte Hedwig freundlich, indem ihr Blick wohlgefällig auf seiner schönen Gestalt ruhte. „Ich will euch sogleich dahin führen, edle Frau," antwortete der Mönch, dem ihr hoher Wuchs und adeliges Wesen gleich verrathen hatten, daß er keine Person von gemeinem Stande vor sich sehe; darauf führte er die Fremde durch die Länge des Kreuzganges nach dem bestimmten Orte. Während die Beiden miteinander gingen, entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen:

H. Wie ist dein Name, ehrwürdiger Bruder?

Pf. Die Brüder des Convents nennen mich Bruder Eckhardt.

H. Wer sind deine Eltern oder sonstige Verwandte?

Pf. Meine Eltern kannte ich nicht, denn ich

verlor sie schon in zarter Jugend; darum kam ich auch so frühe in dieses Kloster. So viel mein Großoheim mir von ihnen berichtete, wohnten sie im Thurgau und waren brave, rechtschaffene Leute.

H. Lebt dieser Großoheim noch!

Pf. Ihr erneuert alten Schmerz, edle Frau; der theure Mann war auch Mönch in diesem Kloster und starb zu Anfang des verflossenen Jahres, von allen Brüdern des Convents ob seiner Redlichkeit und Gelehrsamkeit innig betrauert. Am schmerzlichsten aber habe ich seinen Verlust empfunden, denn er hat sich meiner angenommen, wie kein Verwandter leicht sich eines verlassenen Waisen annimmt. Durch ihn kam ich hieher, er selbst unterrichtete mich mit vieler Mühe und ihm allein verdanke ich Alles, was ich weiß und bin. Ach! es war überhaupt ein recht verhängnißvolles Jahr, das letztverflossene; fromme und wackere Männer hat es dahingerafft! wenn ich nur an unsern großmächtigsten Kaiser Otto denke und an den Mann Gottes, Herrn Ulrich, Bischof zu Augsburg, besonders aber an Herrn Burkhard, den guten und heldenmüthigen Herzog unsers Schwabenlandes . . . . .

H. Kanntest du diesen Herzog Burkhard persönlich?

Pf. Warum sollt' ich nicht? Haben doch Beide, er und Kaiser Otto noch kurz vor ihrem Tode diese Gegend und unser Gotteshaus besucht. Wohl denke ich noch des liebreichen Greises, wie er mich so gerne in sein neu gestiftetes Kloster nach Twiel mitgenom-

men hätte; aber so willfährig ich ihm auch dahin gefolgt wäre, liebte ich doch zu sehr noch die Erde, in der mein geliebter Großoheim schläft. Nun, sie mögen jetzt beide im Frieden ruhen, ihre Werke werden ihnen folgen. Es war aber auch, wie man mir berichtete, große Klage über Herrn Burkhards Hinscheiden auf Hohentwiel, besonders soll Frau Hedwig, seine Gemahlin, sich tief um ihn gegrämt haben. Sie soll eine fromme, brave Frau seyn, und dabei von großer Schönheit und noch in voller Jugendblüthe. Da mögen sich jetzt wohl recht viele Freier auf der Burg einstellen um ihre Hand und um den schönsten Herzogshut im ganzen Reiche.

H. Glaubst du, die Herzogin würde einer solchen Bewerbung Gehör geben?

Pf. Daran möchte ich fast zweifeln; denn sie scheint, wie man mir sagte, eher zum Herrschen als zum Gehorchen geboren zu seyn.

H. Was würdest du aber dazu sagen, wenn von der herrischen Frau zu Hohentwiel ein Befehl erginge, daß der junge Mönch Eckhardt sein Kloster mit dem Kloster dort vertauschen und der Lehrer und Gesellschafter jener Herzogin von Alemannien werden sollte?

Eben wollte Eckhardt antworten, als der Abt, vor dessen Zelle sie mittlerweile angekommen waren, die Thüre öffnete und den Sprechenden freundlich entgegentrat. Herr Burkhard kannte die Herzogin schon lange von Angesicht und war äußerst erfreut über den hohen Besuch. Aber keine Schmeichelei

und unlauteres Wesen, wie bei Rudimann, bezeichneten diesen Empfang, sondern nur Worte der Wahrheit und Salbung entflossen den Lippen des frommen Abtes.

An Burkhards Hand durchwanderte jetzt die Herzogin alle Theile des Klosters und nicht das Geringste entging ihrer Aufmerksamkeit. Zwölf Tage verweilte sie in diesen Mauern, die ihr ein recht lieber Aufenthalt geworden waren und erblickte überall die größte Zucht und Ordnung. Jetzt erst, als die Zeit nahte, wo sie auf ihre Burg zurückzukehren Willens war, gedachte Hedwig wieder der Frage, die sie am Schlusse ihrer Unterredung mit Eckhardt fast mehr unwillkührlich als im Ernste an diesen gestellt hatte. Sie hatte nämlich während ihres Aufenthaltes in dem Kloster das edle Wesen und die Gesinnung des Pförtners immer genauer kennen lernen, so daß nunmehr der Entschluß in ihr fest stand, sich denselben vom Abte zu ihrem Lehrer auszubitten. Am Tage vor ihrer Abfahrt trat sie daher in Burkhards Zelle mit den Worten: „Ihr habt die Gewohnheit, ehrwürdiger Vater, jedem Gaste, den ihr beherbergt, eine Gabe zum Abschiede zu reichen: Ihr werdet diese Sitte bei mir, eurer Herzogin, nicht abgehen lassen."

A. Mit Nichten, gnädigste Gebieterin; aber was haben wir in unserm Kloster, das würdig wäre, Euch zum Geschenke zu dienen?

H. Laßt mich selbst wählen, ehrwürdiger Vater. — Wohl weiß ich, daß Ihr eine schöne Bücherei

besitzet; doch darnach steht mein Verlangen nicht, so sehr ich auch eine Freundin von dem Lesen der alten Meisterwerke bin. Ich selbst habe mir auf meiner Burg schon eine ziemliche Anzahl von Büchern gesammelt, aber nutzlos stehen sie in meinem Schranke und es betrübt mich oft im tiefsten Herzen, wenn ich gerne die Heldengesänge des Homeros oder Virgilius lesen möchte, oder in meinen schöngemalten Horatius hineinschaue und so manche der herrlichsten Stellen mir dunkel und unverständlich bleiben. Darum bedarf ich eines Erklärers, oder vielmehr eines Lehrers in diesen Fächern, und den möchte ich aus Eurem Convente haben, denn zu Euch habe ich das Vertrauen, daß Ihr mir keinen untüchtigen empfehlen werdet.

A. So wählet Euch denn, gnädigste Gebieterin, einen aus meinen Brüdern.

H. Meine Wahl ist schon getroffen und es bedarf — glaube ich — nur noch Eurer Einwilligung. Es ist der Mönch, den ich im Kloster zuerst sah und sprach, derselbe, der mich zu Euch führte.

A. Da habt Ihr Euch in der That das Beste erbeten, was sich in unserem Convent befindet, und es wäre mir jetzt lieb, wenn ich Euch nicht unbedingt die Wahl gelassen hätte, denn dergleichen, wie mein Pförtner Eckhardt, sind wenige ausgezeichnet an Gelehrsamkeit und Treue. Doch, so ungerne ich ihn auch entlasse, nehmt ihn mit Euch auf Eure Burg und wahret sein getreulich; denn was könnte ich meiner

gnädigsten Gebieterin abschlagen und wäre es auch der halbe Theil des Convents.

„Es soll nicht Eures Klosters Schaden seyn,“ sprach Hedwig in bedeutsamem Tone, und verließ, freundlich von Herrn Burkhard sich verabschiedend, dessen Zelle, froh und glücklich darüber, daß ihr Wunsch erfüllt war, und noch in derselben Stunde erhielt Eckhardt Nachricht, mit der Herzogin nach Hohentwiel zu ziehen. Dieser weigerte sich nicht lange, eine Stelle anzunehmen, die ihm Gelegenheit bot, in der Nähe einer so schönen und geistreichen Frau zu seyn, nur ärgerte er sich jetzt darüber, daß er in seiner Unterredung mit der Unbekannten etwas zu vorlaut gewesen war.

3.

Kaum war der Morgen angebrochen, als schon Alles zur Abreise der Herzogin in Bereitschaft stand. Da hieß es in der That: „arm gekommen, reich gegangen,“ denn der Abt bildete aus seinen Reisigen ein prächtiges Ehrengeleite für sie. Aber die größte Ehre, die ihr das Kloster erwiesen hatte, das war der schöne Pförtner, der auf dem ganzen Wege nicht von ihrer Seite weichen durfte. Obgleich Bruder Eckhardt weniger im Sattel saß, als auf der harten Bank seiner Klosterzelle, so war er doch ein stattlicher Reiter, und die Benedictinerkutte stand ihm so gut, wie vielleicht keinem Klosterbruder seiner Zeit.

Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden den Fuß der herzoglichen Burg Twiel. Solch

eine stattliche Feste, wie diese war, hatte Eckhardt in seinem Leben noch nie gesehen, denn seit seiner Jugend war er nicht mehr über den Bann seines Klosters hinausgekommen. Dort oben, dachte er jetzt oft bei sich, mag es wohl gut seyn zu wohnen, wohl besser als hienieden, und namentlich als an der Pforte der Klausur des heiligen Gallus; dort oben, wo man dem Himmel um ein Gutes näher steht, athmet sich's gewiß auch leichter. Freilich dachte der fromme Bruder damals noch nicht an einen andern Himmel, der sich schon längst neben ihm geöffnet hatte, während er noch in den Anblick der herrlichen Feste versunken war, deren Zinnen die eben untergehende Sonne mit goldenen Wölkchen bekränzte.

Angekommen auf der Burg, führte Hedwig ihren geliebten Lehrer mit eigener Hand in ein Gemach ein, das unmittelbar an ihr Arbeitszimmer stieß und wohl um Vieles lieblicher seyn mochte, als seine enge Zelle zu St. Gallen. Es war eben so geschmackvoll als kostbar eingerichtet; ein Schrank schöner und werthvoller Handschriften bot sich ihm zum Studium dar, und die köstlichste Aussicht eröffnete sich seinem Blicke durch die hohen Schwibbögen der Fenster: vor ihm der hellglänzende Spiegel des Untersees mit der freundlichen Au, im Hintergrunde die lange Reihe der riesigen Berghäupter des Schweizerlandes. Es war dieß eines der Gemächer, welche Hedwig früher selbst bewohnt hatte und jetzt ihrem Lieblinge einräumte. Zugleich wurde Eckhardten von seiner neuen Gebieterin — worauf schon die erste Unterredung im Kloster

hingewiesen hatte — kund gethan, was sein künftiger Beruf seyn sollte, und gerne übernahm er es, der Lehrer derjenigen zu seyn, an deren Seite ihm jede Stunde eine Seligkeit zu seyn schien.

Von nun an fing ein ganz neues Leben auf Hohentwiel an; es schien, als ob sich die Burg unter Hedwig zu einer wissenschaftlichen Schule umbilden wollte, mit solchem Eifer gab sie sich unter Anleitung ihres Eckhardt dem Studium der Alten hin. *) Kein Tag verging, wo sie nicht einige Stunden in dem Gemache ihres Lehrers zubrachte; aber nie geschah dieß ohne Begleitung einer Dienerin und, um allen anstößigen Schein zu vermeiden, stets bei geöffneter Thüre. So ereignete es sich manchmal, daß Fürsten, Edle und Ritter, und wer sonst zum Besuche oder zur Aufwartung nach der Burg kam, die Herzogin neben Bruder Eckhardt sitzend antraf, wie sie aufmerksam zuhörte, wenn er ihr des Virgilius Heldengedicht oder die herrlichen Oden des venusinischen Sängers erklärte. Allein, obschon der Umgang mit Eckhardt und seine Beihülfe bei ihrer Lieblingsbeschäftigung ihr mit jedem Tage mehr als Bedürfniß erschien, und ihre Gunst sich ihm in stets höherem

*) Damals waren edle und erlauchte Damen stolz auf die Kenntniß der classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, während heut zu Tage junge Männer (die sich gleichwohl wissenschaftlicher Bildung rühmen) und verächtliche Frömmlinge, dieses Studium — freilich nicht gemacht für solche Wesen — als ein triviales, oder gar gottloses, geringschätzen. Anm. des Setzers.

Grade zuwandte, so vergaß sie doch niemals ihrer Würde; ihr edles Selbstgefühl und die Scheu vor der großen Sünde, wenn sie dem Himmel einen seiner Geweihten entzöge, stellte sie stets sicher gegen alle Uebereilungen des, freilich längst nicht mehr freien, Herzens. So zeigte sich Hedwig, das Weib voll Heldensinnes, auch groß in ihrer Liebe, so gewann sie es über sich, mit mehr als männlicher Kraft nicht nur die eigenen Gefühle zu beherrschen, sondern sie wies auch in Augenblicken, wo Eckhardt leicht hätte vergessen können, daß es seine Herzogin sei, an deren Seite er sitze, denselben stets mit allem Ernste zur Ordnung zurück, und ließ ihn bisweilen recht empfindlich fühlen, daß sie die Gebieterin und er der Diener sei. Einmal, als er aus den Schranken der Zucht herauszutreten schien, ließ sie ihn sogar auf seinem Lager geißeln, und gab es ihm noch als eine besondere Gnade zu verstehen, daß sie ihm nicht auch seine Haare gänzlich vom Haupte scheeren lasse. Doch gemeiniglich dauerten solche strenge Auftritte nicht lange und wurden oft Veranlassung, daß ihre Neigung sich nachher in erhöhtem Grade zeigte.

Eckhardts Stellung auf Hohentwiel war übrigens durchaus nicht von der Art, daß er sich der Herzogin ausschließlich zu widmen, oder etwa darüber zu klagen gehabt hätte, daß er von einer Klausur in eine zweite gekommen wäre, sondern er konnte, so oft es ihm gefiel, namentlich an Feiertagen, Ausflüge in die ganze Umgegend machen, oder zum Besuche seiner Brüder nach St. Gallen gehen. Wann dieß geschah,

sandte Hedwig jedesmal Schiffe mit Geschenken für den Abt und Convent nach Steinach voraus, und bei Eckhardts Zurückkunft war immer auch schon ein neues Geschenk bereit, um dem geliebten Lehrer für seine Mühe und Arbeit eine Freude zu machen.

Während der Zeit, als Eckhardt sich auf Hohentwiel befand, geschah es einmal, daß im Kloster zu St. Gallen Feuer ausbrach und empfindlichen Schaden für dasselbe verursachte. Dieß vernahm Abt Rudimann auf Reichenau, — dessen Neid gegen St. Gallen sich seit Eckhardts Aufenthalt auf Twiel noch um Vieles gesteigert hatte, weil Hedwigs Huld gegen jenen sich auch auf das Kloster selbst vielfach wohlthätig äußerte, — als eine willkommene Mähre. Zugleich hörte er, wie zwischen der Herzogin und dem Kloster durch Eckhardts Vermittlung mehrfache Verhandlungen wegen des erlittenen Schadens gepflogen würden. Rudimann war sehr begierig, einmal durch eigenen Augenschein Kenntniß von dem Stande der Verhältnisse zu nehmen, und machte sich daher eines Tages, an dem er glaubte, daß Eckhardt sich auf Hohentwiel befinde, ganz allein auf den Weg nach St. Gallen. Durch die Kirche gelangte er auf das Dorment des Klosters, und ersah sich da einen Schlupfwinkel zum Lauschen. Allein zum Unglücke für ihn traf es sich, daß Eckhardt, der gerade an diesem Tage von Hohentwiel auf Besuch gekommen war, über den Gang schritt. An dem tiefen Schnarchen schloß dieser auf die Nähe einer Person; er blieb daher stille stehen und hielt seine Leuchte gegen den Ort hin, wo

Rudimann sich versteckt hatte, um zu warten, bis dieser aus seinem Schlupfwinkel hervorgehen würde. Endlich wurde dem Abte die Zeit zu lange und er kroch hervor. „Willkommen, ehrwürdiger Herr," rief Eckhardt ihm mit höhnischer Stimme zu, „mich dünkt, Ihr habt wohl den rechten Weg auf unserm Dormente verfehlt; Ihr habt aber auch unklug daran gethan, daß Ihr nicht den Tag zu Eurem werthen Besuche erwähltet. Doch, um Euch zu zeigen, daß wir auch nächtliche Besuche zu ehren wissen, so erlaubt, daß ich Euch zu dem Gemache meiner Obern hinleuchte." Mit diesen Worten nahm Eckhardt seine Leuchte und beschämt folgte ihm Rudimann, ohne ein Wort zu sprechen. Allein kaum waren sie einige Schritte weit gegangen, als sie sich schon von einer großen Anzahl Conventualen umgeben sahen. „Auf ihn, auf ihn!" riefen viele Stimmen zugleich, „es ist der Rudimann, der Neidhardt von Reichenau!" Nur mit Mühe konnte Eckhardt die Brüder abhalten, daß sie nicht über den Abt herfielen und denselben wacker durchprügelten. Flehentlich wandte sich nun dieser an den Dekan, welcher mittlerweile herbeigekommen war, mit der Versicherung, „gerne will ich Euch und Euer Convent fürderhin in Ruhe lassen; schützt mich nur dießmal vor der Mißhandlung der Mönche und entlasset mich ungestraft; ich will Euch dafür ein hübsch Maaß von meinem Reichenauer Trunke zur Sühne schicken." So bat Rudimann den Dekan flehentlich, und dieser ließ sich endlich bewegen, ihn ungestraft zu entlassen. Darauf nahm Eckhardt ihn bei der Hand und führte

den über seine Freiheit äußerst Vergnügten eine gute Strecke über das Kloster hinaus. „Meinen schönsten Dank, Herr Eckhardt, für den großen Dienst, den Ihr mir erwiesen," sprach Rudimann beim Abschiede, „wenn Ihr wieder auf Hohentwiel zurückkehrt, sprechet doch auch bei mir ein, damit ich Euch Eure Gefälligkeit lohnen kann." Mit diesen Worten machte er sich schnell von dannen, schickte aber das Versprochene schon nach wenigen Tagen richtig nach St. Gallen.

Als kurz darauf Eckhardt wieder auf die Burg zurückkehrte, machte er wirklich den versprochenen Besuch auf der Reichenau. Rudimann empfing ihn da, nach Gewohnheit, äußerst freundlich, und es schien, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. „Mein Bestes habe ich für Euch zum Geschenke aufgespart," begann der listige Mann die Unterredung, und ließ seinem Gaste ein schönes Pferd vorführen. Das that er aber keineswegs aus wahrer Freundschaft, sondern weil er dachte: „gewinne ich Diesen, so gewinne ich auch die Gunst der Herzogin, und deren bin ich wohl bedürftig, wenn sie erfährt, was zu St. Gallen vorgefallen ist." Als sich nun Eckhardt beurlaubte, da umarmte und küßte ihn der Abt unzählige Male und verschwendete eine ganze Menge schmeichelhafter Reden. „Wie selig seid Ihr doch," raunte er ihm noch in's Ohr, „daß Ihr eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichten dürft." „Gerade wie Ihr," erwiederte Eckhardt, „die schöne Nonne Klotilde in der Dialektik unterrichtet habt." Mit diesen Worten ritt unser Gast auf dem geschenkten Pferde davon.

Ehe noch Eckhardt auf Hohentwiel anlangte, war schon das Gerücht von dem Vorfalle in St. Gallen der Herzogin zu Ohren gekommen. Lächelnd ging sie ihrem Lieblinge entgegen und sagte: „Mein Freund, du hast ja dem Wolfe, der bei Nacht in den Schafstall geschlichen war, so brav heimgezündet.“ „Beim Leben Hedwigs,“ rief Eckhardt, „wenn ihn Einer recht durchgeprügelt hätte, ich hätte ihn wahrlich nicht curirt.“ Er erzählte nun den ganzen Verlauf der Sache, und Hedwig freute sich ungemein, daß Rudimann für seine böswillige Absicht so gut heimgeschickt worden war.

Am folgenden Tage besuchte die Herzogin wieder, wie gewöhnlich, ihren Lehrer, um den begonnenen Unterricht fortzusetzen. Es war die Aeneis des Virgilius, die sie damals gerade mit einander lasen. Als sie an die bekannte Stelle im zweiten Buche kamen:

— timeo Danaos, et dona ferentes.

(ich fürchte die Danaër, selbst wo sie schenken.)

mußte Eckhardt unwillkürlich lächeln. Hedwig bemerkte es und fragte nach der Ursache. „Weil ich,“ erwiederte Eckhardt, „erst gestern die Wahrheit dieser Worte an mir selbst erfahren habe, denn ich erhielt ein Geschenk, dessen Geber auch unter jene Danaër gehört, die man gerade am meisten fürchten muß, wenn sie Einem etwas geben, oder wie die Katzen, wenn sie freundlich thun.“ Auf Hedwigs Verlangen mußte nun Eckhardt die ganze Geschichte noch einmal von Anfang an ausführlich erzählen. „Solche Dinge fallen also in meinem Lande vor,“ rief die Herzogin

entrüstet, „ohne daß man mich zur Schiedsrichterin wählt, und ich die ganze Sache nur so wie von ungefähr erfahren muß! Und ich glaube, mein lieber Eckhardt, auch von dir hätte ich sie nicht erfahren, wenn ich nicht Alles schon vorher gewußt hätte, und nicht Herr Virgilius vom letzten Vorfalle dein Verräther geworden wäre." „Wohl," erwiederte Eckhardt, „habe ich von dem Vorfalle gegen Euch geschwiegen, gnädigste Gebieterin, aber wäre es denn auch recht von mir gewesen, wenn ich dem, welchem ich Frieden und Versöhnung zugesagt, das Wort gebrochen hätte?" Ueber diesen abermaligen Beweis von Eckhardts edler Gesinnung freute sich Hedwig herzlich, sie nahm aber doch von jetzt an die ganze Sache mit St. Gallen und dem Abte Rudimann ernstlicher auf.

Fest entschlossen, eine weitere Untersuchung deßhalb einzuleiten, war sie Willens, einen Landtag nach Wahlwies auszuschreiben und den Bischof von Constanz mit den beiden Aebten von St. Gallen und Reichenau darauf zu laden. Das erfuhr der listige Rudimann noch zur rechten Stunde. Sogleich sandte er insgeheim einen Boten nach Hohentwiel an Bruder Eckhardt mit einem Brieflein des Inhalts: „Lieber Bruder Eckhardt! Wohl hätte ich gedacht, Ihr hättet vor Eurer Allerschönsten (so pflegte nämlich Eckhardt die Herzogin selbst zu nennen) unsere verdrüßliche Geschichte in St. Galli Kloster verschweigen können. Doch, zu geschehenen Sachen muß man das Beste reden. Sorget jetzt nur dafür, mein Bester, vermöge der großen Gunst, worin ihr bei der Herzogin stehet, daß mir

der Vorfall keinen Schaden bringe.“ — Zu gleicher Zeit schickte Rudimann auch zu Bischof Grimoald nach Constanz einen Boten und zwar nicht mit leerer Hand, um sich von mehreren Seiten zugleich sicher zu stellen. Bei Eckhardt verfehlte der Brief seine Wirkung, denn der hatte gelernt, seiner Gebieterin nicht entgegen zu reden. Besser gelang es bei dem Bischofe, der sich mit Bitten für den Abt an Hedwig wendete; doch konnte er nur so viel ausrichten, daß sie versprach, die Sache mit ihren Räthen in Ueberlegung zu ziehen. Der Beschluß dieser Berathung fiel so aus, daß Rudimann eine Strafe von hundert Pfund vor das Thor von Hohentwiel legen sollte, weil er den Frieden in dem Gotteshause St. Gallen gebrochen hätte. Durch des Bischofs weitere Verwendung, womit auch der edle Abt Burkhardt von St. Gallen seine Fürsprache vereinigte, wurde indessen die angesetzte Strafe auf die Hälfte ermäßigt.

4.

Unter diesen Begebnissen war eine geraume Zeit dahin gegangen, die Eckhardt im Umgange mit der schönen Herzogin auf der Burg verlebt hatte. Die ungewöhnliche Güte und Auszeichnung, womit die, welche seine Gebieterin hieß, ihm stets entgegen kam, hatte in dem lebensfrischen, mit den Verhältnissen der Außenwelt noch wenig vertrauten Jünglinge eine Reihe von Hoffnungen erweckt, denen er um so lieber Raum gab, als er, namentlich in Stunden innigerer Vertraulichkeit, auch in Hedwigs Herzen das Vorhandenseyn

ähnlicher Gefühle wahrzunehmen sich schmeichelte. Allein, so viele Mühe es die Herzogin oft auch kosten mochte, dem theuren Lehrer zu verbergen, daß es mehr als Wohlwollen, mehr als die bloße Achtung vor seiner hohen Wissenschaft sei, was sie so innig an seinen Umgang fesselte, war sie doch allzu gewissenhaft, um durch eine irdische, sündliche Neigung dem Himmel seinen Verlobten zu rauben, allzusehr ihrer fürstlichen Würde sich bewußt, um nicht den Zug des Herzens unbedingt ihrer Stellung und den hohen Anforderungen ihres Regentenberufes aufzuopfern. Ihr Verhältniß zu Eckhardt blieb daher immer dasselbe, wie es von Anbeginn gewesen war, und so oft dieser auch eine Erklärung herbeizuführen, oder wenigstens eine Annäherung zu versuchen wagte, wußte Hedwigs kluge Gewandtheit jedem solchen Schritte stets zuvorzukommen. So von zwei widersprechenden Gefühlen, dem der Sehnsucht und der Entsagung, gepeinigt, fand der junge Mann den Aufenthalt auf der herzoglichen Burg je mehr und mehr reizlos, am Ende drückend; es verlangte ihn hinaus in das Treiben der Welt, um hier, in mehr wechselnder Thätigkeit, zu vergessen, was da oben im einsamen Kämmerlein sein liebendes Herz täglich düsterer stimmte. „Habe ich" — so dachte er jetzt bei sich — „einmal die Klausur meines Klosters verlassen müssen, so will ich auch das Leben in der großen Welt kennen lernen, und mich baß darin umsehen." In diesen Gedanken wurde er noch mehr bestärkt durch die hohen Besuche, die zu seiner Zeit auf Hohentwiel nicht selten auch vom Kaiserlichen Hofe

erschienen, und den dortigen Aufenthalt der Einbildungskraft des jungen Mannes mit den herrlichsten Farben vorzumalen wußten.

Dem forschenden Blicke der Herzogin entging die auffallende Veränderung nicht, die sich seit einiger Zeit in Eckhardts ganzem Wesen und Benehmen kund gab, obgleich die Anhänglichkeit an seine Gebieterin, und die Besorgniß, ihr dadurch wehe zu thun, ihn fortwährend abhielt, seine Gedanken gegen sie zu äußern. Indessen, seine frühere Heiterkeit verschwand nach und nach gänzlich. Hedwig wollte auch nicht gerne geradezu um den Grund dieser trüben Stimmung fragen, bis endlich ein Zufall auf beiden Seiten das bisherige Stillschweigen brach.

Eines Tages saß Eckhardt am Fenster seines Gemaches und blickte trübsinnig hinüber auf das Kloster der Burg, das sich nicht ferne von seiner Wohnung erhob. Auf dem Tischchen, wo er gewöhnlich mit der Herzogin die Alten zu lesen pflegte, lag die Aeneis des Virgilius, aber so nachläßig hingelegt, daß man wohl glauben konnte, Eckhardt habe das Buch unmuthig auf die Seite geschoben. Wohl eine Viertelstunde mochte er, in Gedanken vertieft, so dagesessen haben, als sich die Thüre öffnete und Frau Hedwig hereintrat. Eckhardt bemerkte die Eintretende nicht, sie aber schlich sich leise hinter ihn, Willens, ihn eine Zeit lang in seiner Vertiefung zu belauschen. Da fiel ihr Blick auf den Virgilius. Das vierte Buch, welches die unglückliche Liebe der Königin

Dido zu Aeneas erzählt, war aufgeschlagen, und gleich oben las sie den Vers:

ardet abire fuga dulcesque relinquere terras.
(Heiß verlangt er zu flieh'n und das wonnige Land zu verlassen.)

Wie ein Blitz fuhr es durch Hedwigs Seele; das Geheimniß von Eckhardts Traurigkeit stand nun mit Einem Male enthüllt vor ihr; doch wollte sie das Geständniß aus seinem eigenen Munde vernehmen. „He! lieber Lehrmeister, deine Schülerin ist da," flüsterte sie dem vor sich hin Stierenden zu, indem sie sanft auf seine Schulter klopfte. Bestürzt blickte Eckhardt um sich und sah seine Gebieterin vor sich stehen. „Wie kommt es," begann nun die Herzogin das Gespräch, „daß ich meinen Lehrer, der doch sonst gewöhnt war, selbst noch die Stunden der Nacht zum Studiren zu benutzen, so müßig am Fensterbogen hier sitzen finde? Es kann doch nicht Langeweile seyn, was ihn quält, denn wer sollte diese bei dem Lesen des trefflichen römischen Dichters bekommen? — Oder ist es kurzweiliger, die Blicke an jenem Klostergemäuer dort drüben heften zu lassen?"

E. „Verzeiht, edle Gebieterin, ich fühle keine Langeweile; so, wie eben jetzt, könnt Ihr mich oft da sitzen sehen, denn ich genieße gerne der herrlichen Aussicht ins Thal und über den See."

H. „Aber doch nicht gegen das Kloster hin?"

E. „Nun, auch dieser Theil der Aussicht hat seine Reize für mich; ich denke, wenn ich hinüber-

schaue, manchmal an mein früheres Leben in St. Gallen zurück."

H. „Doch will ich nicht hoffen, daß es eine Sehnsucht dahin ist, die Euch ergriffen hätte; hier oben, meine ich, dürfte es doch etwas besser seyn."

E. „In allwege, gnädigste Herzogin; allein ich kann Euch nicht verhehlen, daß es mich oft seltsam dünken will, wie auf diesem freien Boden, wo nur des Kriegers Schritte ertönen, ein Zwinghaus seyn soll."

H. „Nun, mein lieber Eckhardt, des Zwanges von meinem Kloster wirst du hoffentlich noch wenig erfahren haben, ob du dich gleich, so zu sagen, auch zur Zahl seiner Bewohner schreibst, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht Profeß darin gethan hast, sondern frei bist."

E. „Das wohl, verehrte Gebieterin, aber . . ."

H. „Ich befürchte, willst du sagen, diese Burg könnte mir leicht eine zweite Klausur werden, und am Ende wäre ich zwiefach gefangen. O nein, lieber Eckhardt, — fuhr sie in einem wehmüthigen Tone fort — einen Zwang will ich nicht; meine Burg soll keine Klausur für dich werden, dazu bist du meinem Herzen viel zu theuer. Gestehe es mir nur, der Aufenthalt in meiner Nähe ist dir entleidet?"

E. „Nein, beim Leben Hedwigs, ich hänge noch mit der Liebe des ersten Augenblicks, ja mit noch unendlich größerer Herzlichkeit an Euch, aber seit einiger Zeit verlangts mich in meinem Innern, nicht nach St. Gallen in mein Kloster, nein, hinaus in das Treiben der großen Welt. Ach, Ihr wißt es ja,

theuerste Gebieterin, daß der Mann noch einen höhern Beruf hat, als sein Leben in dunkler Abgeschiedenheit zu verträumen, sei es nun in der Zelle über seinen Büchern, oder im Umgange mit einem geliebten und verehrten Weibe; auch die Welt macht ihre Ansprüche an seine Wirksamkeit."

H. „Nun denn, weil deine Pflicht dich jetzt mit Einem Male so lebhaft mahnt, sage kurz dein Anliegen: nicht wahr, du willst mich verlassen, und einen größern Wirkungskreis für deine Thätigkeit suchen?"

E. „Ihr habt es gesagt, gnädigste Herzogin."

„Aber — fuhr Hedwig mit wunderbar gemischtem Gefühle fort — du wirst es doch nicht etwa machen wollen, wie der Held Aeneas bei seiner Dido, der sich heimlich davon schlich, aus Schüchternheit, sein Vorhaben nicht gestehen zu müssen?" Während sie dieß sagte, hielt sie ihm das aufgeschlagene Buch hin und deutete auf die Stelle. Da wurde Eckhardt ein wenig bestürzt, denn er fühlte wohl, daß Hedwig in sein Herz gesehen und errathen habe, wie eben die bezeichnete Stelle es war, die ihn zu so tiefem Nachdenken bewegt hatte. Und in der That hatte sich die Herzogin auch in ihrer Vermuthung nicht getäuscht. Schon seit einigen Tagen hatte es in Eckhardts Seele mächtig gekämpft, wie er Hohentwiel am füglichsten heimlich verlassen könnte, da er sich nicht getraute, der Herzogin sein Anliegen zu offenbaren. „Von meiner Seite — sprach Hedwig, indem sie nach der Thüre ging — steht Nichts deinem Abgange entgegen; nur Eines thue noch in meinem Dienste. Sei der

Ueberbringer eines Briefes an meinen Vetter, Kaiser Otto II., denn Niemanden Anderem mag ich denselben anvertrauen." Eckhardt versprach dieß. „Und halte dich versichert, lieber Freund, (das waren ihre letzten Worte, ehe sie das Gemach — auf immer — verließ,) Hedwig wird nie vergessen, daß sie dir ihre Liebe geschenkt hat; nur beweisen, so beweisen, wie du es zu wünschen schienest, das konnte, das durfte sie nicht." „Und Hedwig wird nie zu bereuen haben, daß sie einen Unwürdigen mit ihrer Huld beglückte," setzte Eckhardt hinzu, indem er der Scheidenden einen wehmüthigen Blick nachsandte.

5.

Ehe noch der Tag anbrach, wartete bereits eine zahlreiche Begleitung mit Geschenken aller Art, die für Eckhardt bestimmt waren, vor den Thoren der Burg. Noch einmal wollte dieser von der geliebten Gebieterin Abschied nehmen, aber er fand die Thüre ihres Gemaches verschlossen und ein Diener übergab ihm einen Brief, der die letzten Grüße Hedwigs enthielt. Sie hatte sich und ihm den Schmerz der Trennung ersparen wollen; denn erst, als die letzte Stunde, die sie mit dem Theuren noch zusammen seyn durfte, herbeigekommen war, empfand sie recht lebhaft, welchen Namen sie dem Gefühle, das schon so lange ihre Brust beseelte, eigentlich zu geben hatte. Aber als Eckhardt mit seinen Begleitern schon unten am Fuße des Berges angekommen war, öffnete sie noch einmal ihr Fensterlein, und schaute mit Thränen

im Auge dem lieben Lehrer noch so lange nach, bis der Hohenkräher Berg den Zug ihrem Blicke enthob. Auch der Scheidende blickte noch manchesmal nach der herrlichen Feste zurück, aber mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Tage, da er sie zum ersten Male begrüßt hatte.

Am kaiserlichen Hofe angelangt, erfuhr Eckhardt bald den Inhalt des überbrachten Schreibens und überzeugte sich von Neuem von der Huld, womit Hedwig ihn auch noch in die Ferne begleitet hatte. Auf ihre Empfehlung erhielt er nämlich gleich nach seiner Ankunft das Amt eines Kaplans bei dem Kaiser, verbunden mit der Erziehung und dem Unterrichte seines ältesten Sohnes Otto, des künftigen Thronerben.

Während dieß Alles sich auf Hohentwiel ereignete, wurde der alte Neid in dem Herzen des Abtes Rudimann zu Reichenau von Neuem wieder rege. Durch einflußreiche Freunde, die er am kaiserlichen Hofe hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß der Kaiser selbst den Zustand des Klosters St. Gallen einer strengen Untersuchung unterwerfen ließ. Weil aber zu diesem Geschäfte lauter redliche und gewissenhafte Geistliche gewählt wurden, ergab sich gerade das Gegentheil von Allem dem, was der böswillige Abt gehofft hatte; nirgends Unordnung und Wohlleben, dagegen große Arbeit und, weil in dem Brande so Vieles verloren gegangen war, nicht mehr Vermögen, als kaum hinreichte, die stets zunehmende Anzahl der Brüder nothdürftig zu erhalten. So kam es denn, daß die angestellte Untersuchung abermals

nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zum Nutzen des Convents ausschlug, denn Eckhardt, der unterdessen großen Einfluß bei Otto gewonnen hatte, und am kaiserlichen Hofe meistens in den Angelegenheiten seines ehemaligen Klosters handelte, brachte es dahin, daß demselben für sein erlittenes Unglück eine nicht unbedeutende Entschädigung zu Theil wurde. Auch Hedwig, die schon um Eckhardts willen das Gotteshaus St. Gallen besonders lieb gewonnen hatte, war unter den ersten, die sich hiebei thätig zeigten. Sie vergabte ein schönes Gut in der Nähe ihrer Burg an das Kloster, mit der Bedingung, daß ihr geliebter Lehrer, wenn er einst des Hoflebens satt wäre, dasselbe verwalten und den Rest seiner Tage dort zubringen sollte. Dieß war der letzte Beweis ihrer Liebe, den sie Eckhardten geschenkt hatte; aber ihn selbst noch einmal in ihrer Nähe zu sehen, dieses Glück sollte sie nach dem Rathschlusse der Vorsehung nicht mehr erleben.

Es waren ungefähr zehn Jahre, nachdem Eckhardt die Burg Twiel verlassen hatte, da sah man einen Mann in reichgeschmückter geistlicher Kleidung den Berg hinaufschreiten...., dieser Mann war Eckhardt, aber nicht mehr der Jüngling mit blühenden Wangen und üppig um die Schultern wallendem Lockenhaare, sondern würdevolle Ruhe, wie nur ein vielbewegtes Leben und manche darin gemachte Erfahrung sie verleiht, bezeichnete seinen Gang, und der Schleier

düsterer Schwermuth umflorte das früher so freundlich blickende Auge. Des unruhigen Treibens in der Welt endlich satt geworden, hatte er sich wieder nach der Ruhe eines einsameren Lebens gesehnt. Zuvor aber wollte er die, der er so Vieles, ja Alles zu danken hatte, noch einmal von Angesicht sehen. Doch sie war nicht mehr unter den Lebenden — dieß hatte ihm der Ton der Glocken angedeutet, deren trauriges Geläute ihm von der Burg herab entgegenhallte. Noch einmal blickte er in das gebrochene Auge, kniete nieder, küßte Mund und Hand der Vollendeten, sprach ein inbrünstiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele und eilte dann hinüber auf das Gut, worüber Hedwig ihn zum Verwalter bestellt hatte. Oft wallte er aus seiner Einsamkeit hinauf auf das Bergschloß, um an dem Grabe seiner Wohlthäterin, seiner Geliebten, zu beten. Der Hof aber, wo er selbst seine Tage beschloß, hieß von da an der Hof des Bruders Eckhardt oder „der Bruderhof.

IV.

Der Todtenkopf.

Wer reine Hände zum Gebet erhebt,
Nie wird von uns heimsuchen ihn der Zorn,
Unverletzt durchwallt er sein Leben.
Wenn Einer aber schuldvoll, wie der Mann dort,
Mordtriefende Hände verbirgt:
Dann steh'n wir, Rächerinnen der Erschlag'nen,
Hinter ihm stets und fordern sein Blut,
Machtvoll an ihm selbst uns erweisend.

Eumenidenchor.

1.

Furchtbar verbreitete sich das Wehe des dreißigjährigen Krieges über die Gauen von Oberschwaben und die Ufer des Bodensees, besonders über den sogenannten Höhgau, in dessen Mitte, umlagert von einem Kranze anderer Burgen, die Feste Hohentwiel majestätisch emporragt. Hier gerade hatten Jammer und Elend ihren höchsten Gipfel erreicht, denn Hohentwiel war der Zankapfel, um dessen Besitz so lange vergebens gestritten wurde. Kaum hatte eine Feindeshorde das Felsenhaus verlassen, als schon wieder eine neue vor dasselbe zog; die Belagerer hausten auf dem Gebiete ihrer Glaubensgenossen wie in Feindesland, sie raubten, plünderten und plagten die Bewohner des Gaues auf alle erdenkliche Weise. Mangel

und Armuth waren die Folgen der vielen Einquartirungen von wilden, raubgewohnten Schaaren. Das Jahr 1635, für Hohentwiel ohnedieß so verhängnißvoll, brachte, unter dem übrigen Gefolge des langwierigen Krieges, auch noch eine furchtbare Pest mit, die wahrscheinlich in der traurigen Lebensweise, wozu die höchste Noth trieb, ihren Grund hatte, denn Wurzeln und Eicheln waren die einzige Nahrung vieler Menschen. Tausende starben Hungers, täglich wurden an Wegen und auf Straßen Menschen angetroffen, die vor Schwäche hingesunken waren und hier der endlichen Erlösung von ihren Leiden harrten. Kinder irrten umher, um Nahrung in Feld und Wald zu suchen; sie verließen ihre Eltern, weil sie zu Hause keine Stütze mehr hatten, oder wurden von den Eltern verlassen, weil diese der Noth ihrer Kinder nicht mehr zusehen mochten.

Eines Tages — es war im Junius des Jahres 1636, als der Obrist von Vizthumb, nach langer vergeblicher Belagerung, von Hohentwiel wieder abgezogen war — ging der wohlbekannte und berühmte Kommandant der Festung, Konrad von Widerhold, herab von seinem treubewahrten Hause, um zu sehen, wie die Feinde in den umliegenden Saatfeldern und Weinbergen gehaust hätten. Ueberall stieß sein Auge auf Spuren der grellsten Verwüstung; die Saaten waren abgemäht oder von den Hufen der feindlichen Rosse zertreten, die Weinstöcke umgehauen oder abgebrannt. Unter schmerzlichen Gefühlen über den Verlust all des gehofften schönen Segens gelangte er in

die Nähe des Kreuzes, das sich auf jenem Hügel des Hohentwieler Berges erhebt, an dem vorbei ein schmaler Fußpfad von Singen nach Hilzingen führt, als er in seiner Nähe ein Aechzen, wie von einem Sterbenden, vernahm. Aufmerksam und begierig, was dieß wohl seyn möchte, verfolgte er den Laut weiter. Kaum war es noch so helle, daß er einen Gegenstand, der nicht ferne von ihm lag, deutlich wahrnehmen konnte. Ein wohlgestalteter Knabe von etwa zehn Jahren hatte sich an dem Fuße des Kreuzes angelehnt; Blässe des Todes hatte sein Gesicht überzogen und starr blickte sein halberstorbenes Auge vor sich hin. Widerhold trat dem Kinde näher, ließ sich nieder zu ihm und fühlte, als er seine Hand auf dessen Herz legte, daß dieses noch in matten Schlägen klopfe. Auf die Frage „wer der Knabe wäre und wem er gehöre?" erfolgte keine Antwort; ein leises Aechzen war Alles, was er vernahm. Es war mittlerweile Nacht geworden; da nahm Widerhold den Halbtodten auf seine Arme und trug ihn der Burg zu. „Sieh da, meine liebe Hermegard" — rief der Brave seiner Gemahlin beim Eintreten in die Wohnung entgegen — „da hat mir Gott wieder einmal Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun; du wirst doch Nichts dagegen haben?" mit diesen Worten legte er das noch ohnmächtige Kind sanft in seinen Lehnstuhl. Neugierig trat Hermegard vor dasselbe hin, fuhr aber erstaunt sogleich wieder zurück, mit den Worten: „wie wunderbar ähnlich, wie aus dem Gesichte gebildet ist doch der Knabe unserem unvergeßlichen Heinrich,

der uns so frühe durch den Tod entrissen wurde; — wo habt Ihr ihn gefunden, mein Gemahl?" Während nun Widerhold seiner Gattin das Zusammentreffen mit dem Findlinge an dem Kreuze erzählte, wandte er sich zugleich an ein holdes Mädchen, das bisher blos stumme Zuschauerin der ganzen Scene gewesen war, „geh' Kätchen, bereite dem Kinde eine stärkende Speise, und du, Hermegard, hole mir meine Arzeneien." Widerhold war nämlich nicht blos Kommandant seiner Feste, er war während der Pestzeit auch Arzt bei den Seinigen und den Soldaten gewesen. Zu diesem Zwecke hatte er sich die nöthigsten Kenntnisse in der Arzeneikunde zu erwerben gesucht und eine, mit den unentbehrlichsten Mitteln versehene, Hausapotheke eingerichtet.

Kaum war das Verlangte hergebracht worden, als der Knabe sich zu erheben versuchte und, so gut seine Kräfte es ihm noch erlaubten, nach Brod verlangte. — „Ist es das, was dem armen Kinde fehlt?" — rief Widerhold wehmüthig und doch erfreut zugleich aus — „also auch du bist einer der Tausenden, die der Hunger hinzuraffen drohte; wohl dir, du bist im rechten Hause angekommen. Weg mit allen Arzeneien; da kann nur eine kräftige Weinsuppe helfen!" Als diese von dem Mädchen gebracht war und der Knabe davon genossen hatte, fühlte er sich allmählig gestärkt, richtete sich in dem Lehnstuhle auf, und gab jetzt auf die wiederholte Frage, „woher bist du, liebes Kind?" in gebrochenen Lauten die Antwort: „Ort — großen See." — „Wem gehörst

du?" — „Vater und Mutter." — „Wie heißt du?" — „Heinrich."

„Wie wunderbar" — fiel hier Hermegard ein — „daß der Knabe denselben Namen trägt, wie unser verstorbener Sohn;" also aus der Seegegend ist er; aber woher? und wie kam er an diesen Ort?" „Das ist für den Augenblick ziemlich gleichgültig," antwortete Widerhold seiner Gemahlin; „nun das Kind gerettet ist, werden wir schon erfahren, wem wir es gerettet haben; das wird sich Alles geben." — „Ihr werdet doch nicht" — meinte Hermegard — „den Knaben behalten wollen? ich dächte, wir hätten genug an der Käthe, die ja auch so gleichsam auf der Straße gefunden ist; und wenn dieß auch nicht wäre, wie manche schmerzliche Stunde würde es mir verursachen, wenn das Kind bei uns wäre; sein Anblick würde mich jedesmal an unsern lieben seligen Heinrich mahnen und den Schmerz über seinen Verlust immer wieder erneuern." „Im Gegentheile, meine Liebe" — bemerkte Widerhold — „da würde uns ja gerade das Verlorene wieder einigermaßen ersetzt; ich glaube sicher, wenn du den Knaben immer um dich hättest, du würdest deinen Heinrich nach und nach über ihm vergessen. Uebrigens läßt sich jetzt ohnedieß noch nichts Bestimmtes über die Sache reden; die Eltern werden schon das Kind suchen lassen; es ist sauber gekleidet und gewiß aus einem guten Hause, da kann, eher als nicht, ein Strich durch meine Rechnung gemacht werden." Es wurde auch, so große Freude Widerhold an dem Kinde hatte, Nichts versäumt, dessen

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte.“ — „Mög' Euer Eigenthum Euch in allweg Freude machen,“ bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte.“

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitschüler konnte ihn zum heftigsten Zorne entflammen, so daß der Lehrer nicht selten genöthigt war, auf derbe Weise als Schiedsrichter dazwischen zu treten. So geschahe es oft, daß der Pflegsohn weinend bei Tische erschien, und wenn nach der Ursache gefragt wurde, so war es eben immer eine Strafe, die er sich durch sein leidenschaftliches und auffahrendes Wesen zugezogen hatte. „Das ist nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegesöhnlein so fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und seiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es ist doch wunderbar," sagte Widerhold eines Tages zu seiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth versetzt hatte, „es ist doch wunderbar, daß unser Pflegsohn auch hierin unserem seligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieses Kind aus weisen Absichten zugeführt, weil wir uns über den Verlust des eigenen so übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenster stand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und seht, wie sich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenster getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geschrei;

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte.“ — „Mög' Euer Eigenthum Euch in allweg Freude machen,“ bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte.“

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitschüler konnte ihn zum heftigsten Zorne entflammen, so daß der Lehrer nicht selten genöthigt war, auf derbe Weise als Schiedsrichter dazwischen zu treten. So geschahe es oft, daß der Pflegsohn weinend bei Tische erschien, und wenn nach der Ursache gefragt wurde, so war es eben immer eine Strafe, die er sich durch sein leidenschaftliches und auffahrendes Wesen zugezogen hatte. „Das ist nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegesöhnlein so fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und seiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es ist doch wunderbar," sagte Widerhold eines Tages zu seiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth versetzt hatte, „es ist doch wunderbar, daß unser Pflegsohn auch hierin unserem seligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieses Kind aus weisen Absichten zugeführt, weil wir uns über den Verlust des eigenen so übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenster stand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und seht, wie sich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenster getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geschrei;

der junge Heinrich lief dem Hause zu, um sich vor der Rache der übrigen zu flüchten, während einer seiner Spielgesellen den Kopf, von welchem das Blut in Strömen herunter lief, mit den Händen bedeckte.

Bald war Widerhold auf dem Platze; er untersuchte den ganzen Vorfall, und da ergab sich denn, daß Heinrich, durch einige unbedeutende Scheltworte von seinen Kameraden gereizt, einen Stein ergriffen und einem derselben an den Kopf geschleudert habe. Er hatte diesen, der ihm sonst der liebste unter allen seinen Gespielen war, unglücklicher Weise so getroffen, daß wenig gefehlt hätte, so wäre er der Mörder seines besten Jugendfreundes geworden. Zitternd kehrte Heinrich mit seinem Pflegevater in das Haus zurück, denn er ahnete wohl, daß dießmal ein schärferes Gericht, als sonst, seiner warten würde. Widerhold begab sich mit dem jungen Heinrich in ein Nebenzimmer, das er hinter sich zuschloß. „Wie oft" — begann er jetzt im ernsten Tone — „wie oft habe ich dich schon ermahnt, mein Sohn, deinen Zorn zu mäßigen und Herr über deine Leidenschaft zu werden! Siehst du nun die Folgen deines heftigen Betragens? Wie oft hast du schon Strafe dafür leiden müssen, wie oft bist du Ursache gewesen, daß meine gute Hermegard sich über dein Betragen beklagen mußte. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich jetzt sehen muß, bis zu welchem Grade deine Leidenschaft sich schon gesteigert, wie sehr ihre Herrschaft über dich bereits überhand genommen hat. Du hast es unterlassen, die frühern Keime in dir zu ersticken;

jetzt wird dir der Kampf gegen sie schon schwerer; aber ermanne dich, mein Sohn, suche mit aller Macht die Ketten, worin sie dich gefangen hält, zu zerbrechen, sonst führt sie dich zum Verderben. Die Leidenschaft steigt immer mehr; sie wird vom Fehler zum Vergehen, vom Vergehen zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Laster und reißt so den Menschen mit sich fort in den Abgrund. Mein Sohn! ich habe dich bis diese Stunde wie mein eigenes, leibliches Kind geliebt, folge mir, ich meine es redlich, wie ein Vater es mit seinem Kinde nur immer meinen kann. Ich habe dich für einen Stand bestimmt, der vor allen frei seyn muß von Leidenschaft, Zorn und Hitze: du sollst Soldat werden. Eine einzige Aufwallung, ein einziges Aufbrausen gegen einen Vorgesetzten oder Kameraden kann die schlimmsten Folgen für deine ganze Laufbahn nach sich ziehen. Höre auf meine Worte, lieber Heinrich, sie fließen aus der Erfahrung, die ich selbst als Mann auf meinem viel bewegten Lebenswege gemacht habe. Ich war es, der dich einst vom leiblichen Tode errettet hat; gewähre mir die Freude, sagen zu können, daß ich dich auch dem geistigen Verderben entzogen habe, dem du, wenn du so fortfährst, unabänderlich entgegen gehen würdest."

Mit thränenerfüllten Augen nahete der junge Heinrich seinem Pflegevater, denn er sahe, wie auch diesem Thränen auf den Wangen standen, als er die Worte der Ermahnung sprach. „Ich will folgen" — schluchzte er — „will nimmermehr den Anwandlungen des Zornes Raum geben; ach! wenn es mir

nur nicht so schwer würde; er kommt oft, ohne daß ich es will, und übermannt mich. Doch, verzeiht mir für dießmal, mein lieber Vater, was ich gethan habe, ich will mir redlich Mühe geben, daß ich Euch nie wieder auf solche Weise betrübe." — „Dir ist schon verziehen;" sprach Widerhold zu Heinrich; „aber du mußt von nun an auch durch dein Betragen zeigen, daß du der geschenkten Verzeihung werth warest. Werde stets besser, dann kann ich noch Freude an dir erleben." Mit diesen Worten entließ Widerhold den Knaben, nachdem dieser noch oft das herzlichste Versprechen der Sinnesänderung gethan hatte. Ach, daß des braven Pflegevaters Mahnungen so wenige Früchte trugen, daß so klein die Freude, so vielfach der Schmerz war, den Heinrich ihm auch von jetzt an noch bereitete. Je älter Heinrich wurde, desto mehr wuchs auch die Leidenschaft mit den Jahren. In der ersten Zeit, nachdem sein Pflegevater so schön und eindringlich zu ihm gesprochen hatte, gab er sich zwar alle Mühe, seines heftigen Wesens, wo es sich zu äußern drohte, Herr zu werden. Der Wille, gegen den Feind im Innern zu kämpfen, war da, aber es fehlte ihm an Festigkeit und Ausdauer. Mit wenigen vollbrachten Kämpfen glaubt der Mensch frei zu seyn, und sobald er sich frei dünkt, gibt er sich wieder dem Bösen hin; der Gegner aber, der stets noch lauert, greift den Unvorbereiteten jählings an und trägt leicht den Sieg davon. Dieß war auch der Fall bei Heinrich: er hatte oft gekämpft, oft gesiegt; endlich glaubte er sich sicher und deßwegen

unterlag er auch von Neuem wieder der Herrschaft des bösen Feindes.

2.

Heinrich war in das achtzehnte Jahr getreten. Er hatte sich, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, dem Soldatenstande gewidmet, und in der That, er konnte keinen bessern Meister erhalten als Widerhold, der damals für einen der ersten in der Kriegswissenschaft galt, was er während der fünfzehn Jahre harter Bedrängniß, wovon das ihm anvertraute Haus umgeben war, so oft und glänzend an den Tag gelegt hatte. Wie Heinrich schon in der Schule einer der Besten gewesen war, so machte er auch in seiner neuen Laufbahn die schönsten Fortschritte. Er wurde deßhalb schon nach wenigen Jahren, die er unter der Pique gedient hatte, für würdig befunden, eine der niederern Offiziersstellen zu bekleiden. Widerhold freute sich dessen von Herzen, aber leider drängte sich ihm dabei auch die frühere Erfahrung wieder auf, daß Heinrich, wie er an Jahren und Kenntnissen zugenommen, so an leidenschaftlichem Wesen nur wenig abgenommen habe. Er ließ es auch jetzt nie an Ermahnungen fehlen, wo immer sich Veranlassung dazu bot; aber mit schmerzlichem Bedauern mußte er wahrnehmen, daß seine Worte bei dem sich selbst zu sehr fühlenden Jünglinge noch weniger Eingang fanden, als früher bei dem Knaben. Es ist ja eine nur allzubekannte Erfahrung, daß junge Leute, sobald sie einmal in ein gewisses Alter getreten sind, und

besonders dann, wann wirkliche Kenntnisse ihnen einige Geltung im Leben verschafft haben — sich erhaben dünken über die Klugheit älterer, erfahrener Menschen, und glauben, sie hätten nimmer nöthig, Ermahnungen Gehör zu schenken.

Diese Ansicht von sich und seiner Stellung schien auch Heinrich gefaßt zu haben. Er *war Etwas geworden*, und zwar nicht eben durch den Einfluß seines Pflegevaters, sondern — er fühlte dieß nur zu wohl — durch eigenes Talent, das sich nur unter Widerholds Anleitung entwickelt hatte; er *war Etwas*, und dieses Bewußtsein ließ eine andere böse Eigenschaft bei ihm einschleichen, *den Eigendünkel*, der nach und nach einen gewissen Uebermuth hervorrief, bei dem er der Mahnungen seines treuen Leiters ganz entbehren zu können glaubte. „Mein Sohn“ — sprach Widerhold oft in bedeutendem Tone zu ihm — „danke Gott für deine Gaben; du kannst noch etwas Rechtes in deinem Leben werden; aber ich fürchte, gerade dadurch, daß du es schon zu seyn glaubst, siehst du über Andere, die nicht geringer als du sind, hinweg, überhörst meine Warnungen, die noch dieselben sind, wie früher, und erkennst das Verderben nicht, das dich fortzureißen droht.“ Aber Heinrich, der junge Offizier, hatte jetzt keine Lust mehr, auf die wohlgemeinten Worte seines Pflegevaters zu hören. Doch, nur allzuschnell kam die Zeit heran, wo er von der Wahrheit derselben überzeugt werden, wo er schmerzlich erfahren sollte, daß er sie zu seinem Unglücke mißachtet hatte.

Jener Freund, von dem oben erzählt wurde, daß Heinrich sich so schwer an ihm vergriffen hatte, war Friedrich Stockmaier, der Sohn des Kellers Stockmaier auf Hohentwiel. Beide waren neben einander aufgewachsen, hatten eine und dieselbe Laufbahn erwählt und bei Widerhold Unterricht in der Kriegswissenschaft genossen. An Kenntnissen stand der junge Stockmaier Heinrichen zwar nicht völlig gleich, was er aber vor diesem voraus hatte, war ein sanftes, offenes Gemüth. Die gewohnte Zutraulichkeit, welche durch Heinrichs jähzornigen Angriff nur auf einige Zeit unterbrochen worden war, hatte sich bald wieder auf die frühere Weise hergestellt; Heinrich und Friedrich galten für das zärtlichste Freundespaar, von dem Niemand geglaubt hätte, daß es sich je trennen könnte. Allein, was schon manches enggeschlossene Freundschaftsband zerrissen hat, war auch hier die Veranlassung zur bittersten Trennung: es war eine entschiedene Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen, die beider Jünglinge Herz zugleich ergriffen hatte.

Auf dem benachbarten Bruderhofe, einem östlich von Hohentwiel in einem Walde gelegenen, und zum Gebiete der Festung gehörigen Maiereigute, blühte Margarethe, die einzige Tochter des Pächters, eine der lieblichsten und sittsamsten Töchter des Höhgaus. Jeden Sonntag kam sie nach Hohentwiel, um die Kirche daselbst zu besuchen, ausgenommen zur Zeit der Belagerung, wo die Verbindung zwischen der Festung und dem Hofe gänzlich abgeschnitten war. Nach dem

Gottesdienste hatte sie ihren gewöhnlichen Abstand in dem Hause des Kellers Stockmaier, weil sie mehrentheils Aufträge von ihrem Vater an diesen zu besorgen hatte, denn Stockmaier und der Pächter waren beide aus Einem Orte im Württemberger Lande gebürtig, nämlich aus dem Städtchen Sindelfingen. Dadurch hatte Friedrich zuerst die liebliche Margarethe kennen gelernt; sie wuchsen in gegenseitiger Freundschaft so zu sagen neben einander auf. Auch Heinrichs Bekanntschaft mit Margarethe war im Stockmaier'schen Hause angeknüpft worden, wo jener sich Sonntags nach geendigtem Gottesdienste regelmäßig einzufinden pflegte. Was Anfangs nur trauliche, harmlose Freundschaft gewesen war, wurde mit zunehmenden Jahren Liebe, wurde bei Heinrich, der Alles mit Leidenschaft erfaßte, eine höchst leidenschaftliche Liebe. Beide Freunde hatten zuvor nie ein Geheimniß vor einander bewahrt: jetzt begann zum ersten Male das Geheimthun von Heinrichs Seite; sonst sahe man sie Arm in Arm mit einander auf Spaziergängen oder auf der Wachtparade erscheinen: jetzt standen sie sich ferne. Heinrichs Besuche im Hause des Kellers wurden sparsamer als zuvor, und man sah ihn am Ende nur Sonntags, wenn Margarethe auf den Berg kam, daselbst sich einfinden. Margarethe war die erste, der es nicht entging, daß die beiden Freunde einander nicht mehr so nahe ständen wie bisher, sie forschte lange bei sich selbst nach der Ursache dieser Veränderung, denn das trauliche Verhältniß der Jünglinge war für sie immer ein Gegenstand der Freude gewesen: — allein,

so nahe ihr auch die Ursache dieser Aenderung lag, sie konnte dieselbe dennoch nicht auffinden, denn sie war zu wenig ihres eigenen Werthes sich bewußt, sie war zu bescheiden, um den Grund dieser ihr unerklärlichen Trennung bei sich selbst zu vermuthen.

Einen schärferen Blick hatte Widerhold, der schon einige Zeit mit Schmerz diesem kälteren Betragen Heinrichs gegen seinen Freund zugesehen hatte. Eines Tages rief er ihn zu sich und begann in wahrhaft väterlichem Tone: „Mein Sohn, ich habe in diesen Tagen eine Bemerkung gemacht, die, ich gestehe es dir, mein Herz mit Schmerzen erfüllt hat. Bisher sah ich dich im innigsten Freundesverhältnisse zu Friedrich stehen; es war ein Umgang, der dir nur Segen bringen konnte, denn er ist ein Jüngling von sanfter Gemüthsart; solche Gesellschaft, solche Freunde müssen die wählen, welche ein schnelles, aufbrausendes Temperament haben, um selbst dadurch sanfter zu werden. Aber nun freilich scheint auch diese Freude, der ich mich seither hingegeben habe, vereitelt werden zu wollen. Statt der gewohnten Innigkeit nehme ich mit Einem Male Kälte wahr; ihr steht einander seit einiger Zeit äußerlich und innerlich ferne; nicht wahr, ich habe recht gesehen? gestehe es mir nur!" Heinrich verhehlte seinem Pflegevater nicht, daß die ausgesprochene Vermuthung wirklich gegründet wäre. „Und was" — fuhr Widerhold fort — „mag wohl die Ursache davon seyn?" Heinrich erröthete und schwieg. „Es ist eine Liebe, die in deinem Herzen Raum gewonnen, der Wunsch, ein und dasselbe Mädchen zu besitzen,

hat Euch beide getrennt. Glaube nicht, daß ich das, was ich jetzt zu dir sprechen will, deßwegen thue, weil ich etwa ein solches Gefühl verdammte; gewiß nicht; Liebe ist ja das edelste Gefühl, das der Mensch in sich trägt, das Beste, was er noch aus seinem wahren Heimathlande gerettet hat. Aber gerade die Liebe ist es auch, die, wenn sie zur Leidenschaft wird, dem Menschen das schrecklichste Verderben bereitet, und Alles, was du erfassest, pflegt bei dir in Leidenschaft auszuschweifen: darum fürchte ich für dich. Ohne deine Neigung an sich zu mißbilligen, gebe ich dir doch zu bedenken, wie wenig vorgerückt an Jahren du noch bist, daß du deine Laufbahn erst begonnen hast, daß deine Liebe nothwendig in den Beruf, dem du dich mit ungetheiltem Streben widmen sollst, störend eingreift, denn sie macht dir Sorgen, die jetzt noch ferne von dir bleiben müssen. Allein dieß ist es nicht allein, was mich bekümmert um dich macht. Ich betrachte dieses Liebesverhältniß noch von einem andern, viel wichtigeren Standpunkte. Du opferst der Neigung, die nun einmal die Oberhand über alles Andere in deinem Herzen gewonnen, das Beste auf, was du hast, deinen Freund! Er liebt das Mädchen, wie du, nur nicht mit derselben Leidenschaft, und gleichwohl entsprechen seine Verhältnisse weit eher einer Verbindung mit Margarethen. Auch vermuthe ich fast, daß sie ihm geneigter ist, als dir, denn stille und sanfte weibliche Gemüther, dergleichen das ihrige ist, schließen sich eher wieder an sanfte und ruhige männliche Charaktere an. Darum also wolltest

du ihn beneiden oder gar hassen, ihn aus dem Herzen Margarethens zu verdrängen suchen — mit Einem Worte, dem Besitze eines Mädchens den erprobten, treuen Freund aufopfern? Das Bessere willst du preisgeben, während du nach dem Geringern trachtest, den Freund verstoßen, um eine Geliebte, deren aufrichtiger Zuneigung du überdieß noch nicht einmal sicher bist, zu bekommen? das ist ein übler Tausch. Kehre um, mein Sohn, von dem betretenen Abwege; schließe dich wieder deinem Freunde an, denn der ist Goldes werth; entsage dem Gegenstande deiner Liebe, und freue dich des Glückes, das ächte Freundschaft dir bietet."

„Ich kann nicht anders" — rief Heinrich schmerzerfüllt dem Kommandanten entgegen — „ich muß Margarethen besitzen; mein Leben hängt an ihrem Besitze!" „Da sieht man ja klar und deutlich," erwiederte Widerhold, „daß Leidenschaft bei deiner Liebe vorherrscht, daß es nur ein plötzlicher Eindruck, nicht eine aus reiflichem und besonnenem Nachdenken entsprungene Neigung ist, was dich ergriffen hat. Ich wollte es darauf ankommen lassen und deinen Jugendfreund fragen, ob er nicht um deinetwillen Margarethen entsagen würde; glaube mir, er würde es gerne thun, wenn er wüßte, daß dein Leben am Besitze dieses Wesens hienge; er liebt dich viel zu sehr, er würde dich nicht um eines Weibes willen aufopfern: und du solltest ihm an Edelmuth nachstehen? Du hast dich zuerst von Friedrich zurückgezogen, ich weiß es, und aufdringen will er sich natürlich nicht. Nun

ist es deine Sache, und darum bitte ich dich um deiner eigenen Ehre und Ruhe willen, nähere dich deinem Freunde wieder und gib dir Mühe, allmälig gleichgültiger gegen Margarethen zu werden. Ich bin es, der dich um deines eigenen Besten willen bittet; ich, der dich einst vom Tode gerettet und als hülfloses Geschöpf an Kindesstatt aufgenommen hat." „Ich kann nicht folgen, mein Vater, ich kann nicht mehr," antwortete Heinrich, „und wenn Ihr mich gleich verstießet, und wenn gleich Friedrich mein Todfeind würde. Ich will Margarethen erwerben um jeden Preis und wenn tausend Arme sie von mir reißen wollten." Er sprach diese letzten Worte mit einem Blicke, in dem sich sein ganzer Seelenzustand abspiegelte, und entfernte sich darauf schnell. „O Leidenschaft," seufzte Widerhold dem Gehenden nach, „wie weit kannst du doch den Menschen bringen; wie weit wird sie dich noch führen, mein Sohn, wenn du nicht alsbald umkehrest. Vater im Himmel, laß meine Ahnungen nie zur Wirklichkeit werden!" Hier schwieg der brave Mann — und seitdem sprach er nie wieder mit seinem Pflegesohn über diese Sache.

Was Widerhold gegen Heinrich geäußert hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Margarethe sah, daß Heinrich gegen seinen Freund mit jedem Tage kälter wurde und sich zusehends immer mehr von ihm zurückzog, als sie bemerkte, wie Friedrich von seinem frühern Busenfreunde am Ende ganz verachtet wurde, konnte sie diese Veränderung nicht mehr mit gleichgültigen Augen ansehen. Sie überzeugte sich, daß

Alles dieß von Heinrich ausging, darum verschwand bei ihr all die frühere Freundlichkeit, die sie stets auch gegen diesen gezeigt hatte; sie wandte sie von nun an in höherem Maaße Friedrichen zu, der so verlassen da stand, dessen Charakter sich stets so sanft und mild äußerte. Dieß bemerkte Heinrich nur zu bald, und an die Stelle des bisherigen kalten Betragens gegen seinen Freund traten jetzt Haß und Neid, die nur auf eine schickliche Gelegenheit warteten, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen.

3.

Es war an einem lieblichen Maisonntage des Jahres 1643, daß Margarethe, nach ihrer Gewohnheit, die Kirche zu Hohentwiel besuchte. Nach beendigtem Gottesdienste machte sie, wie gewöhnlich, ihren Besuch in dem Hause des Kellers Stockmaier. Dießmal hatte sich Heinrich nicht eingefunden: erst, als sie das Haus wieder verließ, erblickte sie ihn in der Nähe der Wohnung des Kommandanten. Gewöhnlich wurde sie von den beiden Freunden den Berg hinab bis an das Aachbrücklein begleitet, über welches der Weg nach dem Bruderhofwäldchen führt; dießmal jedoch ging Friedrich ihr allein zur Seite. „Guten Tag, wertheste Jungfrau," rief Heinrich Margarethen zu, als sie in seine Nähe kamen. Margarethe erwiederte den Gruß etwas gleichgültig. „Dürfte ich Euch nicht begleiten?" fragte Heinrich weiter mit einem verachtenden Blick auf seinen Freund. Margarethe bemerkte dieß und erwiederte: „ich danke Euch, Herr

Offizier, für Euer Anerbieten, wie Ihr ja seht, habe ich bereits eine Begleitung.“ „So, Ihr verschmähet mich also gegen einen Solchen?“ mit diesen Worten blickte er noch verächtlicher als zuvor auf Friedrich hin und verzog seine Miene zum unverkennbarsten Spotte. „Gegen einen Solchen?!“ wiederholte Friedrich in wehmüthig-warnendem Tone — „o, mein Freund, wie magst du doch solche Worte reden; ich glaube, du solltest anders von deinem Freunde denken; gegen Niemanden solltest du dich also herauslassen, so hoch du auch jetzt zu stehen wähnst.“ „Bin ich nicht der Sohn des Kommandanten?“ schrie Heinrich zornentflammt. „Pflegesohn,“ entgegnete in gelassenem Tone Friedrich. „Wie, du willst mich und meine Abkunft schmähen, Elender, Nichtswürdiger?“ mit diesen Worten zog Heinrich seinen Degen und die entblöste Klinge schwirrte über Friedrichs Haupte. Auch Friedrichs Klinge blieb nicht in der Scheide, aber nicht um zu treffen, sondern nur um zu pariren. Margarethe stürzte sich zwischen die Kämpfenden, aber vergebens. Die Wachen sprangen herbei, und jetzt erst wurden die Beiden getrennt. Friedrich hatte mehrere Wunden empfangen, Heinrich war unverletzt geblieben, denn Friedrich hatte seiner absichtlich geschont; jener schäumte vor Wuth, als man ihn gewaltsam von seinem Gegner losriß. Mit zürnendem Blicke erschien jetzt der Kommandant, welcher den Lärmen gehört hatte, auf dem Platze: es war derselbe, wo Heinrich einst mit einem Steinwurfe seinen Freund verwundet hatte. „In Arrest mit meinem Sohne!“

war das befehlende Wort, das Widerhold an die Wachen ergehen ließ; denn er strafte strenge und ohne Ausnahme, wo der militärischen Ordnung zuwider gehandelt wurde, so ungerne er sich sonst in diese Nothwendigkeit versetzt sah. Friedrich ward auf dem Platze freigesprochen, denn es wurde durch die anwesenden Zeugen bewiesen, daß er sich lediglich innerhalb der Gränzen der Nothwehr gehalten hatte.

Margarethe folgte dem durch seine Wunden Ermatteten, als er von den Seinigen nach Hause geführt wurde, und verließ den Berg erst, nachdem der Wundarzt erklärt hatte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei. Heinrich ging mit den Wachen ab, zähneknirschend und mit einem grimmigen Blicke auf seinen Wohlthäter, der seinem Pflegesohne traurig nachsahe. Hierauf kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück; eine Thräne trat in seine Augen, denn er liebte Heinrich, trotz seiner vielfachen Verfehlungen, dennoch von Herzen.

Seit diesem tragischen Auftritte sah man den Kommandanten nur selten in heiterer Stimmung; bange Ahnungen um das künftige Schicksal seines Pflegesohnes erfüllten sein Vaterherz. Der Blick, den Heinrich, als er von den Wachen abgeführt wurde, auf ihn geworfen hatte, ließ ihn nichts Gutes voraussehen; er konnte leicht schließen, daß der Befehl, den er gegeben hatte, den er zu geben genöthigt gewesen war, das heftige Gemüth des Jünglings noch mehr gegen ihn entzünden mußte. Er täuschte sich auch nicht. Wild und mit zerstörter Miene saß

Heinrich in seiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürstlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Aussicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Kost, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, so da saß oder auf seinem Strohlager sich wälzte, wurde sein Gemüth freilich oft im Innersten bewegt, aber zur Erkenntniß seines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Ist das auch Recht von meinem Vater" — beredete er oft sich selbst — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen so zu behandeln? Ist das die Liebe, wovon er mir immer so viel vorsagte? Nein, es war Alles nur eitles Geschwätz von ihm, sonst säße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm lossagen." Er trat an das Gitter seines Gefängnisses, und sah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu besuchen. „So, so," — murmelte Heinrich in seinem Kerker für sich hin, „er besucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will sagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Besitze seiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, sein soll sie nicht werden, und sollte sie ihm auch hundertmal geneigter seyn als mir; entweder will ich zu Grunde gehen, oder Er." Daß dem wirklich so sei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entschiedener hervortrete, davon sollte Heinrich sich von seinem

Gefängnisse aus durch seine eigenen Augen überzeugen. Sonst kam sie nur an Sonntagen auf den Berg; seit Friedrichs Verwundung dagegen sah er sie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hause aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu besuchen. „Das soll anders werden,“ sprach Heinrich mit höhnischem Lachen, „du sollst noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold selbst dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerst wollen wir frei seyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich gesinnten Pflegevater.“ Diese Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang seines Pflegesohns missen. Widerhold kam in eigener Person in das Gefängniß, um Heinrich seine Freilassung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du bist wieder frei, mein Sohn,“ redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich selbst gegeben habe, zum Segen für dich geworden seyn wird.“ Heinrich wandte Anfangs sein Gesicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber sagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wissen, wenn Ihr sie mir nicht auch völlig gebt.“ „Wie verstehst du das?“ fragte Widerhold erstaunt. „Nun,“ entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

auch die Welt einmal sehen; hier oben ist mir zu enge geworden, namentlich seit den Tagen, da ich zwischen vier Kerkerwänden schmachten mußte." „Du hattest die empfangene Strafe wohl verdient," sprach Widerhold in etwas strengerem Tone: „du hast jetzt die Freiheit, die ich dir ankündigte, aber auch die Freiheit, wie du sie bezeichnetest, kannst du haben, wenn du darauf bestehst." Heinrich schwieg, denn sein Inneres, obgleich schon ziemlich abgestorben für bessere Gefühle, mochte ihm doch sagen, wie undankbar er gegen seinen Wohlthäter war. „Du willst mich also wirklich verlassen?" — nahm Widerhold in etwas milderem Tone wieder das Wort: „ich halte dich nicht; möge es dich nur niemals gereuen. Du willst, daß ich dich nicht mehr Sohn heiße, ich werde dessen ungeachtet dein Vater bleiben, so lange ich lebe. Der über uns möge dich bewahren, daß du nicht ganz verderbest. Noch Eine Mahnung nimm zum Abschiede aus dem Munde deines Pflegevaters mit, unser Herr und Heiland sprach sie einst gegen einen seiner Jünger aus: „was du thun willst, das thue bald."

Mit gebeugtem Herzen verließ Widerhold seinen ungerathenen und verstockten Pflegesohn, denn wohl ahnete er, daß er ihn lange nicht mehr sehen würde. Zu Hause angelangt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl, und sprach die wenigen Worte zu seiner Gattin: „Heinrich verläßt uns auf immer." Frau Hermegard verstand nur zu gut, was er damit andeuten wollte, und fragte nicht weiter nach der Ursache des Kummers,

der jetzt viele Tage lang auf dem Herzen ihres Gemahles lastete.

Lange blieb Heinrich nach Widerholds Entfernung unbeweglich auf seinem Lager, lange stritt es in ihm, was er beginnen sollte. „Bleibe ich, so kann ich mich nicht mehr mit Ehren sehen lassen, denn ich bin zu sehr erniedrigt worden von dem, der mir doch der Nächste ist.“ Gegen diesen Gedanken sträubte sich sein Stolz. „Verlasse ich dagegen die Burg, so habe ich freie Hand in meiner Liebe, denn kein Unberufener redet mir dann zuwider.“ Die Leidenschaft und der augenblickliche Unwille gegen seinen Wohlthäter unterdrückten den Gedanken, daß er der undankbarste, der verworfenste Mensch wäre, wenn er das Haus und den Mann, der so viel an ihm gethan, so viele Liebe an ihm bewiesen, so viele Geduld an ihm geübt hatte, auf immer verließe. Wie er so noch im Kampfe mit sich selbst war, blickte er zufällig hinüber an das Haus seines Nebenbuhlers und sahe Margarethen eben herausgehen; das entschied vollends seinen Entschluß. „Ja, ich will gehen,“ rief er: „um nie mehr die Wohnung meines bevorzugten Feindes anblicken zu müssen; ich will Anstalt machen, um derjenigen näher zu kommen, für deren Besitz ich Alles wage, für die ich Alles zu opfern entschlossen bin.“ Er verließ das Gefängniß. Mit gesenktem Haupte, zerstörtem Antlitze und unsicherem Schritte ging er durch den innern Hof der Festung, er passirte den Hohlweg und das untere Thor, ohne Jemanden zu grüßen. In der Nähe des Maierhofes, welcher ungefähr auf der halben Höhe

des Berges liegt, erblickte er Margarethen, wie sie schleunig den Berg hinabeilte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte sie noch an dem Orte, wo der große Brunnen fließt. Heinrich stand dem erschrockenen Mädchen gegenüber. „Darf ich euch nicht begleiten, liebenswürdige Margarethe," rief er ihr zu: „Ihr seid ja dießmal doch ohne Begleiter, und wir machen einen und denselben Weg." „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, Ihr seid ja doch nicht der rechte Begleiter," mit diesem kurzen Bescheide fertigte ihn die Gefragte ab und ging weiter. „Wen meint Ihr denn?" rief Heinrich ihr nach. „Ich meine den, der noch an seinen Wunden krank daheim liegt, an den Wunden, die Ihr ihm schluget; euern vormaligen Freund meine ich, den Ihr verstoßen und mißhandelt habt, dem bin ich von Herzen gut, und Niemand hat etwas gegen unsre Liebe, auch der Herr Kommandant nicht!" — sie sagte die letzten Worte mit vieler Bedeutung und machte sich eilends davon.

„Ich wünsch' Euch viel Glück zu Eurem Vorhaben!" schrie Heinrich mit einem Blicke voll Grimm der Fliehenden nach, und rannte auf einer andern Seite, wo der Weg vom Brunnen aus gegen Singen und die Aachbrücke sich scheidet, den Berg hinab. Margarethens Worte hatten vollends das letzte lockere Band zerrissen, das ihn noch an seinen Pflegvater knüpfte; es war ihm jetzt so viel als gewiß, daß Widerhold nur aus Vorliebe und besonderer Rücksicht für Friederich ihm das Mädchen habe aus dem Sinne reden wollen. „Ich will mich rächen," sprach

Heinrich, als er auf der Straße gegen Radolphzell stand; „ich will mich rächen an euch Hohentwielern, daß ihr noch an mich denken sollt.“ Er kam in dem Städtchen an, gerade als der Kurfürst von Baiern mit seinen Truppen darin lag und einen neuen Angriff auf Hohentwiel im Plane hatte.

4.

Geraume Zeit war Widerhold von den Angriffen seiner Feinde frei geblieben. Nachdem im Jahre 1641 der hartnäckige Belagerer Hohentwiels, Graf von Sparre, den Ort mit empfindlichem Verluste unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, bezeigten die Oesterreicher keine große Lust mehr, fernere Unternehmungen auf die Festung zu wagen. Der Kurfürst von Baiern wollte es jetzt übernehmen, den letzten Versuch gegen Hohentwiel zu machen. Mit dem Jahre 1644 rüstete er, und zwar meistentheils aus den Mitteln der evangelischen Stände, in Oberschwaben ein Heer zu diesem Zuge aus. Gerade um die Zeit, als Heinrich in Radolphzell ankam, wurden Truppen daselbst geworben. Er trat in die Stube im Gasthause zum Anker und sahe, wie ein kurfürstlicher Werbeoffizier eben einigen jungen Leuten, denen er Handgeld gegeben hatte, tüchtig mit Wein zusprach. „He, junger Mann“ — rief der Werber Heinrichen, der sich in einer Ecke des Zimmers niedergelassen hatte und mißmuthig auf sein Schöpplein hinblickte, zu — „hättet ihr nicht auch Lust, unter des Kurfürsten, meines gnädigsten Herrn, Fähnlein zu treten?“

im Auge dem lieben Lehrer noch so lange nach, bis der Hohenkräher Berg den Zug ihrem Blicke enthob. Auch der Scheidende blickte noch manchesmal nach der herrlichen Feste zurück, aber mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Tage, da er sie zum ersten Male begrüßt hatte.

Am kaiserlichen Hofe angelangt, erfuhr Eckhardt bald den Inhalt des überbrachten Schreibens und überzeugte sich von Neuem von der Huld, womit Hedwig ihn auch noch in die Ferne begleitet hatte. Auf ihre Empfehlung erhielt er nämlich gleich nach seiner Ankunft das Amt eines Kaplans bei dem Kaiser, verbunden mit der Erziehung und dem Unterrichte seines ältesten Sohnes Otto, des künftigen Thronerben.

Während dieß Alles sich auf Hohentwiel ereignete, wurde der alte Neid in dem Herzen des Abtes Rudimann zu Reichenau von Neuem wieder rege. Durch einflußreiche Freunde, die er am kaiserlichen Hofe hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß der Kaiser selbst den Zustand des Klosters St. Gallen einer strengen Untersuchung unterwerfen ließ. Weil aber zu diesem Geschäfte lauter redliche und gewissenhafte Geistliche gewählt wurden, ergab sich gerade das Gegentheil von Allem dem, was der böswillige Abt gehofft hatte; nirgends Unordnung und Wohlleben, dagegen große Arbeit und, weil in dem Brande so Vieles verloren gegangen war, nicht mehr Vermögen, als kaum hinreichte, die stets zunehmende Anzahl der Brüder nothdürftig zu erhalten. So kam es denn, daß die angestellte Untersuchung abermals

nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zum Nutzen des Convents ausschlug, denn Eckhardt, der unterdessen großen Einfluß bei Otto gewonnen hatte, und am kaiserlichen Hofe meistens in den Angelegenheiten seines ehemaligen Klosters handelte, brachte es dahin, daß demselben für sein erlittenes Unglück eine nicht unbedeutende Entschädigung zu Theil wurde. Auch Hedwig, die schon um Eckhardts willen das Gotteshaus St. Gallen besonders lieb gewonnen hatte, war unter den ersten, die sich hiebei thätig zeigten. Sie vergabte ein schönes Gut in der Nähe ihrer Burg an das Kloster, mit der Bedingung, daß ihr geliebter Lehrer, wenn er einst des Hoflebens satt wäre, dasselbe verwalten und den Rest seiner Tage dort zubringen sollte. Dieß war der letzte Beweis ihrer Liebe, den sie Eckhardten geschenkt hatte; aber ihn selbst noch einmal in ihrer Nähe zu sehen, dieses Glück sollte sie nach dem Rathschlusse der Vorsehung nicht mehr erleben.

Es waren ungefähr zehn Jahre, nachdem Eckhardt die Burg Twiel verlassen hatte, da sah man einen Mann in reichgeschmückter geistlicher Kleidung den Berg hinaufschreiten...., dieser Mann war Eckhardt, aber nicht mehr der Jüngling mit blühenden Wangen und üppig um die Schultern wallendem Lockenhaare, sondern würdevolle Ruhe, wie nur ein vielbewegtes Leben und manche darin gemachte Erfahrung sie verleiht, bezeichnete seinen Gang, und der Schleier

düsterer Schwermuth umflorte das früher so freundlich blickende Auge. Des unruhigen Treibens in der Welt endlich satt geworden, hatte er sich wieder nach der Ruhe eines einsameren Lebens gesehnt. Zuvor aber wollte er die, der er so Vieles, ja Alles zu danken hatte, noch einmal von Angesicht sehen. Doch sie war nicht mehr unter den Lebenden — dieß hatte ihm der Ton der Glocken angedeutet, deren trauriges Geläute ihm von der Burg herab entgegenhallte. Noch einmal blickte er in das gebrochene Auge, kniete nieder, küßte Mund und Hand der Vollendeten, sprach ein inbrünstiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele und eilte dann hinüber auf das Gut, worüber Hedwig ihn zum Verwalter bestellt hatte. Oft wallte er aus seiner Einsamkeit hinauf auf das Bergschloß, um an dem Grabe seiner Wohlthäterin, seiner Geliebten, zu beten. Der Hof aber, wo er selbst seine Tage beschloß, hieß von da an der Hof des Bruders Eckhardt oder „der Bruderhof.

IV.

Der Todtenkopf.

Wer reine Hände zum Gebet erhebt,
Nie wird von uns heimsuchen ihn der Zorn,
Unverletzt durchwallt er sein Leben.
Wenn Einer aber schuldvoll, wie der Mann dort,
Mordtriefende Hände verbirgt:
Dann steh'n wir, Rächerinnen der Erschlag'nen,
Hinter ihm stets und fordern sein Blut,
Machtvoll an ihm selbst uns erweisend.
Eumenidenchor.

1.

Furchtbar verbreitete sich das Wehe des dreißigjährigen Krieges über die Gauen von Oberschwaben und die Ufer des Bodensees, besonders über den sogenannten Höhgau, in dessen Mitte, umlagert von einem Kranze anderer Burgen, die Feste Hohentwiel majestätisch emporragt. Hier gerade hatten Jammer und Elend ihren höchsten Gipfel erreicht, denn Hohentwiel war der Zankapfel, um dessen Besitz so lange vergebens gestritten wurde. Kaum hatte eine Feindeshorde das Felsenhaus verlassen, als schon wieder eine neue vor dasselbe zog; die Belagerer hausten auf dem Gebiete ihrer Glaubensgenossen wie in Feindesland, sie raubten, plünderten und plagten die Bewohner des Gaues auf alle erdenkliche Weise. Mangel

und Armuth waren die Folgen der vielen Einquartirungen von wilden, raubgewohnten Schaaren. Das Jahr 1635, für Hohentwiel ohnedieß so verhängnißvoll, brachte, unter dem übrigen Gefolge des langwierigen Krieges, auch noch eine furchtbare Pest mit, die wahrscheinlich in der traurigen Lebensweise, wozu die höchste Noth trieb, ihren Grund hatte, denn Wurzeln und Eicheln waren die einzige Nahrung vieler Menschen. Tausende starben Hungers, täglich wurden an Wegen und auf Straßen Menschen angetroffen, die vor Schwäche hingesunken waren und hier der endlichen Erlösung von ihren Leiden harrten. Kinder irrten umher, um Nahrung in Feld und Wald zu suchen; sie verließen ihre Eltern, weil sie zu Hause keine Stütze mehr hatten, oder wurden von den Eltern verlassen, weil diese der Noth ihrer Kinder nicht mehr zusehen mochten.

Eines Tages — es war im Junius des Jahres 1636, als der Obrist von Vizthumb, nach langer vergeblicher Belagerung, von Hohentwiel wieder abgezogen war — ging der wohlbekannte und berühmte Kommandant der Festung, Konrad von Widerhold, herab von seinem treubewahrten Hause, um zu sehen, wie die Feinde in den umliegenden Saatfeldern und Weinbergen gehaust hätten. Ueberall stieß sein Auge auf Spuren der grellsten Verwüstung; die Saaten waren abgemäht oder von den Hufen der feindlichen Rosse zertreten, die Weinstöcke umgehauen oder abgebrannt. Unter schmerzlichen Gefühlen über den Verlust all des gehofften schönen Segens gelangte er in

die Nähe des Kreuzes, das sich auf jenem Hügel des Hohentwieler Berges erhebt, an dem vorbei ein schmaler Fußpfad von Singen nach Hilzingen führt, als er in seiner Nähe ein Aechzen, wie von einem Sterbenden, vernahm. Aufmerksam und begierig, was dieß wohl seyn möchte, verfolgte er den Laut weiter. Kaum war es noch so helle, daß er einen Gegenstand, der nicht ferne von ihm lag, deutlich wahrnehmen konnte. Ein wohlgestalteter Knabe von etwa zehn Jahren hatte sich an dem Fuße des Kreuzes angelehnt; Blässe des Todes hatte sein Gesicht überzogen und starr blickte sein halberstorbenes Auge vor sich hin. Widerhold trat dem Kinde näher, ließ sich nieder zu ihm und fühlte, als er seine Hand auf dessen Herz legte, daß dieses noch in matten Schlägen klopfe. Auf die Frage „wer der Knabe wäre und wem er gehöre?" erfolgte keine Antwort; ein leises Aechzen war Alles, was er vernahm. Es war mittlerweile Nacht geworden; da nahm Widerhold den Halbtodten auf seine Arme und trug ihn der Burg zu. „Sieh da, meine liebe Hermegard" — rief der Brave seiner Gemahlin beim Eintreten in die Wohnung entgegen — „da hat mir Gott wieder einmal Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun; du wirst doch Nichts dagegen haben?" mit diesen Worten legte er das noch ohnmächtige Kind sanft in seinen Lehnstuhl. Neugierig trat Hermegard vor dasselbe hin, fuhr aber erstaunt sogleich wieder zurück, mit den Worten: „wie wunderbar ähnlich, wie aus dem Gesichte gebildet ist doch der Knabe unserem unvergeßlichen Heinrich,

der uns so frühe durch den Tod entrissen wurde; — wo habt Ihr ihn gefunden, mein Gemahl?" Während nun Widerhold seiner Gattin das Zusammentreffen mit dem Findlinge an dem Kreuze erzählte, wandte er sich zugleich an ein holdes Mädchen, das bisher blos stumme Zuschauerin der ganzen Scene gewesen war, „geh' Kätchen, bereite dem Kinde eine stärkende Speise, und du, Hermegard, hole mir meine Arzeneien." Widerhold war nämlich nicht blos Kommandant seiner Feste, er war während der Pestzeit auch Arzt bei den Seinigen und den Soldaten gewesen. Zu diesem Zwecke hatte er sich die nöthigsten Kenntnisse in der Arzeneikunde zu erwerben gesucht und eine, mit den unentbehrlichsten Mitteln versehene, Hausapotheke eingerichtet.

Kaum war das Verlangte hergebracht worden, als der Knabe sich zu erheben versuchte und, so gut seine Kräfte es ihm noch erlaubten, nach Brod verlangte. — „Ist es das, was dem armen Kinde fehlt?" — rief Widerhold wehmüthig und doch erfreut zugleich aus — „also auch du bist einer der Tausenden, die der Hunger hinzuraffen drohte; wohl dir, du bist im rechten Hause angekommen. Weg mit allen Arzeneien; da kann nur eine kräftige Weinsuppe helfen!" Als diese von dem Mädchen gebracht war und der Knabe davon genossen hatte, fühlte er sich allmählig gestärkt, richtete sich in dem Lehnstuhle auf, und gab jetzt auf die wiederholte Frage, „woher bist du, liebes Kind?" in gebrochenen Lauten die Antwort: „Ort — großen See." — „Wem gehörst

du?" — „Vater und Mutter." — „Wie heißt du?" — „Heinrich."

„Wie wunderbar" — fiel hier Hermegard ein — „daß der Knabe denselben Namen trägt, wie unser verstorbener Sohn;" also aus der Seegegend ist er; aber woher? und wie kam er an diesen Ort?" „Das ist für den Augenblick ziemlich gleichgültig," antwortete Widerhold seiner Gemahlin; „nun das Kind gerettet ist, werden wir schon erfahren, wem wir es gerettet haben; das wird sich Alles geben." — „Ihr werdet doch nicht" — meinte Hermegard — „den Knaben behalten wollen? ich dächte, wir hätten genug an der Käthe, die ja auch so gleichsam auf der Straße gefunden ist; und wenn dieß auch nicht wäre, wie manche schmerzliche Stunde würde es mir verursachen, wenn das Kind bei uns wäre; sein Anblick würde mich jedesmal an unsern lieben seligen Heinrich mahnen und den Schmerz über seinen Verlust immer wieder erneuern." „Im Gegentheile, meine Liebe" — bemerkte Widerhold — „da würde uns ja gerade das Verlorene wieder einigermaßen ersetzt; ich glaube sicher, wenn du den Knaben immer um dich hättest, du würdest deinen Heinrich nach und nach über ihm vergessen. Uebrigens läßt sich jetzt ohnedieß noch nichts Bestimmtes über die Sache reden; die Eltern werden schon das Kind suchen lassen; es ist sauber gekleidet und gewiß aus einem guten Hause, da kann, eher als nicht, ein Strich durch meine Rechnung gemacht werden." Es wurde auch, so große Freude Widerhold an dem Kinde hatte, Nichts versäumt, dessen

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte.“ — „Mög' Euer Eigenthum Euch in allweg Freude machen,“ bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte.“

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitschüler konnte ihn zum heftigsten Zorne entflammen, so daß der Lehrer nicht selten genöthigt war, auf derbe Weise als Schiedsrichter dazwischen zu treten. So geschahe es oft, daß der Pflegsohn weinend bei Tische erschien, und wenn nach der Ursache gefragt wurde, so war es eben immer eine Strafe, die er sich durch sein leidenschaftliches und auffahrendes Wesen zugezogen hatte. „Das ist nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegesöhnlein so fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und seiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es ist doch wunderbar," sagte Widerhold eines Tages zu seiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth versetzt hatte, „es ist doch wunderbar, daß unser Pflegsohn auch hierin unserem seligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieses Kind aus weisen Absichten zugeführt, weil wir uns über den Verlust des eigenen so übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenster stand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und seht, wie sich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenster getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geschrei;

der junge Heinrich lief dem Hause zu, um sich vor der Rache der übrigen zu flüchten, während einer seiner Spielgesellen den Kopf, von welchem das Blut in Strömen herunter lief, mit den Händen bedeckte.

Bald war Widerhold auf dem Platze; er untersuchte den ganzen Vorfall, und da ergab sich denn, daß Heinrich, durch einige unbedeutende Scheltworte von seinen Kameraden gereizt, einen Stein ergriffen und einem derselben an den Kopf geschleudert habe. Er hatte diesen, der ihm sonst der liebste unter allen seinen Gespielen war, unglücklicher Weise so getroffen, daß wenig gefehlt hätte, so wäre er der Mörder seines besten Jugendfreundes geworden. Zitternd kehrte Heinrich mit seinem Pflegevater in das Haus zurück, denn er ahnete wohl, daß dießmal ein schärferes Gericht, als sonst, seiner warten würde. Widerhold begab sich mit dem jungen Heinrich in ein Nebenzimmer, das er hinter sich zuschloß. „Wie oft" — begann er jetzt im ernsten Tone — „wie oft habe ich dich schon ermahnt, mein Sohn, deinen Zorn zu mäßigen und Herr über deine Leidenschaft zu werden! Siehst du nun die Folgen deines heftigen Betragens? Wie oft hast du schon Strafe dafür leiden müssen, wie oft bist du Ursache gewesen, daß meine gute Hermegard sich über dein Betragen beklagen mußte. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich jetzt sehen muß, bis zu welchem Grade deine Leidenschaft sich schon gesteigert, wie sehr ihre Herrschaft über dich bereits überhand genommen hat. Du hast es unterlassen, die frühern Keime in dir zu ersticken;

jetzt wird dir der Kampf gegen sie schon schwerer; aber ermanne dich, mein Sohn, suche mit aller Macht die Ketten, worin sie dich gefangen hält, zu zerbrechen, sonst führt sie dich zum Verderben. Die Leidenschaft steigt immer mehr; sie wird vom Fehler zum Vergehen, vom Vergehen zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Laster und reißt so den Menschen mit sich fort in den Abgrund. Mein Sohn! ich habe dich bis diese Stunde wie mein eigenes, leibliches Kind geliebt, folge mir, ich meine es redlich, wie ein Vater es mit seinem Kinde nur immer meinen kann. Ich habe dich für einen Stand bestimmt, der vor allen frei seyn muß von Leidenschaft, Zorn und Hitze: du sollst Soldat werden. Eine einzige Aufwallung, ein einziges Aufbrausen gegen einen Vorgesetzten oder Kameraden kann die schlimmsten Folgen für deine ganze Laufbahn nach sich ziehen. Höre auf meine Worte, lieber Heinrich, sie fließen aus der Erfahrung, die ich selbst als Mann auf meinem viel bewegten Lebenswege gemacht habe. Ich war es, der dich einst vom leiblichen Tode errettet hat; gewähre mir die Freude, sagen zu können, daß ich dich auch dem geistigen Verderben entzogen habe, dem du, wenn du so fortfährst, unabänderlich entgegen gehen würdest."

Mit thränenerfüllten Augen nahete der junge Heinrich seinem Pflegevater, denn er sahe, wie auch diesem Thränen auf den Wangen standen, als er die Worte der Ermahnung sprach. „Ich will folgen" — schluchzte er — „will nimmermehr den Anwandlungen des Zornes Raum geben; ach! wenn es mir

nur nicht so schwer würde; er kommt oft, ohne daß ich es will, und übermannt mich. Doch, verzeiht mir für dießmal, mein lieber Vater, was ich gethan habe, ich will mir redlich Mühe geben, daß ich Euch nie wieder auf solche Weise betrübe." — „Dir ist schon verziehen;" sprach Widerhold zu Heinrich; „aber du mußt von nun an auch durch dein Betragen zeigen, daß du der geschenkten Verzeihung werth warest. Werde stets besser, dann kann ich noch Freude an dir erleben." Mit diesen Worten entließ Widerhold den Knaben, nachdem dieser noch oft das herzlichste Versprechen der Sinnesänderung gethan hatte. Ach, daß des braven Pflegevaters Mahnungen so wenige Früchte trugen, daß so klein die Freude, so vielfach der Schmerz war, den Heinrich ihm auch von jetzt an noch bereitete. Je älter Heinrich wurde, desto mehr wuchs auch die Leidenschaft mit den Jahren. In der ersten Zeit, nachdem sein Pflegevater so schön und eindringlich zu ihm gesprochen hatte, gab er sich zwar alle Mühe, seines heftigen Wesens, wo es sich zu äußern drohte, Herr zu werden. Der Wille, gegen den Feind im Innern zu kämpfen, war da, aber es fehlte ihm an Festigkeit und Ausdauer. Mit wenigen vollbrachten Kämpfen glaubt der Mensch frei zu seyn, und sobald er sich frei dünkt, gibt er sich wieder dem Bösen hin; der Gegner aber, der stets noch lauert, greift den Unvorbereiteten jählings an und trägt leicht den Sieg davon. Dieß war auch der Fall bei Heinrich: er hatte oft gekämpft, oft gesiegt; endlich glaubte er sich sicher und deßwegen

unterlag er auch von Neuem wieder der Herrschaft des bösen Feindes.

2.

Heinrich war in das achtzehnte Jahr getreten. Er hatte sich, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, dem Soldatenstande gewidmet, und in der That, er konnte keinen bessern Meister erhalten als Widerhold, der damals für einen der ersten in der Kriegswissenschaft galt, was er während der fünfzehn Jahre harter Bedrängniß, wovon das ihm anvertraute Haus umgeben war, so oft und glänzend an den Tag gelegt hatte. Wie Heinrich schon in der Schule einer der Besten gewesen war, so machte er auch in seiner neuen Laufbahn die schönsten Fortschritte. Er wurde deßhalb schon nach wenigen Jahren, die er unter der Pique gedient hatte, für würdig befunden, eine der niederern Offiziersstellen zu bekleiden. Widerhold freute sich dessen von Herzen, aber leider drängte sich ihm dabei auch die frühere Erfahrung wieder auf, daß Heinrich, wie er an Jahren und Kenntnissen zugenommen, so an leidenschaftlichem Wesen nur wenig abgenommen habe. Er ließ es auch jetzt nie an Ermahnungen fehlen, wo immer sich Veranlassung dazu bot; aber mit schmerzlichem Bedauern mußte er wahrnehmen, daß seine Worte bei dem sich selbst zu sehr fühlenden Jünglinge noch weniger Eingang fanden, als früher bei dem Knaben. Es ist ja eine nur allzubekannte Erfahrung, daß junge Leute, sobald sie einmal in ein gewisses Alter getreten sind, und

besonders dann, wann wirkliche Kenntnisse ihnen einige Geltung im Leben verschafft haben — sich erhaben dünken über die Klugheit älterer, erfahrener Menschen, und glauben, sie hätten nimmer nöthig, Ermahnungen Gehör zu schenken.

Diese Ansicht von sich und seiner Stellung schien auch Heinrich gefaßt zu haben. Er war Etwas geworden, und zwar nicht eben durch den Einfluß seines Pflegevaters, sondern — er fühlte dieß nur zu wohl — durch eigenes Talent, das sich nur unter Widerholds Anleitung entwickelt hatte; er war Etwas, und dieses Bewußtsein ließ eine andere böse Eigenschaft bei ihm einschleichen, den Eigendünkel, der nach und nach einen gewissen Uebermuth hervorrief, bei dem er der Mahnungen seines treuen Leiters ganz entbehren zu können glaubte. „Mein Sohn" — sprach Widerhold oft in bedeutendem Tone zu ihm — „danke Gott für deine Gaben; du kannst noch etwas Rechtes in deinem Leben werden; aber ich fürchte, gerade dadurch, daß du es schon zu seyn glaubst, siehst du über Andere, die nicht geringer als du sind, hinweg, überhörst meine Warnungen, die noch dieselben sind, wie früher, und erkennst das Verderben nicht, das dich fortzureißen droht." Aber Heinrich, der junge Offizier, hatte jetzt keine Lust mehr, auf die wohlgemeinten Worte seines Pflegevaters zu hören. Doch, nur allzuschnell kam die Zeit heran, wo er von der Wahrheit derselben überzeugt werden, wo er schmerzlich erfahren sollte, daß er sie zu seinem Unglücke mißachtet hatte.

Jener Freund, von dem oben erzählt wurde, daß Heinrich sich so schwer an ihm vergriffen hatte, war Friedrich Stockmaier, der Sohn des Kellers Stockmaier auf Hohentwiel. Beide waren neben einander aufgewachsen, hatten eine und dieselbe Laufbahn erwählt und bei Widerhold Unterricht in der Kriegswissenschaft genossen. An Kenntnissen stand der junge Stockmaier Heinrichen zwar nicht völlig gleich, was er aber vor diesem voraus hatte, war ein sanftes, offenes Gemüth. Die gewohnte Zutraulichkeit, welche durch Heinrichs jähzornigen Angriff nur auf einige Zeit unterbrochen worden war, hatte sich bald wieder auf die frühere Weise hergestellt; Heinrich und Friedrich galten für das zärtlichste Freundespaar, von dem Niemand geglaubt hätte, daß es sich je trennen könnte. Allein, was schon manches enggeschlossene Freundschaftsband zerrissen hat, war auch hier die Veranlassung zur bittersten Trennung: es war eine entschiedene Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen, die beider Jünglinge Herz zugleich ergriffen hatte.

Auf dem benachbarten Bruderhofe, einem östlich von Hohentwiel in einem Walde gelegenen, und zum Gebiete der Festung gehörigen Maiereigute, blühte Margarethe, die einzige Tochter des Pächters, eine der lieblichsten und sittsamsten Töchter des Höhgaus. Jeden Sonntag kam sie nach Hohentwiel, um die Kirche daselbst zu besuchen, ausgenommen zur Zeit der Belagerung, wo die Verbindung zwischen der Festung und dem Hofe gänzlich abgeschnitten war. Nach dem

Gottesdienste hatte sie ihren gewöhnlichen Abstand in dem Hause des Kellers Stockmaier, weil sie mehrentheils Aufträge von ihrem Vater an diesen zu besorgen hatte, denn Stockmaier und der Pächter waren beide aus Einem Orte im Württemberger Lande gebürtig, nämlich aus dem Städtchen Sindelfingen. Dadurch hatte Friedrich zuerst die liebliche Margarethe kennen gelernt; sie wuchsen in gegenseitiger Freundschaft so zu sagen neben einander auf. Auch Heinrichs Bekanntschaft mit Margarethe war im Stockmaier'schen Hause angeknüpft worden, wo jener sich Sonntags nach geendigtem Gottesdienste regelmäßig einzufinden pflegte. Was Anfangs nur trauliche, harmlose Freundschaft gewesen war, wurde mit zunehmenden Jahren Liebe, wurde bei Heinrich, der Alles mit Leidenschaft erfaßte, eine höchst leidenschaftliche Liebe. Beide Freunde hatten zuvor nie ein Geheimniß vor einander bewahrt: jetzt begann zum ersten Male das Geheimthun von Heinrichs Seite; sonst sahe man sie Arm in Arm mit einander auf Spaziergängen oder auf der Wachtparade erscheinen: jetzt standen sie sich ferne. Heinrichs Besuche im Hause des Kellers wurden sparsamer als zuvor, und man sah ihn am Ende nur Sonntags, wenn Margarethe auf den Berg kam, daselbst sich einfinden. Margarethe war die erste, der es nicht entging, daß die beiden Freunde einander nicht mehr so nahe ständen wie bisher, sie forschte lange bei sich selbst nach der Ursache dieser Veränderung, denn das trauliche Verhältniß der Jünglinge war für sie immer ein Gegenstand der Freude gewesen: — allein,

so nahe ihr auch die Ursache dieser Aenderung lag, sie konnte dieselbe dennoch nicht auffinden, denn sie war zu wenig ihres eigenen Werthes sich bewußt, sie war zu bescheiden, um den Grund dieser ihr unerklärlichen Trennung bei sich selbst zu vermuthen.

Einen schärferen Blick hatte Widerhold, der schon einige Zeit mit Schmerz diesem kälteren Betragen Heinrichs gegen seinen Freund zugesehen hatte. Eines Tages rief er ihn zu sich und begann in wahrhaft väterlichem Tone: „Mein Sohn, ich habe in diesen Tagen eine Bemerkung gemacht, die, ich gestehe es dir, mein Herz mit Schmerzen erfüllt hat. Bisher sah ich dich im innigsten Freundesverhältnisse zu Friedrich stehen; es war ein Umgang, der dir nur Segen bringen konnte, denn er ist ein Jüngling von sanfter Gemüthsart; solche Gesellschaft, solche Freunde müssen die wählen, welche ein schnelles, aufbrausendes Temperament haben, um selbst dadurch sanfter zu werden. Aber nun freilich scheint auch diese Freude, der ich mich seither hingegeben habe, vereitelt werden zu wollen. Statt der gewohnten Innigkeit nehme ich mit Einem Male Kälte wahr; ihr steht einander seit einiger Zeit äußerlich und innerlich ferne; nicht wahr, ich habe recht gesehen? gestehe es mir nur!" Heinrich verhehlte seinem Pflegevater nicht, daß die ausgesprochene Vermuthung wirklich gegründet wäre. „Und was" — fuhr Widerhold fort — „mag wohl die Ursache davon seyn?" Heinrich erröthete und schwieg. „Es ist eine Liebe, die in deinem Herzen Raum gewonnen, der Wunsch, ein und dasselbe Mädchen zu besitzen,

hat Euch beide getrennt. Glaube nicht, daß ich das, was ich jetzt zu dir sprechen will, deßwegen thue, weil ich etwa ein solches Gefühl verdammte; gewiß nicht; Liebe ist ja das edelste Gefühl, das der Mensch in sich trägt, das Beste, was er noch aus seinem wahren Heimathlande gerettet hat. Aber gerade die Liebe ist es auch, die, wenn sie zur Leidenschaft wird, dem Menschen das schrecklichste Verderben bereitet, und Alles, was du erfassest, pflegt bei dir in Leidenschaft auszuschweifen: darum fürchte ich für dich. Ohne deine Neigung an sich zu mißbilligen, gebe ich dir doch zu bedenken, wie wenig vorgerückt an Jahren du noch bist, daß du deine Laufbahn erst begonnen hast, daß deine Liebe nothwendig in den Beruf, dem du dich mit ungetheiltem Streben widmen sollst, störend eingreift, denn sie macht dir Sorgen, die jetzt noch ferne von dir bleiben müssen. Allein dieß ist es nicht allein, was mich bekümmert um dich macht. Ich betrachte dieses Liebesverhältniß noch von einem andern, viel wichtigeren Standpunkte. Du opferst der Neigung, die nun einmal die Oberhand über alles Andere in deinem Herzen gewonnen, das Beste auf, was du hast, d e i n e n F r e u n d! Er liebt das Mädchen, wie du, nur nicht mit derselben Leidenschaft, und gleichwohl entsprechen seine Verhältnisse weit eher einer Verbindung mit Margarethen. Auch vermuthe ich fast, daß sie i h m geneigter ist, als d i r, denn stille und sanfte weibliche Gemüther, dergleichen das ihrige ist, schließen sich eher wieder an sanfte und ruhige männliche Charaktere an. Darum also wolltest

du ihn beneiden oder gar hassen, ihn aus dem Herzen Margarethens zu verdrängen suchen — mit Einem Worte, dem Besitze eines Mädchens den erprobten, treuen Freund aufopfern? Das Bessere willst du preisgeben, während du nach dem Geringern trachtest, den Freund verstoßen, um eine Geliebte, deren aufrichtiger Zuneigung du überdieß noch nicht einmal sicher bist, zu bekommen? das ist ein übler Tausch. Kehre um, mein Sohn, von dem betretenen Abwege; schließe dich wieder deinem Freunde an, denn der ist Goldes werth; entsage dem Gegenstande deiner Liebe, und freue dich des Glückes, das ächte Freundschaft dir bietet."

„Ich kann nicht anders" — rief Heinrich schmerzerfüllt dem Kommandanten entgegen — „ich muß Margarethen besitzen; mein Leben hängt an ihrem Besitze!" „Da sieht man ja klar und deutlich," erwiederte Widerhold, „daß Leidenschaft bei deiner Liebe vorherrscht, daß es nur ein plötzlicher Eindruck, nicht eine aus reiflichem und besonnenem Nachdenken entsprungene Neigung ist, was dich ergriffen hat. Ich wollte es darauf ankommen lassen und deinen Jugendfreund fragen, ob er nicht um deinetwillen Margarethen entsagen würde; glaube mir, er würde es gerne thun, wenn er wüßte, daß dein Leben am Besitze dieses Wesens hienge; er liebt dich viel zu sehr, er würde dich nicht um eines Weibes willen aufopfern: und du solltest ihm an Edelmuth nachstehen? Du hast dich zuerst von Friedrich zurückgezogen, ich weiß es, und aufdringen will er sich natürlich nicht. Nun

ist es deine Sache, und darum bitte ich dich um deiner eigenen Ehre und Ruhe willen, nähere dich deinem Freunde wieder und gib dir Mühe, allmälig gleichgültiger gegen Margarethen zu werden. Ich bin es, der dich um deines eigenen Besten willen bittet; ich, der dich einst vom Tode gerettet und als hülfloses Geschöpf an Kindesstatt aufgenommen hat."

„Ich kann nicht folgen, mein Vater, ich kann nicht mehr," antwortete Heinrich, „und wenn Ihr mich gleich verstießet, und wenn gleich Friedrich mein Todfeind würde. Ich will Margarethen erwerben um jeden Preis und wenn tausend Arme sie von mir reißen wollten." Er sprach diese letzten Worte mit einem Blicke, in dem sich sein ganzer Seelenzustand abspiegelte, und entfernte sich darauf schnell. „O Leidenschaft," seufzte Widerhold dem Gehenden nach, „wie weit kannst du doch den Menschen bringen; wie weit wird sie dich noch führen, mein Sohn, wenn du nicht alsbald umkehrest. Vater im Himmel, laß meine Ahnungen nie zur Wirklichkeit werden!" Hier schwieg der brave Mann — und seitdem sprach er nie wieder mit seinem Pflegesohn über diese Sache.

Was Widerhold gegen Heinrich geäußert hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Margarethe sah, daß Heinrich gegen seinen Freund mit jedem Tage kälter wurde und sich zusehends immer mehr von ihm zurückzog, als sie bemerkte, wie Friedrich von seinem frühern Busenfreunde am Ende ganz verachtet wurde, konnte sie diese Veränderung nicht mehr mit gleichgültigen Augen ansehen. Sie überzeugte sich, daß

Alles dieß von Heinrich ausging, darum verschwand bei ihr all die frühere Freundlichkeit, die sie stets auch gegen diesen gezeigt hatte; sie wandte sie von nun an in höherem Maaße Friedrichen zu, der so verlassen da stand, dessen Charakter sich stets so sanft und mild äußerte. Dieß bemerkte Heinrich nur zu bald, und an die Stelle des bisherigen kalten Betragens gegen seinen Freund traten jetzt Haß und Neid, die nur auf eine schickliche Gelegenheit warteten, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen.

3.

Es war an einem lieblichen Maisonntage des Jahres 1643, daß Margarethe, nach ihrer Gewohnheit, die Kirche zu Hohentwiel besuchte. Nach beendigtem Gottesdienste machte sie, wie gewöhnlich, ihren Besuch in dem Hause des Kellers Stockmaier. Dießmal hatte sich Heinrich nicht eingefunden: erst, als sie das Haus wieder verließ, erblickte sie ihn in der Nähe der Wohnung des Kommandanten. Gewöhnlich wurde sie von den beiden Freunden den Berg hinab bis an das Aachbrücklein begleitet, über welches der Weg nach dem Bruderhofwäldchen führt; dießmal jedoch ging Friedrich ihr allein zur Seite. „Guten Tag, wertheste Jungfrau," rief Heinrich Margarethen zu, als sie in seine Nähe kamen. Margarethe erwiederte den Gruß etwas gleichgültig. „Dürfte ich Euch nicht begleiten?" fragte Heinrich weiter mit einem verachtenden Blick auf seinen Freund. Margarethe bemerkte dieß und erwiederte: „ich danke Euch, Herr

Offizier, für Euer Anerbieten, wie Ihr ja seht, habe ich bereits eine Begleitung." „So, Ihr verschmähet mich also gegen einen Solchen?" mit diesen Worten blickte er noch verächtlicher als zuvor auf Friedrich hin und verzog seine Miene zum unverkennbarsten Spotte. „Gegen einen Solchen?!" wiederholte Friedrich in wehmüthig-warnendem Tone — „o, mein Freund, wie magst du doch solche Worte reden; ich glaube, du solltest anders von deinem Freunde denken; gegen Niemanden solltest du dich also herauslassen, so hoch du auch jetzt zu stehen wähnst." „Bin ich nicht der Sohn des Kommandanten?" schrie Heinrich zornentflammt. „Pflegesohn," entgegnete in gelassenem Tone Friedrich. „Wie, du willst mich und meine Abkunft schmähen, Elender, Nichtswürdiger?" mit diesen Worten zog Heinrich seinen Degen und die entblößte Klinge schwirrte über Friedrichs Haupte. Auch Friedrichs Klinge blieb nicht in der Scheide, aber nicht um zu treffen, sondern nur um zu pariren. Margarethe stürzte sich zwischen die Kämpfenden, aber vergebens. Die Wachen sprangen herbei, und jetzt erst wurden die Beiden getrennt. Friedrich hatte mehrere Wunden empfangen, Heinrich war unverletzt geblieben, denn Friedrich hatte seiner absichtlich geschont; jener schäumte vor Wuth, als man ihn gewaltsam von seinem Gegner losriß. Mit zürnendem Blicke erschien jetzt der Kommandant, welcher den Lärmen gehört hatte, auf dem Platze: es war derselbe, wo Heinrich einst mit einem Steinwurfe seinen Freund verwundet hatte. „In Arrest mit meinem Sohne!"

war das befehlende Wort, das Widerhold an die Wachen ergehen ließ; denn er strafte strenge und ohne Ausnahme, wo der militärischen Ordnung zuwider gehandelt wurde, so ungerne er sich sonst in diese Nothwendigkeit versetzt sah. Friedrich ward auf dem Platze freigesprochen, denn es wurde durch die anwesenden Zeugen bewiesen, daß er sich lediglich innerhalb der Gränzen der Nothwehr gehalten hatte.

Margarethe folgte dem durch seine Wunden Ermatteten, als er von den Seinigen nach Hause geführt wurde, und verließ den Berg erst, nachdem der Wundarzt erklärt hatte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei. Heinrich ging mit den Wachen ab, zähneknirschend und mit einem grimmigen Blicke auf seinen Wohlthäter, der seinem Pflegesohne traurig nachsahe. Hierauf kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück; eine Thräne trat in seine Augen, denn er liebte Heinrich, trotz seiner vielfachen Verfehlungen, dennoch von Herzen.

Seit diesem tragischen Auftritte sah man den Kommandanten nur selten in heiterer Stimmung; bange Ahnungen um das künftige Schicksal seines Pflegesohnes erfüllten sein Vaterherz. Der Blick, den Heinrich, als er von den Wachen abgeführt wurde, auf ihn geworfen hatte, ließ ihn nichts Gutes voraussehen; er konnte leicht schließen, daß der Befehl, den er gegeben hatte, den er zu geben genöthigt gewesen war, das heftige Gemüth des Jünglings noch mehr gegen ihn entzünden mußte. Er täuschte sich auch nicht. Wild und mit zerstörter Miene saß

Heinrich in seiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürstlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Aussicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Kost, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, so da saß oder auf seinem Strohlager sich wälzte, wurde sein Gemüth freilich oft im Innersten bewegt, aber zur Erkenntniß seines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Ist das auch Recht von meinem Vater" — beredete er oft sich selbst — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen so zu behandeln? Ist das die Liebe, wovon er mir immer so viel vorsagte? Nein, es war Alles nur eitles Geschwätz von ihm, sonst säße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm lossagen." Er trat an das Gitter seines Gefängnisses, und sah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu besuchen. „So, so," — murmelte Heinrich in seinem Kerker für sich hin, „er besucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will sagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Besitze seiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, sein soll sie nicht werden, und sollte sie ihm auch hundertmal geneigter seyn als mir; entweder will ich zu Grunde gehen, oder Er." Daß dem wirklich so sei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entschiedener hervortrete, davon sollte Heinrich sich von seinem

Gefängnisse aus durch seine eigenen Augen überzeugen. Sonst kam sie nur an Sonntagen auf den Berg; seit Friedrichs Verwundung dagegen sah er sie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hause aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu besuchen. „Das soll anders werden,“ sprach Heinrich mit höhnischem Lachen, „du sollst noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold selbst dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerst wollen wir frei seyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich gesinnten Pflegevater.“ Diese Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang seines Pflegesohns missen. Widerhold kam in eigener Person in das Gefängniß, um Heinrich seine Freilassung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du bist wieder frei, mein Sohn,“ redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich selbst gegeben habe, zum Segen für dich geworden seyn wird.“ Heinrich wandte Anfangs sein Gesicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber sagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wissen, wenn Ihr sie mir nicht auch völlig gebt.“ „Wie verstehst du das?“ fragte Widerhold erstaunt. „Nun,“ entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

auch die Welt einmal sehen; hier oben ist mir zu enge geworden, namentlich seit den Tagen, da ich zwischen vier Kerkerwänden schmachten mußte.“ „Du hattest die empfangene Strafe wohl verdient,“ sprach Widerhold in etwas strengerem Tone: „du hast jetzt die Freiheit, die ich dir ankündigte, aber auch die Freiheit, wie du sie bezeichnetest, kannst du haben, wenn du darauf bestehst.“ Heinrich schwieg, denn sein Inneres, obgleich schon ziemlich abgestorben für bessere Gefühle, mochte ihm doch sagen, wie undankbar er gegen seinen Wohlthäter war. „Du willst mich also wirklich verlassen?“ — nahm Widerhold in etwas milderem Tone wieder das Wort: „ich halte dich nicht; möge es dich nur niemals gereuen. Du willst, daß ich dich nicht mehr Sohn heiße, ich werde dessen ungeachtet dein Vater bleiben, so lange ich lebe. Der über uns möge dich bewahren, daß du nicht ganz verderbest. Noch Eine Mahnung nimm zum Abschiede aus dem Munde deines Pflegevaters mit, unser Herr und Heiland sprach sie einst gegen einen seiner Jünger aus: „was du thun willst, das thue bald.“

Mit gebeugtem Herzen verließ Widerhold seinen ungerathenen und verstockten Pflegesohn, denn wohl ahnete er, daß er ihn lange nicht mehr sehen würde. Zu Hause angelangt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl, und sprach die wenigen Worte zu seiner Gattin: „Heinrich verläßt uns auf immer.“ Frau Hermegard verstand nur zu gut, was er damit andeuten wollte, und fragte nicht weiter nach der Ursache des Kummers,

der jetzt viele Tage lang auf dem Herzen ihres Gemahles lastete.

Lange blieb Heinrich nach Widerholds Entfernung unbeweglich auf seinem Lager, lange stritt es in ihm, was er beginnen sollte. „Bleibe ich, so kann ich mich nicht mehr mit Ehren sehen lassen, denn ich bin zu sehr erniedrigt worden von dem, der mir doch der Nächste ist." Gegen diesen Gedanken sträubte sich sein Stolz. „Verlasse ich dagegen die Burg, so habe ich freie Hand in meiner Liebe, denn kein Unberufener redet mir dann zuwider." Die Leidenschaft und der augenblickliche Unwille gegen seinen Wohlthäter unterdrückten den Gedanken, daß er der undankbarste, der verworfenste Mensch wäre, wenn er das Haus und den Mann, der so viel an ihm gethan, so viele Liebe an ihm bewiesen, so viele Geduld an ihm geübt hatte, auf immer verließe. Wie er so noch im Kampfe mit sich selbst war, blickte er zufällig hinüber an das Haus seines Nebenbuhlers und sahe Margarethen eben herausgehen; das entschied vollends seinen Entschluß. „Ja, ich will gehen," rief er: „um nie mehr die Wohnung meines bevorzugten Feindes anblicken zu müssen; ich will Anstalt machen, um derjenigen näher zu kommen, für deren Besitz ich Alles wage, für die ich Alles zu opfern entschlossen bin." Er verließ das Gefängniß. Mit gesenktem Haupte, zerstörtem Antlitze und unsicherem Schritte ging er durch den innern Hof der Festung, er passirte den Hohlweg und das untere Thor, ohne Jemanden zu grüßen. In der Nähe des Maierhofes, welcher ungefähr auf der halben Höhe

des Berges liegt, erblickte er Margarethen, wie sie schleunig den Berg hinabeilte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte sie noch an dem Orte, wo der große Brunnen fließt. Heinrich stand dem erschrockenen Mädchen gegenüber. „Darf ich euch nicht begleiten, liebenswürdige Margarethe," rief er ihr zu: „Ihr seid ja dießmal doch ohne Begleiter, und wir machen einen und denselben Weg." „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, Ihr seid ja doch nicht der rechte Begleiter," mit diesem kurzen Bescheide fertigte ihn die Gefragte ab und ging weiter. „Wen meint Ihr denn?" rief Heinrich ihr nach. „Ich meine den, der noch an seinen Wunden krank daheim liegt, an den Wunden, die Ihr ihm schluget; euern vormaligen Freund meine ich, den Ihr verstoßen und mißhandelt habt, dem bin ich von Herzen gut, und Niemand hat etwas gegen unsre Liebe, auch der Herr Kommandant nicht!" — sie sagte die letzten Worte mit vieler Bedeutung und machte sich eilends davon.

„Ich wünsch' Euch viel Glück zu Eurem Vorhaben!" schrie Heinrich mit einem Blicke voll Grimm der Fliehenden nach, und rannte auf einer andern Seite, wo der Weg vom Brunnen aus gegen Singen und die Aachbrücke sich scheidet, den Berg hinab. Margarethens Worte hatten vollends das letzte lockere Band zerrissen, das ihn noch an seinen Pflegvater knüpfte; es war ihm jetzt so viel als gewiß, daß Widerhold nur aus Vorliebe und besonderer Rücksicht für Friederich ihm das Mädchen habe aus dem Sinne reden wollen. „Ich will mich rächen," sprach

Heinrich, als er auf der Straße gegen Radolphzell stand; „ich will mich rächen an euch Hohentwielern, daß ihr noch an mich denken sollt.“ Er kam in dem Städtchen an, gerade als der Kurfürst von Baiern mit seinen Truppen darin lag und einen neuen Angriff auf Hohentwiel im Plane hatte.

4.

Geraume Zeit war Widerhold von den Angriffen seiner Feinde frei geblieben. Nachdem im Jahre 1641 der hartnäckige Belagerer Hohentwiels, Graf von Sparre, den Ort mit empfindlichem Verluste unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, bezeigten die Oesterreicher keine große Lust mehr, fernere Unternehmungen auf die Festung zu wagen. Der Kurfürst von Baiern wollte es jetzt übernehmen, den letzten Versuch gegen Hohentwiel zu machen. Mit dem Jahre 1644 rüstete er, und zwar meistentheils aus den Mitteln der evangelischen Stände, in Oberschwaben ein Heer zu diesem Zuge aus. Gerade um die Zeit, als Heinrich in Radolphzell ankam, wurden Truppen daselbst geworben. Er trat in die Stube im Gasthause zum Anker und sahe, wie ein kurfürstlicher Werbeoffizier eben einigen jungen Leuten, denen er Handgeld gegeben hatte, tüchtig mit Wein zusprach. „He, junger Mann“ — rief der Werber Heinrichen, der sich in einer Ecke des Zimmers niedergelassen hatte und mißmuthig auf sein Schöpplein hinblickte, zu — „hättet ihr nicht auch Lust, unter des Kurfürsten, meines gnädigsten Herrn, Fähnlein zu treten?“

Heinrich schien kaum auf die Einladung zu hören, als jener sich ihm gleich näherte und das Glas zum Anstoßen darbot. „Nicht so traurig und zurückgezogen, junger Mann," sprach der Offizier in traulichem Tone, „Ihr seyd ja noch so blutjung, wer wird in solchen Jahren schon den Kopf hängen, und dazu noch ein Kriegsmann; ei der Tausend, das soll nicht seyn! Laßt uns anstoßen, junger Freund, es lebe der Soldatenstand!" Heinrich stieß an, aber seine Stimmung dabei war nicht die rechte. Da setzte sich der Werber neben ihn und bald auch die übrigen jungen Leute, die schon geworben waren. Von allen Seiten her erfolgte jetzt Zuspruch zum Trinken. Heinrich trank, und vielleicht mehr, als er sonst zu thun pflegte. Dieß brachte sein ohnehin schon aufgeregtes Gemüth noch mehr in Wallung und unterstützte die Absichten des Werbers auf die erwünschteste Weise. „So ist's recht, Kamerad, das sehe ich gerne, wenn junge Leute lustig und guter Dinge sind; du mußt unser werden, bekommst ein schönes Handgeld und hast ein fideles Leben unter uns; schlag' ein!" Mehr unwillkürlich, als um zu gewähren, bot Heinrich seine Hand hin und wollte sie schon wieder zurückziehen, aber fest hielt sie der Werber. „Ich will kein Handgeld, ich brauche keines!" mit diesen Worten schlug Heinrich ein und ward so des Kurfürsten Soldat. „Das ist mir einmal ein flottes Bürschlein," bemerkte der Werber, „der hat Ambition im Leibe; solcher Leute könnten wir noch viele brauchen. Jetzt gehörst du uns an, Kamerad, aber nun bekommst du einen

andern Rock; die württembergische Farbe muß weg, und die baierische gilt. Verstehst du, es geht gegen das Felsennest Hohentwiel, gegen den alten Freybeuter Widerhold; wenn den doch der T..... hätte, dem wollen wir einbrennen, daß ihm gerne besser wäre. Nicht wahr, Kameraden, zum Henker mit dem Widerhold dort oben?!" Er hob sein Glas in die Höhe und stieß auf diese Verwünschung mit allen Geworbenen im Kreise herum an. Die Reihe kam jetzt auch an Heinrich; seine Hand zitterte, so daß ihm das Glas beinahe entfiel, denn es war ja sein Wohlthäter, sein Vater, auf dessen Verderben er trinken sollte. „Morgen werden wir zum Belagerungsheere stoßen" — dieß war das letzte Wort des Offiziers an seine Neugeworbenen — „drum macht euch bereit, Kameraden!" Spät erst gingen die Zecher auseinander.

Wie Heinrich die Nacht zubrachte, was für Gedanken und Gefühle beim Erwachen ihn durchdrangen, brauche ich wohl nicht erst vor das Gemüth meiner Leser zu führen; es war, wie wenn ein Betrunkener des Morgens erwacht und jetzt erst über die Handlungen, die er Tags zuvor ohne Bewußtseyn begangen, nachzudenken beginnt. Wir folgen ihm wieder vor Hohentwiel. Die Belagerung der Feste durch das baierische Heer begann im April 1644 nach langer Rüstung. Der Kurfürst ließ von allen Seiten her Schanzen um die Burg aufschlagen, allein hiebei hatte es auch sein Verbleiben. Widerhold seiner Seits machte, nach Gewohnheit, Ausfälle gegen die

Feinde und entleidete ihnen so nach und nach die Belagerung. Der Kurfürst knüpfte Unterhandlungen an, nur um mit Ehren abziehen zu können; es kam aber vor der Hand zu weiter nichts als zu einem Waffenstillstande.

Während dieser Zeit gab Widerhold den feindlichen Generalen zu Singen ein stattliches Mahl. Bei diesem erschien auch Friedrich Stockmaier, der seitdem zum Oberlieutenant und Adjutanten befördert worden war, an der Seite des Kommandanten von Hohentwiel. Die Herren Generale und der gesammte Offiziersstab kehrten erst gegen Abend von dem Mahle nach Hause zurück. „Das sind doch keine so unrechten Leute, die Württemberger auf Hohentwiel,“ sagte der Offizier, welcher Heinrich geworben hatte, im Vorbeigehen zu diesem, der eben die Wache vor dem Zelte seines Generals hatte, „und auch den Widerhold wünsch' ich nimmer zum Henker, das ist ein ganz honetter Herr, und sein Adjutant, ich glaube er heißt Stockmaier, hat mir besonders wohl gefallen.“ Heinrich antwortete lange Nichts auf diese Aeußerung des Offiziers, er schien sie gar nicht vernommen zu haben. Da fuhr Jener fort: „denke dir nur, Kamerad, der Widerhold hat uns sogar zu einer Hochzeit geladen, die in den nächsten Tagen auf Hohentwiel gefeiert werden soll, da dürfen wir doch nicht dabei fehlen.“ „Wer will denn Hochzeit machen?“ — fiel Heinrich ihm hastig ins Wort. — „Wer anders, als der hübsche junge Adjutant, der Stockmaier, und Herr Widerhold selbst wird den Brautführer machen.“

„Und wer ist die Braut?“ rief Heinrich noch begieriger. „Eine Württembergerin, genannt Margarethe, vom Bruderhofe drüben, sie soll ein hübsches, braves Kind seyn. Drum ist auch der Herr Adjutant so bald von der Tafel weggeschlichen, und da lispelten die Herren gleich, als er fort war, einander in das Ohr: „der ist gewiß auf den Bruderhof zu seinem Liebchen gegangen.“ Der Karabiner zitterte bei dieser Erzählung in Heinrichs Hand, und sein Pallasch klirrte unwillkürlich an seiner Seite, denn diese Nachricht durchfuhr ihm den ganzen Leib wie ein Fieber. „Was hast du, Kamerad,“ sprach erstaunt der Offizier, „du bist ja bleich wie der Tod, man muß dich auf der Stelle ablösen.“ Heinrich wurde von seinem Posten weg und ohne Säumen zu Bette gebracht. Ueber eine Stunde lag er fast besinnungslos im Fieberfroste, dann richtete er sich schnell auf, gürtete seinen Pallasch um, rannte wie ein Wahnsinniger zum Zelte hinaus und über die Aachbrücke, ohne daß seine Kameraden ihn zurückhalten konnten.

Bald hatte Heinrich das Wäldchen am Bruderhofe erreicht, er bemerkte Lichter in des Pachters Wohnung und bald darauf fiel sein Blick auf zwei aus dem Hause tretende Personen, von denen die eine kleinere eine Laterne in der Hand trug; er erkannte in ihnen Friedrich und Margarethe, die dem Heimkehrenden das Geleite gab. „Nun, da sind sie ja,“ rief er voll höllischer Schadenfreude, und rannte schnell über das Ackerfeld einer Wiese zu, die sich am Saume eines, noch in den württembergischen

Bann gehörigen Wäldchens hinzog, und worüber Friedrich seinen Weg nehmen mußte. Er hatte das Wäldchen erreicht und harrete lange, auf seinen entblößten Pallasch gestützt, des Kommenden im Gebüsche. Blutig roth schien der Mond auf ihn herab, nur hie und da glänzte ein Sternlein an dem umwölkten Himmel hervor. Dumpf ertönte in seiner Nähe die Stimme des Käuzchens, wie wenn es den Todtengesang einem Sterbenden singen wollte. Müde des langen Wartens setzte Heinrich sich auf einem Eichenstamme nieder, und brütete vor sich hin wie ein Wahnsinniger, der seinen Wahnsinn für guten Sinn hält. Hie und da richtete er seinen Blick empor, und sah dann gegenüber die Feste Hohentwiel in Riesengröße vor sich liegen, vom schwachen Lichte des Mondes beschienen. Da war es ihm, wie wenn dieser Anblick ihn ermahnen sollte, von seiner ruchlosen, schrecklichen That abzustehen. „Unglückseliger durch deine Leidenschaft" — so redete es aus dem Innersten seiner Seele zu ihm — „siehest du nicht dort oben jene Burg? dort hast du deine Jugendjahre verlebt als ein unschuldiger Knabe, dort wandeltest du so oft Arm in Arm an der Seite eines liebenden Freundes; und jetzt lauerst du auf ihn gleich einem Wegelagerer, um ihn wegen eines Mägdleins, auf deren Besitz dir nicht einmal ein Recht zusteht, hinzuopfern? Blicke hin auf diese Feste, du Unglücklicher, dort wohnt dein Wohlthäter, dein Vater, der dich vom Tode rettete; ach! wenn jetzt sein Auge herabblicken könnte und dich fände, wie du da sitzest

voll Mordgedanken, er würde herabeilen von seinem Bergsitze, deinen Arm zurückhalten und dein Herz zur Sanftmuth lenken." Heinrich hörte jedoch nicht auf die gute Stimme in seinem Innern, die Leidenschaft übertäubte sie.

Mittlerweile ließ sich in geringer Ferne ein Gespräch vernehmen; genau konnte man die Worte einer weiblichen Stimme unterscheiden: „gute Nacht! Friedrich." „Zum letzten Male," knirschte Heinrich vor sich hin und zog sich weiter in das Wäldchen zurück. Er sah die Laterne wieder dem Pachtershause sich zuwenden. Margarethe, die ihren Bräutigam bis in die Nähe des schauerlichen Orts begleitet hatte, war bald wieder zu Hause angelangt, und das Licht verschwand. Friedrich stand jetzt auf der Wiese, gegenüber dem Plätzchen, wo Heinrich seine Stellung gefaßt hatte. Keines Argen sich versehend, gieng er, ohne zu eilen, seines Weges weiter; da rief auf einmal eine wohlbekannte Stimme ihm entgegen: „Steh' Elender, und wehre dich deines Lebens!" Es war Heinrich, der, mit grimmigem Blicke auf seinen Nebenbuhler, den Säbel gegen dessen Haupt schwang. Schnell hatte auch Friedrich den seinigen gezogen. Auch dießmal wollte er noch schonend gegen den ehemaligen Freund verfahren, aber je mehr er schonte, desto wüthender fiel Heinrich über ihn her. Wie zwei Feuerflammen glänzten die Pallasche im Mondscheine. Ach! kein liebendes Mädchen erschien dießmal, um die Kämpfenden zu trennen, kein treuer Widerhold trat zwischen sie. Lange schwankte der

Kampf auf gleicher Wage, da unterlag endlich der minder kräftige Friedrich, denn in Heinrich kämpfte der Wahnsinn. Friedrich stürzte in seinem Blute nieder; ein Stoß von Heinrichs Hand hatte sein Herz getroffen. „Gott möge dir vergeben, Heinrich, wie ich dir vergebe! — o meine Margarethe!“ dieß waren seine letzten Worte, ehe er sein Leben zu den Füßen seines Mörders aushauchte. Lange stand Heinrich unbeweglich da, den starren Blick auf den Leichnam seines Freundes gerichtet. „Was soll ich nun beginnen,“ sprach er verzweifelnd bei sich, „ich habe unschuldiges Blut vergossen!“ Heinrich blutete aus mehreren Wunden, aber am heftigsten blutete sein Herz bei dem Anblicke seines entseelten Freundes. Unentschlossen, was er anfangen, ob er stehen bleiben, oder davon rennen sollte, fiel sein Blick auf eine Grube nahe dem Gebüsche; da hinein warf er den Leichnam und bedeckte ihn mit Zweigen und Erde, so daß die Spur nicht leicht zu entdecken war. Nachdem dieß geschehen, verließ er die Stätte des Frevels und wandte sich südwärts dem Gelände am See zu, aber in seinem Innern war es, wie in der Seele Cains, als dieser seinen Bruder erschlagen hatte. Unglückseliger, Wahnsinniger, nur der stille Mond war Zeuge deiner Greuelthat, nur er blickte auf die Stätte, wo deine mörderische Hand den Leichnam deines Freundes dem Auge des Rächers entziehen wollte; der wird den Menschen deine Unthat nicht verkünden, aber dennoch wird die ewige Wahrheit auch an dir in Erfüllung gehen: „Nichts ist so

fein gesponnen, das nicht an das Licht der Sonne käme."

Wir übergehen den Jammer, der auf Hohentwiel entstand, als man lange vergebens die Rückkehr des jungen Stockmaier erwartete. Die Eltern wußten vor Angst und Besorgniß nicht, was sie zuerst beginnen sollten. Widerhold schickte nach allen Seiten aus, um Erkundigungen einzuziehen, doch vergebens. Unbeschreiblich aber war Margarethens Schmerz um den geliebten Jüngling; sie durchsuchte selbst mit ihrem Vater die Waldungen um den Bruderhof, aber nirgends war eine Spur von Friedrich zu finden. Hättest du gewußt, gute Seele, daß, während du so emsig suchtest, dein Fuß auf der Stelle stand, wo der blutige Leichnam deines Bräutigams verscharrt lag! Warum zitterte nicht dein Fuß und gab dir Kunde, daß hier der Gesuchte liege? freilich mit durchbohrtem Herzen und ohne Regung! Doch nein, Gottes väterliche Vorsehung hatte es gut mit dir gemeint, sie wollte dir den Schmerz eines solchen Wiederfindens ersparen!

Heinrichs plötzliches Verschwinden hatte allerdings im feindlichen Lager Aufsehen erregt, allein man war da schon gewohnt, daß manchmal ein Angeworbener seine Fahne wieder verließ, darum spürte man nicht lange nach; auch kam schon im Mai 1644 der Friede zwischen beiden Parteien zu Stande, und so zog die baierische Armee selbst in Kurzem wieder aus der Gegend ab. Wir wollen deßhalb unsern Unglücklichen wieder auf dem eingeschlagenen Wege

aufsuchen. Er war von der Landstraße abgewichen und kam gegen Mitternacht an dem rechten Ufer des Untersees an. Von da verfolgte er seinen Weg immer weiter bis an den Theil des Geländes, welchen man den „Höri" nennt, längs dessen meistens nur arme Fischer-Wohnplätze lagen. Es war noch sehr frühe am Tage, als er in eine der Hütten eintrat, um hier auszuruhen und sich zu erquicken, denn er war durch seine Wunden in hohem Grade erschöpft. Die Hausmutter öffnete dem Hülfsbedürftigen die Thüre, und liebreich wurde er in der kleinen Wohnung aufgenommen. Obgleich bei dem Eintritte ihres Gastes, dessen Aussehen der Frau in mehr als einer Beziehung auffallend erschien, etwas erstaunt, hieß sie ihn doch gleich freundlich Platz nehmen und versprach, ihm in möglichster Eile ein Frühstück zu bereiten. „Ich bitt' Euch, liebe Mutter," sprach Heinrich mit matter Stimme, „gebt mir doch zuvor etwas zum Verbinden meiner Wunden am Arme, sie schmerzen mich allzusehr, ich kann sie nicht länger in diesem Zustande lassen;" mit diesen Worten schlug er die Aermel an Rock und Hembe zurück. Die Frau holte einige alte Leinwand, um den Arm ihres Gastes damit zu verbinden. Kaum hatte sie sich ihm wieder genähert, kaum Hand an das Werk zu legen begonnen, als sie mit dem Ausrufe: „Jesus Maria, was sehe ich!" den Verband fallen ließ, auf einen in der Nähe stehenden Stuhl sank und mehrere Minuten sprach- und bewegungslos blieb. Erst nachdem sie vom ersten Schrecken wieder zu sich gekommen war,

raffte sie sich wieder auf, trat näher zu Heinrich hin und sagte mit noch zitternder Stimme, indem sie mit einem nur schwer zu beschreibenden Blicke sein Angesicht betrachtete: „Herr, verzeiht mir meinen plötzlichen Schreck; ihr habt da auf dem Arme ein Muttermal, gerade wie unser Sohn, den wir als Knaben verloren haben, und als ich Euch genauer ins Gesicht blickte, glaubte ich auch hier auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und Euch zu bemerken; o sagt mir doch, wie heißt Ihr mit dem Taufnamen?“ Heinrich sagte seinen Namen, da ließ das Mütterlein seinen Arm los und sprang der Kammer zu, wo ihr Mann noch schlief. „Komm doch,“ rief sie voll Freude diesem zu, „komm und sieh! wir haben unsern Sohn wieder gefunden, unsern Heinrich, den wir seit so vielen Jahren schon verloren glaubten.“ Der Alte kam, umarmte den Jüngling und theilte die herzliche Freude seines Weibes über das so wunderbare und unvermuthete Wiedersehen ihres Sohnes. Nun mußte Heinrich Alles erzählen, was ihm noch von seiner frühen Jugend her erinnerlich war, und es traf Alles so zu, daß kein Zweifel mehr möglich war, er sei wirklich der verloren Geglaubte. Auch seine ferneren Schicksale bis zu dem Punkte, wo er vor dem, was er verbrochen, selbst zurückschaudern mußte, theilte er seinen Eltern, halb wahr, halb entstellt, mit und brach dann, indem er beider Arme ergriff und krampfhaft festhielt, plötzlich ab mit den Worten: „ja Vater, ja Mutter, ich bin euer Heinrich, euer verlorener Sohn!“

5.

Das dreißigjährige Wehe war endlich von der unglücklichen Menschheit gewichen; das Jahr 1650 kam und mit ihm die goldenen Segnungen des längst ersehnten Friedens. Allmählig kehrte wieder Wohlstand in die Gegenden zurück, wo bis dahin nur Armuth und Mangel geherrscht hatten, Saatfelder blüheten wieder an der Stelle öder Wüsten, der Weinstock bot freudige Hoffnungen dar und verarmte Familien traten nach und nach wieder in ihre frühern glücklichern Verhältnisse ein. So ging es auch Heinrichs Eltern. Aus dem Wohlstande, worin sie zuvor gelebt hatten, waren sie durch den Krieg zur bittersten Armuth herabgesunken, und nur im Drucke dieser hatten sie ihre niedrige Hütte und den Beruf der Fischerei erwählen müssen. Heinrich, ihr wiedergefundener Sohn, unterstützte sie jetzt im Gewerbe; er legte den Soldatenrock ab und ward Fischer. Durch Fleiß und Thätigkeit gelang es ihm, wieder häuslichen Segen unter die Seinigen zu bringen; aber der innere Friede und die wahre Ruhe, der höchste Segen der Menschen, wollte nie in sein Gemüth zurückkehren. Er verdiente manches schöne Stück Geld, und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine Eltern den Pachthof, den sie früher aus Noth hatten verlassen müssen, wieder beziehen konnten. Nunmehr widmete sich Heinrich dem Bauernstande; wie er zuvor rüstig den Degen geführt hatte, so lenkte er jetzt die friedliche Pflugschaar

So waren einige Jahre dahin geschwunden, Heinrich war zum gereiften Manne geworden, sein leidenschaftliches Wesen schien sich seit jenem Tage, da er den blutigen Leichnam seines Freundes vor sich liegen sahe, verloren zu haben und ein stilles, düsteres Nachdenken war an dessen Stelle getreten. Aber das Andenken an Margarethen und die Liebe zu ihr war nie aus seinem Herzen entschwunden, obschon er seit langer Zeit Nichts mehr von ihr gehört und erfahren hatte. Ein Zufall brachte ihm ihr Bild wieder lebhaft vor die Seele; ein Zufall mußte die Hand bieten, um zu bewerkstelligen, was bisher unmöglich geschienen hatte.

Schon öfter hatte Heinrichs Vater seinem Sohne angelegen, es wäre nun wohl an der Zeit, sich nach einer tüchtigen Hausfrau umzusehen. Heinrich, dessen Gemüthsstimmung durchaus nicht mit solchen Vorschlägen im Einklange stand, that jedesmal, als höre er dieselben gar nicht, und suchte die Unterhaltung stets auf andere Gegenstände zu wenden. Da geschah es eines Tages, daß der Alte, nachdem er den Markt zu Stein am Rheine besucht hatte, Abends ganz vergnügt und heiter nach Hause kam. „Mein lieber Sohn," — begann er zu Heinrich — „so lange ich dir selbst die Wahl überlasse, kommst du doch zu keiner Hausfrau, wie wäre es, wenn ich dir zu einem braven Weibe rathen würde? Auf dem Markte traf ich mit einem ehrenwerthen Manne zusammen, er ist Pächter auf einem württembergischen Hofe bei Singen, der hatte eine Tochter bei sich, die mir ganz

brav und sittsam däucht, und gewiß eine tüchtige Hausfrau für dich abgeben würde." „Heißt sie nicht Margarethe?" fragte Heinrich, der, überrascht von der Erzählung seines Vaters, derselben dießmal gegen seine sonstige Gewohnheit die strengste Aufmerksamkeit zugewandt hatte. „So viel ich mich entsinne," — sagte der Alte — „nannte sie ihr Vater bei diesem Namen; du scheinst von dem Mädchen schon zu wissen?" Heinrich war ziemlich verlegen. „Nun," fuhr der Alte fort, „wenn dem so wäre, und du sie wirklich schon kenntest, so würde die Sache bald im Reinen seyn; ich habe schon einige Worte gegen den Pächter verlauten lassen und, so viel mir schien, war er meinem Vorschlage eben nicht abgeneigt." „So werbet denn Ihr für mich," entgegnete Heinrich seinem Vater, „was Ihr ersehen habt, mag auch mir in allweg gut dünken." „Ich will's thun," antwortete der Vater, „will mit dem Pächter über die Sache reden, die Werbung bei dem Mädchen magst du dann selbst besorgen."

Von dieser Zeit an kamen die beiden Väter noch einige Male da und dort zusammen, und bald waren sie mit einander über die Verbindung ihrer Kinder einig. Eines Abends — es war im Junius 1656 — als der Pächter des Bruderhofes von einem Markte, wo er wieder mit Heinrichs Vater zusammengetroffen war, nach Hause kam, rief er beim Eintritte in die Stube seiner Tochter entgegen: „Grete, ich habe einen rechtschaffenen Mann für dich gewählt; ich denke, du wirst zufrieden mit mir seyn, denn so kann es mit

dir doch nicht immer bleiben.“ Margarethe dankte ihrem Vater für seine gute Absicht, äußerte aber dabei ganz unverholen den Wunsch, ihr doch den ledigen Stand, der ihr seit dem Verluste ihres ersten Geliebten so lieb geworden, und das fernere Bleiben im elterlichen Hause in stiller Zurückgezogenheit auch ferner gönnen zu wollen. „Schon wieder das alte Brüten und Trauern?“ — bemerkte etwas aufgebracht der Pächter, der die Weigerung seiner Tochter mehr einer Grille, als dem noch nicht erloschenen Schmerze um ihren frühern Geliebten beimaß, — „was soll das seyn? Du bist jetzt zu Jahren gekommen; wenn du noch länger zuwartest, so kannst du am Ende noch sitzen bleiben. Solche Parthieen, wie sich hier eine darbietet, macht man nicht alle Tage; dein Freier ist der Sohn eines rechtschaffenen, wohlhabenden Hofbauern, den ich schon lange kenne, den darfst du mir nicht ausschlagen; in wenigen Tagen wird er selbst mit seinem Vater hier einsprechen und um dich werben.“ „Mein Vater,“ antwortete Margarethe gelassen — „Euer Wille war bisher stets auch mein Wille, so möge es auch jetzt seyn, obgleich mein Herz Euern Wunsch nicht theilen kann; ich will den Mann nehmen, den Ihr für mich gewählt habt, vielleicht daß ich doch zufrieden mit ihm lebe, da der Wunsch der Eltern diese Verbindung schließt und ihr Segen darauf ruhen wird.“

Bald bekam Heinrichs Vater Nachricht, daß man ihn mit seinem Sohne auf dem Bruderhofe erwarte. Beide machten sich an einem schönen Tage dahin auf

den Weg. Seltsame und zweifelerregende Gedanken durchkreuzten Heinrichs Gemüth. „Wird sie mich erkennen und verschmähen? Ach, ich kann es nicht wagen, ihr unter die Augen zu treten.“ Allein die Liebe zu Margarethen, die von Neuem in vollem Maaße bei ihm erwacht war, unterdrückte solche Besorgnisse wieder und ermuthigte ihn zu neuen Hoffnungen. Sie nahmen den Weg nach dem Bruderhofe über Radolphzell und Friedingen. Wie schlug Heinrichs Herz, als er zum ersten Male wieder die majestätischen Zinnen der Feste Hohentwiel aus der Nähe erblickte! „Wie Manches, dachte er, mag sich dort geändert haben, seit ich den Berg verlassen.“ Es war in der That auch so. Seit 1650 waltete der treue Widerhold nicht mehr auf der Burg; er hatte sie als unberührte Jungfrau in die Hände seines Fürsten zurückgegeben und verbrachte jetzt den Abend seines Lebens, in ruhigem Wirken für bürgerliches Wohlergehen, ferne von Hohentwiel in der württembergischen Stadt Kirchheim unter Teck.

Als Heinrich aus dem nahen Walde die Dächer des Bruderhofes freundlich herüberwinken sahe, verdoppelte er seine Schritte; es war ihm, als sollte er fliegen, um die Geliebte seiner Jugend wieder zu sehen und in die Arme zu schließen. Vater und Sohn traten mit einander in das Haus. Heinrich wurde von Niemanden mehr erkannt, selbst von Margarethen nicht. Es war dieß auch kein Wunder, denn als blutjunger Mensch hatte er die Gegend verlassen und als gereifter Mann kehrte er nun wieder in die-

selbe zurück. Die zwölf Jahre vom achtzehnten bis zum dreißigsten hatten fast jede Spur seiner frühern Züge verwischt.

Margarethe erfuhr aus dem Munde ihres Vaters die Absicht der beiden Fremden. Als sie ihren Freier von Person betrachtete, kostete es sie — wie sie sich selbst gestand — weniger Ueberwindung, sich dem Willen ihres Vaters zu fügen, als sie früher befürchtet hatte; denn obgleich Heinrich nur in einfache ländliche Tracht gekleidet war, sah Margarethe doch beim ersten Anblicke ihres neuen Bräutigams, daß kein ganz gewöhnlicher Mensch vor ihr stehe. Das Schmerzliche, stille Leidende in seinen Zügen mußte Interesse erregen, mußte Mitgefühl erwecken in einem Herzen, das selbst so lange Zeit mit verborgenem Grame vertraut gewesen war. Heinrich nahm auch gleich in den ersten Stunden seines Umganges mit Margarethen wahr, daß sie ihm durchaus nicht abgeneigt sei. Sie war, obgleich an Jahren mit ihm vorgerückt, ganz dieselbe gute Seele geblieben, als die er sie früher stets gekannt hatte. Wie glücklich hätte er sich jetzt fühlen können, hätte seiner Seele nicht das höchste und wohlthätigste Gut gefehlt, ein gutes Gewissen. So oft er an der Thüre des Hauses gegen den Hof hin stand, und nach dem Wäldchen hinüber blickte, wo sein Freund unter seiner Hand gefallen war, stiegen schreckliche Bilder vor seiner Seele auf, sein Blick wurde finster, und nur Margarethens Bild, wenn es dazwischen trat, konnte

die trüben Ahnungen, die sein Inneres umzogen, auf Augenblicke von ihm wegscheuchen.

Als die beiden Väter sahen, daß ihre Kinder einander wirklich nicht abhold seyen, beschleunigten sie deren Verbindung so viel als möglich. Nach Verfluß von wenigen Wochen waren Heinrich und Margarethe durch Priesters Hand mit einander getraut. Aber ach! daß diese Verbindung nur so kurze Zeit währen sollte! eine schwere Hand ruhte noch auf dem Haupte dessen, der, was die äußern Verhältnisse betraf, allen Grund gehabt hätte, sich glücklich zu schätzen. Ein schrecklicher Vorbote mahnte Beide an die Trübsal, deren Kelch sie noch bis auf die Hefe zu leeren bestimmt waren.

Ruhig und nichts Böses ahnend, entschlief eines Abends Margarethe an der Seite ihres Gatten. Da trat ein schreckliches Traumbild vor ihre Augen: sie sahe auf einer rasigten Stelle eine blutrothe Blume, sie griff nach derselben, um sie zu pflücken, aber sie war unvermögend es zu thun; sie strengte all' ihre Kräfte an, faßte die Blume unten am Stengel, worauf dieser mit samt der Wurzel wich, aber die Wurzel hatte ihren Boden in einer bluttriefenden Hand, die jetzt sichtbar wurde. Als Margarethe die Hand genauer betrachtete, erblickte sie an einem der Finger einen Ring, den sie einst Friedrichen gegeben hatte. In demselben Augenblicke öffnete sich der Riß im Boden immer mehr und der Leichnam eines Mannes richtete sich empor, in der Brust eine tiefe Wunde, und das Bild war das ihres ermordeten Bräutigams.

Die Gestalt reichte ihr die Blume, blickte sie starr an und hielt ihr den Ring entgegen. Sie erwachte, wilde Schreckbilder umgaukelten ihre Phantasie, bis sie endlich erschöpft und ermattet von dem Eindrucke der Erscheinung, wieder einschlief. Aber bald trat ein neues, nicht minder fürchterliches Traumgesicht vor ihre aufgeregten Sinne. Sie sahe Friedrich und Heinrich gegen einander im Kampfe entbrannt, wie damals zu Hohentwiel, wo sie beide von einander zu trennen bemüht war, sah, wie Heinrich seinem Gegner den Degen in die Brust stieß, ihn noch lebend in die Erde graben wollte und dieser, schon halb verscharrt, jenem mit Kopf und Händen entgegenstrebte. „Heinrich!" rief Margarethe noch halb schlafend, „o Heinrich, du Mörder meines Bräutigams!" allein ihr Ruf weckte den neben ihr ruhenden Gatten nicht. Sie entschlief wieder und als sie des Morgens erwachte, stand der Angstschweiß noch in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Sie erzählte Heinrich Nichts von Allem, denn schon seit einigen Tagen hatte sie, mehr als je, Spuren eines geheimen Grames in seinem ganzen Wesen wahrgenommen.

„Margarethe," sagte Heinrich beim Frühstücke, „ich will heute ins Freie; die Wiese am Walde ist noch abzumähen; eine Bewegung wird mir gut thun, mir ist heute gar nicht recht wohl; Mittags komme ich nicht nach Hause, du kannst mir mein Abendbrod auf das Feld bringen." Mit diesen Worten verließ er das Haus und ging seinem Geschäfte nach. Nach einigen Stunden begab sich auch Margarethe auf die

Wiese, um nach ihrem Manne zu sehen. „Du bist fleißig gewesen, mein Lieber,“ sagte sie zu ihm, „wie wäre es, wenn ich dir doch dein Mittagessen herbrächte?“ „Ich spüre kein Bedürfniß,“ entgegnete Heinrich, „vielleicht wird das Abendbrod mir besser schmecken; aber auch dieses will ich erst genießen, wenn die ganze Wiese abgemäht ist, und sollte mich auch der Mond noch bei dem Geschäfte finden.“ Margarethe entfernte sich und Heinrich fuhr rüstig in seiner Arbeit fort.

Die Sonne ging unter; Margarethe kam mit dem Abendbrode. „Laß mich,“ sprach Heinrich, „ich esse nicht, bis jenes Stück vollends abgemäht ist.“ Betrübt über die ihr unerklärliche Stimmung ihres Mannes kehrte Margarethe in das Haus zurück und Heinrich ergriff wieder die Sense, um den kleinen Rest des Grases, welcher noch stand, vollends abzumähen. Der Mond warf seine Strahlen auf das Werkzeug, daß es wie Feuer in dem Grase flammte. Mit einem Male, als Heinrich von Neuem die Sense schwang, blieb diese am Boden hängen, er suchte sie loszureißen, da knarrte es fürchterlich und ein Todtenkopf lag vor seinen Füßen, an dem noch schwarze Haarlocken sichtbar waren. Es war Friedrichs seines erschlagenen Freundes Kopf und dieß die Stelle, wo er selbst vor zwölf Jahren den Stahl in dessen Herz gestoßen hatte. Die Sense entfiel seinen Händen, er sank auf den Boden nieder, ergriff den Schädel, und das Haupt des Lebenden neigte sich hinab auf das todte. Ein kalter Fieberfrost durchrieselte seine Gebeine, starr und unverwandt haftete sein Blick

auf dem Todtenkopfe. Der volle Mond beleuchtete die schreckliche Scene. So fand Margarethe bei ihrer Zurückkunft ihren Gatten: kein Wort entfloh seinen Lippen. Sie knieete neben Heinrich nieder. Seine Hände und Füße waren schon erstarrt wie bei einem Todten. „Heinrich, mein Gatte, was ist dir!?" rief sie ihm in das Ohr, da richtete er seinen Blick empor und hielt noch den Todtenschädel in den Händen. „Ich bin — der Unglückliche — stotterte er, schon sterbend — Friedrichs Mörder — mein Grab neben ihm!" Dieß waren seine letzten Worte, sein Haupt sank zurück und Heinrich verschied in Margarethens Armen. Sein Leichnam wurde auf derselben Stelle begraben, wo man am folgenden Tage noch die Reste Friedrichs fand.

Seit jener Zeit heißt diese Wiese die Heinrichswiese und im Munde der Seebewohner geht noch heute die schreckliche Sage.

V.

Das Nebelmännlein.

— In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer blinkt. Mit furchtvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter steh'n, den Zauber anzuschauen.

Wieland.

1.

An der untersten Bucht des Ueberlinger See's, ungefähr eine Stunde rechts von der Straße, die von Radolphszell nach Stockach führt, blicken, auf schroffen Felsen gelagert, die Ruinen der uralten Burg Bodmann aus dem Schatten dunkler Buchenwälder hervor. Hier wohnte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein wackerer Ritter, Heinrich von Bodmann genannt, ein Held voll jugendlicher Kraft, kaum eingetreten in die ersten Jahre des Mannesalters. Vor wenigen Monden erst hatte er ein jugendliches Weib heimgeführt, an deren Seite er nun die glücklichsten Tage zu verleben hoffte, aber nur zu bald entschwand diese Hoffnung seinen Blicken wieder, als der Ruf von der Noth des Kreuzes in Palästina auch bis in die Burg Bodmann drang und die Kunde kam, wie der

Heldengreis Barbarossa sich an die Spitze der Kreuzfahrer gestellt habe, um das durch Sultan Saladin den Christen entrissene Jerusalem wieder zu erobern. Heinrich vernahm zugleich, daß alle Ritter im Höhgau und an den Ufern des Bodensee's das Kreuz genommen und dem Zuge zu folgen entschlossen wären, ja, daß der Ruf für die heilige Sache der Christenheit selbst dem Wehrwolfe von Hohenkrähen das sonst so felsenharte Herz bewegt habe. Wie hätte nun er, der für einen der Bravesten im ganzen Gaue galt, wenn es darauf ankam, eine edle Sache zu vertheidigen — wie hätte er allein sich dem allgemeinen Aufgebote entziehen können? Festen Sinnes trat er vor seine junge Hausfrau und kündigte ihr seinen frommen Entschluß an, und obschon er den Thränen der Bittenden, die erst so kurze Zeit des ehlichen Glückes mit ihm genossen, kaum zu widerstehen, kaum die trüben Ahnungen, die sein eigenes Herz erfüllten, zu beschwichtigen vermochte, wußte er doch all die weicheren Gefühle für dießmal zu unterdrücken, denn es war Gottes Sache, es war die Ehre, die ihn mahnte — ein stärkerer Ruf als Frauenliebe. „Wenn ich nach Jahresfrist, an demselben Tage, an welchem ich von dir scheide, nicht wieder kehre, so darfst du meiner nicht mehr harren." Dieß waren Heinrichs letzte Worte, bei welchen er den Abschiedskuß auf die Lippen seiner gebeugten Gattin drückte.

Kriegsfrohen Blickes, aber niedergeschlagen und düster in der Tiefe seines Herzens, schloß Heinrich von Bodmann sich dem Zuge der Höhgauischen Ritterschaft

an. Es war ein stattliches Heer von Herren und Knechten, was dieser einzige Gau ausgesandt hatte. Allein, so viele auch herrlich ausgezogen waren, so wenige sollten — und auch diese Wenigen arm und elend genug — die Heimath wieder sehen. Mehr als 150,000 streitbare Männer, alle mit dem Kreuze bezeichnet, waren unter ihrem wackern Führer, Kaiser Friedrich dem Ersten von Hohenstaufen, im Mai 1189 nach Palästina aufgebrochen. Glücklich hatte dieser Kreuzzug begonnen; durch tausend Fährlichkeiten führte der Heldengreis seine Krieger bis an die Gränzen Syriens, aber sein jäher Tod in den Fluthen des Kalycadnus vereitelte mit einem Male all die schönen Hoffnungen der Kreuzfahrer. Des Kaisers Sohn übernahm jetzt die Führung des Heeres und zog bis vor Antiochien. Aber hier begannen erst die eigentlichen Leiden der frommen Kämpfer: eine fürchterliche Pest raffte den größten Theil derselben dahin und die blutige Belagerung von Ptolemais, wobei die Meisten der übrig Gebliebenen von dem Schwerte der Saracenen niedergemacht wurden, benahm vollends alle Aussichten auf die Wiedereroberung Jerusalems.

Nach so vielen Leiden und gescheiterten Hoffnungen hatte der kleine Rest der Kreuzfahrer keine andere Wahl mehr, als wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne die Stätte gesehen zu haben, wo der Erlöser das Licht der Welt erblickt, und für die Menschheit am Kreuze geblutet hatte. Theils in kleinen Schaaren, theils einzeln sah man jetzt allenthalben solche Unglückliche auf dem Wege zur Heimath,

besonders Krieger aus Deutschlands Gauen. Halb krank und oft des Nöthigsten ermangelnd zogen sie einher, das wahre Bild menschlichen Elends. Unter der Zahl dieser Unglücklichen befand sich auch Heinrich von Bodmann. Die Meisten seiner Waffengenossen hatte er durch das Schwert der Ungläubigen oder durch das Gift der Krankheit dahin sterben sehen: er allein war unter allen Gefahren wohlbehalten, oder — so dachte er selbst — für größere Leiden aufgespart geblieben. Schon seit einigen Tagen hatte er sich von den wenigen Landsleuten, die mit ihm den Heimweg suchten, getrennt; denn, obgleich seine Lage der ihrigen ganz gleich war, fühlte er stets doppelten Schmerz, wenn er Andere in Jammer und Elend neben sich erblickte. So zog er eines Tages ganz traurig und mißmuthig durch eine öde, von der Sonnengluth ganz ausgebrannte Gegend. Matt und müde schleppte er sich eine lange Strecke Weges hin, bis er endlich einen einzeln stehenden Palmbaum antraf, dessen weit=ragendes Schattendach zur ersehnten Ruhe einlud. Heinrichs einzige Habe bestand noch in einer Kürbis=flasche, die leer an seinem Gürtel herabhing; alles Andere hatte er verkaufen müssen, um sich die nöthig=sten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; selbst sein treues Roß, das ihn zu manchem Streite getragen hatte, war fremdes Eigenthum geworden, sowie seine Rüstung, und sein unzertrennlicher Begleiter, sein gutes Schwert. Die Stelle des letztern mußte ein dicker Knotenstock vertreten, als Beschützer gegen etwaige Feinde, die solche Gegenden zu beunruhigen pflegten.

Unter trübem Nachdenken über den Wechsel seines Schicksals, wie er früher reich, und jetzt so gar entblößt von allem Nothwendigen war, wie er früher im ritterlichen Schmucke prangte, jetzt kaum noch ein schmutziges Bettlergewand besaß, schlummerte endlich der ermüdete Wanderer ein. Nun aber umgaukelten holde Bilder des Traumes seine Seele. Seine Phantasie trug ihn hinüber an die blühenden Ufer des heimathlichen See's, es däuchte ihm, er wandle an der Hand seiner holden Gattin über die blumenreichen Matten unter seiner väterlichen Burg und höre den Gesang der Vögelein, deren vielstimmige Weisen hell erklangen durch die blüthenreichen Bäume. Doch in diesem süßen Genusse wurde er auf Einmal gestört; es war ihm, als ob eine Hand ihn rüttle, und er erwachte. Zornig erhob unser Ritter seinen Knotenstock, um sich zu rächen an dem, der ihn so unberufen in seinem Traumglücke gestört hatte, da ward sein Arm sanft zurückgehalten und er sah neben sich ein Männlein von ganz kleiner Statur stehen. Das Männlein war anzuschauen wie jener Zwerg Albrich, der, wie die Sagen melden, den gehörnten Siegfried auf allen seinen Abenteuern begleitet hatte: der lange weiße Bart reichte hinab bis zu den winzigen Füßlein und um seinen bunten Rock zog sich ein Ledergürtel, an welchem eine Kürbisflasche hing, fast so groß als des Männleins Kopf selbst war. Mehr überrascht über den seltsamen Anblick, als in Schrecken gesetzt, fuhr Heinrich den Gnomen fast zornig an: „Was hast du für Freude daran, du boshaftes, kleines

Ding, mich Unglücklichen aus meinem süßen Wahne zu wecken? Weißt du nicht, daß der Schlaf mit seinen Träumen das einzige Glück des Leidenden im Erdenleben ist?" „Nicht so zornig, Herr Ritter," erwiederte das Männlein mit gar lieblicher Stimme; „nicht aus Bosheit, oder um Euch zu gefährden, habe ich Euch geweckt, es geschah vielmehr aus lauter Sorgfalt, denn leicht hätte Euch, während Ihr so sorglos schliefet, irgend ein Unglück in dieser unsichern Gegend zustoßen können. Freilich, wenn einen so süße Träume aus der Heimath umgaukeln und man wird so unversehens daraus gestört, da kann man leicht zornig werden, darum verarge ich Euch Euern Unwillen auch nicht im Mindesten.

Erst bei den letzten Worten des Zwerges wurde das Staunen des Ritters rege; jetzt erst betrachtete er seinen kleinen Gast etwas genauer und „wer bist du denn," fragte er ihn, „daß du dieß Alles weißt?" „Es müßte Einer wenig verstehen," erwiederte das Männlein, „wenn er aus dem süßen Blicke, womit Ihr erwachtet, nicht auf große Wonne und Freude, die ihr im Schlafe genossen habt, schließen könnte, und da Ihr, wie ich sehe, einer von denen seyd, welche den Weg zur Heimath suchen, so konntet Ihr wohl von nichts Süßerem, als von der Heimath und von dem Wiedersehen der Eurigen, besonders Eurer holdseligen und jugendlichen Gemahlin geträumt haben." „Du steigerst meine Neugier, anstatt sie zu stillen," fiel Heinrich ein, „woher weißt du denn, daß ich eine jugendliche Gemahlin habe?" „Das ist nicht weit

herzuholen," versetzte der Kleine, „seyd Ihr doch selbst noch ein junger und stattlicher Rittersmann, wenn Euch schon die Pest vor Antiochien und Ptolemais ein wenig hart zugesetzt und Eure Wangen gebleicht hat. Wisset Ihr nicht, vom Mann schließt man auf die Frau, freilich nicht in allen Dingen, z. B. in der Treue, denn die hat nur Ein Mal sich bei den Frauen herrlich erwiesen, nämlich bei Weinsberg, in den Tagen des erlauchten Königes Conrad; seit jener Zeit ist sie ein selten Gut geworden, das überall, wo man es findet, theuer bezahlt wird. Wohl gibt es noch in deutschen Landen manch frommes Weib, aber man hat doch auch neuerdings viele Beispiele, daß solche Treue nur währete, bis der Gemahl von dannen zog. Da heißt es denn gemeiniglich:

Wohl aus den Augen, aus dem Sinn,
Zu Andern fliegt mein Herze hin!

absonderlich, wenn die theuern Eheherrn lange nicht wiederkehren und die versprochene Frist nicht halten." Als das Männlein die letzten Worte sprach, durchfuhr ein schrecklicher Gedanke die Seele Heinrichs. Schmerzlich wurde er an das Versprechen gemahnt, das er seiner Gattin beim Scheiden gethan und bis zur Stunde noch nicht erfüllt hatte, sichtbar erschienen wieder Furchen auf seiner Stirne, die kurz vorher vor der Wonne des gehabten Traumes verschwunden waren, er wandte sich ab von seinem Gefährten und verfiel auf's Neue in trübsinniges Nachdenken. „Was fehlt Euch denn, Herr Ritter?" sprach jetzt tröstend das Männchen, indem es Heinrichs Hand ergriff; „haben Euch meine Worte

so schnell in Trauer versetzt, so sollte mir das von Herzen Leid thun. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zu der Zahl jener Unglücklichen gehöret, deren Leiden durch düstere Blicke in die Zukunft noch vermehrt wird, deren Heimkehr in's Vaterland nicht ein Weg zur Freude, sondern zu Schmerz und Kummer ist. Was es auch sei, fasset Muth, mein Lieber, und wenn trübe Gedanken Euch quälen, lasset sie uns verscheuchen mit einem guten Trunke, der Euch bei Eurer Müdigkeit und bei der brennenden Glut der Sonne gewiß wohl bekommen wird." Mit diesen Worten nahm der Zwerg seine Flasche von der Seite und reichte sie dem Ritter hin. „Da trinket, mein Freund, es ist nichts Schlechtes, was ich Euch biete, kein Muselmannentrank, sondern Saft, der aus den Beeren edler Reben quillt, ganz dazu gemacht, Sorgen und Grillen in den Wind zu scheuchen."

2.

So wenig der Ritter von Bodmann noch vor wenigen Augenblicken zur Lustigkeit gestimmt war, — jetzt, als er die Flasche erblickte, welche das Männlein ihm mit beiden Händen entgegenhielt, und die wohl gerne halb so viel wägen mochte, als der Besitzer selbst, konnte er sich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln: denn auch im größten Schmerze kann oft ein scherzhafter Eindruck eine heitere Stimmung für den Augenblick erzeugen. „Nun, Ihr lachet, Herr Ritter," fuhr der Kleine fort, „daß ich so ein großes Trinkgefäß mit mir herum trage; wisset, mir geht es damit

wie dem kleinen Roland mit seinem Schwerte: „„ein kleiner Mann, ein großes Pferd, eine kleine Hand, ein großes Schwert"" — und heute habe ich dazu noch guten Vorrath, es ist, wie wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Gast bekomme. Ich will Euch einmal Eins vortrinken nach Schwabenbrauch, damit Ihr wegen des Trunkes keine Besorgniß heget." Dieß sprechend, that der Kleine einen wackern Zug und hob dem Ritter die Flasche zum zweiten Male entgegen. Nach einigem Sträuben nahm Heinrich das Gefäß und setzte es an den Mund, aber nur um seinen brennenden Durst zu stillen, nicht um sich gütlich zu thun. „Das ist nicht getrunken, wie die Schwaben trinken," scherzte der Zwerg, „das ist nur genippt, wie die Jungfrauen in unsern Tagen zu thun pflegen; „„ein großer Krug, ein großer Zug,"" das ist mein Wahlspruch; wenn ich schon nicht groß bin, im Trinken nehme ich es doch mit Manchem auf. Oder schmeckt Euch vielleicht mein Wein nicht, Herr Ritter? Ihr seyd wohl eine andere Sorte gewöhnt, wenn auch nicht bessern, doch heimathlichen, etwa den von den Ufern des Bodensee's: der ist aber nicht meine Liebhaberei; wenige ausgenommen, sind die Seeweine allzumal sogenannte Krätzer, bei denen man, wenn man sie getrunken, auf der Hut seyn muß, daß nicht" — hier unterbrach der Ritter des Männleins Rede: „wie weißt du denn, daß die Ufer des Bodensee's meine Heimath sind?" „Das wäre schlecht," erwiederte der Kleine, „wenn ich dieß nicht aus Eurer Sprache schließen könnte." „Aber," fuhr der Ritter neugierig

fort, „wie kommst du zu solcher genauen Ortskenntniß in meinem Vaterlande?“ „Nun,“ entgegnete das Männlein, „ich bin, wie Ihr sehet, schon etwas vorgerückt an Jahren, habe manches Land gesehen und mancherlei Erfahrungen gemacht; warum sollte ich gerade Eure Heimath, die lachenden Ufer des Bodensee's und das wunderschöne Höhgau nicht kennen, wo so viele stattliche Burgen prangen, deren manche so schön im See sich spiegelt, wie die Nellenburg, Bodmann u. A. — doch, was schwatzen wir lange in dieser unwirthbaren Gegend; steht auf und kommt mit mir in meine Wohnung, da können wir bei einem Kruge von Eurem Lieblingsweine baß mit einander plaudern. Vielleicht mundet Euch dann jener besser, als dieser hier aus der Kürbisflasche, auch besitze ich zu Hause eine größere Auswahl.“

Die trauliche Rede des Männchens hatte auf den Ritter einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er die Einladung nicht hätte annehmen sollen, zu dem war es allmählig Abend geworden, wo man sich nach einem angestrengten Tagesmarsche wohl nach Ruhe sehnt. Heinrich folgte willig seinem voranschreitenden Führer und obwohl er Anfangs geglaubt hatte, nur wenige Schritte machen zu können, fühlte er sich doch, wie von einer höhern Macht, wunderbar gestärkt auf seinem nunmehrigen Wege. Sie mochten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, als Heinrich bemerkte, wie die Gegend nach und nach ein ganz verändertes Aussehen gewann; die langweilige Ebene verlor sich allmählig in einen reizenden, zu beiden

Seiten von hohen Felsen begränzten Thalgrund. „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen, Herr Ritter," begann der Zwerg nach langem Schweigen, „wir sind bald zur Stelle, dort drüben ist meine Wohnung." Dabei deutete er auf eine Felsenwand, die sich rechter Hand nicht ferne von unsern Wanderern erhob. Bald waren sie daselbst angelangt; aber, statt daß, wie Heinrich wähnte, etwa ein Felsensteig zu einer hochragenden Burg hinaufführte, öffnete sich unten am Felsen ein kleines Pförtchen, welches den Eingang in eine dunkle Höhle bildete. Hier wurde dem Ritter zum ersten Male unheimlich, denn er merkte an Allem, was er sahe, gar wohl, daß sein gastfreundlicher Führer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, sondern ein höheres — ob gutes oder böses, das wußte er eben nicht — Wesen seyn müsse. Zögernd blieb er daher an dem Eingange der Höhle stehen. Dem Kleinen entging die Stimmung des Ritters nicht, „ei, ei," rief er spöttelnd, „wie stimmt Rittersinn und Verzagtheit zusammen? im Gewühle des Streites fest stehen und dem Tode kühn in's Auge blicken, und dann wieder Furcht hegen, wo so wenig Ursache dazu ist; wie soll sich das reimen!" „Im Freien, unter Gottes Sonnenlichte," erwiederte Heinrich, „habe ich noch nie gezagt, aber im Dunkeln, und bei solchen Umgebungen, da gilt nicht die Mannheit; — indessen, was habe ich denn zu verlieren?" Mit diesen Worten trat er durch das Pförtchen. Zuerst mußten sie mit Mühe den Weg durch den schmalen Gang suchen. Weniger verlegen war dabei das Männlein; aber der

Ritter von Bodmann war von gar hohem Wuchse und mußte sich oft bücken; auch war er, der nur gewohnt war, durch hohe Bogenhallen und Gemächer der Burgen zu schreiten, noch nie solche Wege gegangen.

Lange stiegen sie abwärts, der Gang erweiterte sich allmälig und es fing nach und nach an heller zu werden. Aber die Helle, welche den Gang erleuchtete, war nicht jene Helle des Tageslichtes, sondern der Glanz helle leuchtender Metalladern, die von beiden Seiten her die Höhle durchstrahlten. Nach einiger Zeit gelangten sie an eine glänzende Pforte, die sich auf eine sanfte Berührung des Gnomen alsbald vor ihnen öffnete. Und nun stellte sich dem Ritter ein Anblick dar, den er von ferne nicht geahnet hatte. Sie standen in einem hochgewölbten, hellerleuchteten Saale; Wände, Bodendecken, Tische, Stühle, kurz alles Geräthe, was er erblickte, war eitel Crystall. Herrliche Teppiche und Polster, von einer Pracht, wie Heinreich sie bisher kaum an den Höfen der reichsten Fürsten und Könige gesehen hatte, bedeckten den Boden des weiten Gemaches. „Nun, wie gefällt es Euch hier in meiner Wohnung," fragte der Berggeist den erstaunten Ritter, „nicht wahr, man sollte nicht glauben, daß man zehn Klafter tief unter der bewohnten Erde solche Helle fände? Doch, laßt uns jetzt nach der Mühe eines so langen Weges niedersitzen, und einen Trunk thun auf ächte deutsche Art; zu meinem Keller habe ich nicht weit." Auf einen sanften Fußtritt des Herrn dieser unterirdischen Herrlichkeiten wich der Boden zurück und in wenigen

Augenblicken umgab den auf ein weiches Polster gelagerten Ritter ein ganzes Heer crystallener Krüge, angefüllt mit allen Sorten köstlicher Weine. „Wählet jetzt, edler Herr,“ sprach nicht ohne Selbstgefälligkeit das Männlein, „von welchem der Krüge ich Euch kredenzen soll. Doch, zuvor will ich Euch mit Eurer Umgebung näher bekannt machen, damit Ihr Euch nicht so lange zu besinnen habt. Die linke Reihe dort enthält Seeweine von der Schweizer Seite, die aber alle nichts taugen, mit einziger Ausnahme des rothen in dem großen Kruge dort. Der stammt aus dem Thurgau; Schweizer aber haben ihn nicht gepflanzt, sondern ein edler Ritter aus Schwabenland, ein ächter Liebhaber von Wein und Minnesang hat ihn gebaut auf den Rebhügeln, die sein Schloß umgeben, wo vor uralten Zeiten der heilige Eppo eine Zelle oder Haus erbaut hatte, das man nachher Eppishausen nannte.“ „Es lebe der edle Schwabenritter, mein Landsmann,“ rief jetzt Heinrich von Bodmann aus, dem ein tiefer Zug aus dem großen Kruge die Zunge gelöst hatte und voll Freude stimmte der kleine Wirth in den Jubelruf seines Gastes ein. „Die andern auf dieser Seite,“ fuhr jetzt das Männlein in seiner Belehrung fort, „z. B. der Rheinecker, Steinacher u. A. können Euch nun nimmer schmecken, wir wollen daher zu der Reihe rechts, zu Euren eigentlichen Landsleuten, den Weinen von der Schwabenseite übergehen. Da ist einer darunter, den goldgelben in dem zweiten Kruge dort mein' ich, den werdet Ihr wohl kennen, er ist eigentlich nicht mehr

zu den Seeweinen zu zählen, denn er wird im Höhgau gebaut, an der hohen Felsenburg, die man Twiel nennt." „Das ist ja mein nächster Nachbar," rief Heinrich von Bodmann aus, und griff nach dem Humpen, den ihm das Männlein entgegen hielt. „Ja," fuhr er fort, nachdem er das Gefäß bis auf den Grund geleert hatte, „ihr Mönche, die ihr zu Herzog Burkhardts Zeiten eure Behausung auf der stattlichen Feste hattet, ihr wäret gewiß nicht in das niedrige Stein am Rhein herabgewandert, wenn ihr geahnet hättet, daß hundert Jahre später dem Berge solch köstliches Gewächs entsprossen würde. Doch, besser ist's, daß edle Ritter jetzt diesen Rebensaft trinken, als dergleichen faule Bäuche!"

„Aber, Freund Kleinmann, bisher hast du mir mit lauter Weinen aus der Nachbarschaft zugesprochen, und noch mit keinem aus meiner eigentlichen Heimath; den Königswein, meine ich, der um meine Burg Bodmann wächst, den liebe ich vor allen am Meisten." „Das Beste kommt erst nach," entgegnete der Zwerg. „Mit Nichten," rief Heinrich, „sondern man gibt zuerst den guten Wein, dann erst den schlechten, denn gegen das Ende hin unterscheidet man nicht mehr so strenge." Kaum hatte der Ritter ausgesprochen, als das Männlein ihm schon einen gefüllten Humpen darreichte. Begierig führte er ihn zum Munde, aber mit saurer Miene warf er denselben gleich wieder von sich. „Dießmal hast du mich recht angeführt, loser Schalk; an deinen Kopf gehörte das Gefäß: das ist ja Sipplinger Essig, bei dem man sich Nachts im Bette

umwenden muß, daß er Einem nicht ein Loch durch den Magen frißt.“ „Ach, verzeiht, edler Herr,“ sprach gleichsam abbittend und doch schelmisch zugleich der Zwerg, „ich habe mich geirrt; die Krüge standen so nahe bei einander, daß sie verwechselt wurden. Da hier ist der rechte, der mag Euch den sauern Mund wieder süß machen.“ Mit diesen Worten füllte er einen neuen Humpen aus einem andern Kruge. Aus seinem Schäumen erkannte Heinrich gleich, daß dieß Wein aus dem Königsgarten war, wo König Karl der Dicke die ersten Reben gepflanzt hatte. Begieriger, als bei allen bisherigen Weinen, faßte der Ritter von Bodmann dießmal den Humpen. „Sei mir willkommen, du königlicher Rebensaft aus meiner Heimath, du bist der erste Tropfen, den ich nach langer Entbehrung wieder koste, du sollst mir schmecken vor allen andern.“ Mit wenigen Zügen war der Pokal geleert und schon hatte sein kleiner Wirth wieder einen zweiten gefüllt. „Herr Ritter,“ sprach der Kleine, während er ihm denselben kredenzte, „wenn Euch dieser Wein in meiner Behausung und aus eines so unansehnlichen Mundschenken Hand so herrlich mundet, wie muß er erst in der Heimath schmecken, wenn ihn eine holdselige Gemahlin mit lieblich lächelndem Munde kredenzet.“ „Was mahnst du mich da an die Heimath, du Knirps,“ rief unwillig der Ritter, „und an ein holdes Weib, die ich, ach, vielleicht beide auf ewig missen muß!“ Mit diesen Worten war Heinrichs Frohsinn, den die Weingeister auf einige Zeit herbeigerufen hatten, auf

einmal verschwunden und Furchen des Trübsinnes nahmen wieder auf seiner Stirne Platz. „Ihr müßt nicht alle Hoffnung fahren lassen," tröstete ihn das Männlein, „vielleicht seid Ihr Eurem Ziele näher, als Ihr selbst glaubt." Heinrich: „Nach Jahresfrist habe ich heimzukehren versprochen, und diese ist bereits verstrichen; der Maimond, in welchem ich von ihr, der Theuren, schied, ist seit meiner Abreise von Hause wieder gekehrt und bereits wieder entschwunden. Wird sie wohl meiner noch harren?" Zwerg: „Das ist eine Frage, die sich erst lösen wird, wenn Ihr zur Stelle seyn werdet." H. „Das ists gerade, warum ich so traurig bin; ein weiter Weg liegt zwischen mir und meiner Heimath, welch lange Zeit wird wohl erfordert, solchen zurückzulegen." Z. „Schneller, als Ihr wähnet, könnt ihr unter gewissen Bedingungen wieder zu Hause seyn, und wenn ihr nur wollt, so kann ich, so klein ich auch bin, Euch hiezu Rath schaffen." H. „Da müßtest du in der That mehr vermögen als andere, sogar außerordentliche Menschen; denn daß du unter die letztere Classe gehörst, davon habe ich mich längst auf das deutlichste überzeugt." Z. „Das hoffe ich auch in der That, doch, ich will mich kurz fassen: wenn ich Euch bis morgen mit dem Frühesten vor Eure Burg bringe, gewährt Ihr mir dann eine Bitte?" H. „Wenn du dieß zu thun im Stande bist, will ich dir erfüllen, was du verlangst, wenn es nur in meinen Kräften steht und mein und der Meinigen Seelenheil nicht betrifft." Z. „Nichts von allem diesem; ich bin kein

böser Geist; — meine Bitte ist ganz einfach und hängt mit dem zusammen, was meines Amtes ist. Ihr habt gesehen, Herr Ritter, daß ich ein Liebhaber von Weinen bin, deren ich auch einen guten Vorrath von allen Sorten besitze. Meinen ganzen Weinvorrath nun verdanke ich einzig und allein dem Nebel; denn was in den Rebbergen aller Länder durch diesen zu Grunde geht, das fällt in meinen Keller; darum nennen mich auch die Leute insgemein das Nebelmännlein, weil ich vom Nebel meinen Unterhalt ziehe. An Seeweinen aber bekomme ich bei Weitem am Wenigsten, weil die Leute dort gewöhnt sind, durch Läuten den Nebel zu vertreiben. Bei den meisten dieser Weine kümmert mich das freilich nicht; aber von Eurem Königsweine möchte ich doch mit Hülfe des mir dienstbaren Nebels mehr erhalten. Wollt ihr mir nun meine Bitte gewähren, und in Eurem Königsgarten nicht mehr läuten lassen, wenn mein Freund Nebel seinen dichten Mantel über denselben ausbreitet, damit auch mir etwas von seinem köstlichen Rebensafte zufällt." „Von Herzen gerne," erwiederte Heinrich von Bodmann; „es soll von nun an sowohl von mir als von meinen Nachkommen, bis auf ewige Zeiten, so gehalten werden wie du wünschest; man soll kein Läuten mehr im Königsgarten hören; aber erfüllen mußt auch du mir, was du verheißen hast, Freund Nebelmännlein! hier mein Ritterwort und Handschlag." „Von mir ein Gleiches," sprach das Männlein, indem es des Ritters kräftigen Handschlag erwiederte; „jetzt laßt uns aber unsern Pact

mit etlichen Humpen Rebenblut versiegeln, und der erste werde auf das Wohlseyn Eures Weibes geleert, die ihr bis morgen wieder sehen sollt." „Es sei," rief der Ritter von Bodmann; „für das Uebrige lasse ich dich sorgen, mein kleiner Freund!"

Von beiden Seiten wurde nun einander wacker zugesprochen und mancher Humpen mit Königswein geleert. Bei Heinrich äußerte sich bald die Kraft dieses edlen Saftes, während das Männlein noch manchmal den Tummler führte. Freund Nebel stellte sich ein und wiegte unsern Ritter in einen süßen Schlummer.

3.

„Wo bin ich?" rief Heinrich von Bodmann, als er des andern Morgens frühe wieder erwachte. Das Crystallgemach und das Nebelmännlein waren verschwunden; — er lag auf einer blumenreichen Wiese an den Ufern des heimathlichen Sees. Lange sann er hin und her, ob Alles nicht ein bloßer Traum wäre, allein er sah nur allzu deutlich, wie die Burg Bodmann so lieblich von ihrer Höhe herabschaute und sich in den Wellen des Sees spiegelte. „Du bist es, du lange entbehrtes Haus der Heimath," rief er voll Wonne aus: „es ist kein Traumbild!" und ohne Verzug schickte er sich an, den Felsensteg zu besteigen, der sich ihm nicht ferne zeigte. „Aber, wird sie mich auch noch erkennen, die Theure, in meiner armseligen Gestalt; wird sie mich nicht verschmähen, oder hat sie schon einen Andern zu ihrem Herzgespielen erwählt?" Unter solchen widerstreitenden Gedanken stieg er den Burgweg hinan.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf einmal liebliche Töne von Lauten, Harfen und Pfeifen ihm entgegen klangen. Je näher er dem Thore der Burg kam, desto lauter ertönte der Schall des Spieles. „Was bedeutet das Alles?“ fragte Heinrich erstaunt einige Leute, die ihm festlich gekleidet unter dem Thore begegneten. „Kommet und sehet selbst,“ war die Antwort. Er trat ein; Niemand wollte ihn mehr erkennen. Einige Burgleute, welche im Hofe standen, trieben sogar, als sie ihn erblickten, ihr Gespötte mit ihm, indem sie sagten: „was will denn dieser Bettler in seinen Lumpen am heutigen Festtage hier? Der wird große Freude machen unter all den geputzten Herren und Frauen.“ Dieser Spott betrübte den Ritter im Innersten seines Herzens. „Ach, dachte er bei sich, bin ich durch mein Elend meinen eigenen Dienern so unkenntlich geworden, daß sie mich verachten und meiner spotten: welche Aufnahme werde ich erst bei meiner Gemahlin zu gewarten haben! Traurig schritt er durch die Räume der Burg; er war jetzt an den Gemächern angelangt, aus denen der Schall der Lauten, Harfen und Pfeifen kam und wollte eintreten. Da begegneten ihm einige Thürhüter mit barschen Worten: „was willst du hier, armseliger Bettler? solche Leute braucht man heute nicht!“ Dergleichen und andere böse Reden verschwendeten sie an Heinrich, doch dieser ließ sich nicht abschrecken, drang mit Gewalt durch und „kennt ihr mich nicht mehr, ihr Wichte,“ rief er jetzt zornentbrannt den Knechten entgegen, „kennt ihr mich

nicht mehr in meiner armseligen Gestalt, mich, der ich euer Herr und Gebieter bin, so sollt ihr es jetzt fühlen!" Mit diesen Worten schwang er rechts und links kräftig seinen Knotenstock und bahnte sich leicht einen Weg durch die Schaar der Feiglinge. Die meisten flohen und so trat er ungehindert in das wohlbekannte Gemach der Burgfrau.

Traurig saß Adelheid von Bodmann in ihrem Kämmerlein, während Alles um sie herum lustig und voll ausgelassener Freude war. Lange war es ihr gelungen, einen zudringlichen und mächtigen Freier abzuweisen, indem sie vorgab, daß die Frist noch nicht verflossen wäre, nach welcher ihr Gemahl wieder zu kehren verheißen hatte. Endlich konnte sie nicht mehr verhehlen, daß dieselbe längst schon überschritten war. Der Freier drang mit Ungestümm auf die Erfüllung seiner Wünsche, ihre Verwandten selbst redeten ihr mit aller Macht zu, und Adelheid ließ sich, wiewohl mit heftigem Widerwillen, überreden, weil der Freier, ein mächtiger Ritter des Höhgau, sich hoch und theuer vermaß, fürchterliche Rache an der Edelfrau von Bodmann und ihrem ganzen Geschlechte zu nehmen, wenn sie ihm ihre Hand länger verweigern würde. Heute war der Tag, der über ihr Schicksal entscheiden sollte; in wenigen Stunden sollte sie dem aufgedrungenen Freiersmanne vor dem Altare die Hand reichen. Darum war sie so traurig; sie hatte schwarze Kleider angelegt, denn dießmal dünkte ihr der Gang zum Brautgemache ein Gang zum Grabe zu seyn.

Kaum blickte Adelheid auf vor lauter Betrübniß,

als der Mann in der armseligen Gestalt zu ihr hereintrat. Auch Er schlug, aus Scham über sein Aussehen, die Augen zu Boden. „Woher des Weges?“ fragte endlich nach langem Stillschweigen die Burgfrau. „Von Palästina's Gränze,“ erwiederte der Ritter mit veränderter Stimme. Wie ein heller Lichtstrahl fielen des Mannes Worte in das von Gram umnachtete Gemüth der Frau. „So werdet ihr mir vielleicht Kunde bringen können,“ fragte sie, „von Einem, den ich schon lange mit heißen Thränen zurückerflehte, von meinem theuren Gemahle, der vor mehr als zwei Jahren schon ausgezogen ist an das Grab des Erlösers, und von dem ich bisher noch keine Nachricht habe erhalten können, ungeachtet ich überall nach ihm geforscht und gefragt habe. — Doch, vor Allem bedürft ihr Labung, armer Mann.“ Auf einen Wink der Burgfrau erschien ein Diener, und brachte einen Becher mit edlem Königsweine gefüllt. Adelheid nahm den Becher und reichte ihn dem Unbekannten. „Mög' Euch die Kunde erfreuen, die ich Euch zu dieser Stunde bringe,“ sprach Heinrich, indem er mit zitternder Hand den Pokal ergriff. Während er aber aus dem Labekelch trank, den ihm eine so theure Hand gereicht hatte, streifte er unvermerkt einen goldenen Ring vom Finger und ließ ihn in den Grund des Bechers fallen: es war der Ring ehelicher Treue, den ihm seine Gemahlin am Tage der Vermählung gegeben und den er bisher, trotz allem Mangel und Entbehrung, als sein theuerstes Kleinod

bewahrt hatte. Schweigend gab er, nachdem er getrunken, der Burgfrau den Becher zurück. Kaum erblickte Adelheid das hellfunkelnde Kleinod in der Tiefe des Gefäßes, als sie mit einem Rufe des Erstaunens und der Freude auf den Unbekannten zueilte: „Woher hast du diesen Ring?" „Der, dem du ihn selbst gegeben, er steht vor dir — — kennst du mich nicht mehr, meine Adelheid, meine theure Gemahlin?" Mit diesen Worten schlug Heinrich seine wilden Haare zurück und zeigte eine wohlbekannte Narbe. „Ich bedarf kein anderes Zeichen mehr, ja, du bist es wirklich, lange Ersehnter," rief Adelheid, und lag in den Armen ihres wiedergefundenen Gemahls.

Eine rauhe Stimme weckte die beiden Glücklichen aus der Wonne des Wiedersehens. Erschreckt blickten sie auf und neben ihnen stand der aufgedrungene Bräutigam, der eben im Begriffe war, die Burgfrau zum Altare abzuholen. „Ha, der Schande, einen Bettler in euren Armen!" fuhr er Adelheid zornig an, und glutroth rollten seine Augen im Kopfe herum. „Mit nichten," sprach diese ganz gelassen, „sondern es ist mein theurer Ehegemahl, den ich wieder gefunden habe" und hielt dabei ihren Heinrich noch fester umschlungen, der wenig dessen achtete, was um ihn vorging. „Mit dem Schwerte wollte ich deine Frechheit lohnen, elender Bube," fuhr der Freier fort, indem er sich zu dem Ritter von Bodmann wandte, „aber dieses ist viel zu gut, um es mit solch unedlem Blute eines hergelaufenen Wichtes zu beflecken." Bei den letzten Worten riß sich Heinrich plötzlich aus den

Armen seines Weibes und mit einem Blicke, aus dem Hoheit und Adel strahlten, rief er: „reicht mir ein Schwert, wenn ihr ein Ritter seid; ich will auch darthun, daß in meinen Adern nicht minder adelig Blut wallt, als in den euren; ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum; das Recht wird meine Arme stärken!“ „Es sei dir gewährt,“ entgegnete der Freier mit höhnendem Lachen, „laß sehen, was du vermagst, du Ritter von der traurigen Gestalt.“ Auf seinen Wink nahete ein Diener und reichte dem Ritter von Bodmann ein blankes Schwert. Vergebens war alles Bitten und Flehen der Burgfrau, um die Beiden von einem solch unglückseligen Streite zurückzuhalten. „Mit Gott, für mein Recht!“ rief Heinrich und fiel mit geschwungenem Schwerte auf seinen Gegner ein. Ein Gleiches that der Freier. Wie zwei Feuerflammen blitzten die Flamberge in den Händen der Kämpfenden. Lange schwebte der Kampf auf gleicher Wage, denn beide Gegner schienen einander gleich zu seyn in der Geschicklichkeit das Schwert zu führen. Endlich siegte die gerechte Sache. Der Ritter von Bodmann führte einen glücklichen Hieb auf des Gegners rechten Arm: entkräftet durch einen hervorquellenden Blutstrom ließ dieser sein Schwert sinken. „Gott hat gerichtet! Ihr seid der rechtmäßige Besitzer von Adelheids Hand,“ sprach der Gegner mit schwacher Stimme, und sank in die Arme eines herbeigeeilten Dieners. Mit versöhnendem Blicke nahete Heinrich dem, sich von seiner Entkräftung bald wieder erholenden Ritter; „möge unsere Feindschaft zu Ende seyn,“ sprach er und bot

jenem die Rechte zum Frieden dar. „Mein Ehrenwort," entgegnete der Freier, „es soll Friede seyn und ewige Freundschaft zwischen uns" und herzlich erwiederte er den Händedruck des Ritters von Bodmann. Nun naheten Heinrichs sämmtliche Burgleute; einige, die ihn noch nicht gesehen hatten, hocherfreut über seine Ankunft, andere um Verzeihung bittend, weil sie, ihn nicht erkennend, ihm den Eintritt in die Burg zu hindern gesucht hatten. Alle empfing er als milder Gebieter, denn hohe Wonne über die Treue seiner langentbehrten Gattin hatte sein ganzes Herz erfüllt; und nun ward der Tag, welcher erzwungene Hochzeitfreude bringen sollte, geweiht zur Feier der Wiedervereinigung eines glücklichen Ehepaares.

Heinrich von Bodmann gedachte im Stillen oft des guten Nebelmännleins, das allein der Stifter seiner Freude gewesen war, er gedachte seiner bei manchem Zuge aus dem Humpen mit Königswein, während er zur Seite seiner holdseligen Gattin saß. Zwar wurde ihm dieser neckende Wohlthäter von nun an nicht mehr sichtbar, aber hie und da fühlte er die angenehme Nähe desselben, gleichwie alle die fröhlichen Zecher, die vielleicht oft schon, ohne Wissen und Willen, den Einfluß des Nebelmännleins empfunden haben. — Indessen erfüllte der Ritter von Bodmann redlich sein Versprechen. Seit jenen Tagen bis auf diese Zeit wird im Königsgarten zu Schloß Bodmann nicht mehr geläutet, zum Frommen des Nebelmännleins, das hier und dort noch manchmal spucken soll.

VI.

Die Gründung des Klosters Schönthal.

Da verläßet Er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Schiller.

1.

An des Landes Hohenlohe nordwestlicher Gränze, wo der Jaxtfluß, nachdem er sich eine lange Strecke durch Gebirgsschluchten hindurch gewunden, ein breiteres Bette zu wählen beginnt, und bald darauf ein schönes, offenes Thal voll üppiger Wiesen und Fruchtfelder dem Blicke des Wanderes entgegentritt, steht, nicht ferne vom linken Ufer, auf einer schroffen, doch eben nicht hohen Felsenwand die bekannte und sagenreiche Kapelle, St. Wendelin zum Stein genannt. Hart an dem Felsen klebend, mit dessen Mauerwerk ihr Gestein gleichsam Eine Masse bildet, und fast ganz hinter weitästige Ahornbäume versteckt, wird sie dem Besucher erst dann sichtbar, wann er ihr bereits

gegenüber steht. Noch merkwürdiger aber ist ihre nächste Umgebung; eine innere Pforte führt an der Kapelle aufwärts zu dem Felsen, und nachdem man mehrere Stufen hinan gestiegen, befindet man sich in einer Art Grotte von bedeutendem Umfange. Etwas weiter oben zeigt sich eine kleinere Höhlung, die ganz dazu geeignet scheint, die Wohnung eines Eremiten zu bilden.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde diese Kapelle häufig von Pilgrimen besucht; nicht leicht ging ein Wanderer die Straße, ohne den schwankenden Steg, der früher die beiden Ufer des Flusses mit einander verband, zu überschreiten, und an dem zierlich gearbeiteten Altare des Kirchleins eine Stunde der Andacht zu weihen. Selbst edlen Herren hoch zu Rosse däuchte in jenen frommen Zeiten der Weg dahin nicht zu mühevoll; muthig ließen sie ihre Thiere die Strömungen des Flusses durchwaten, denn der Steg, nur für einzelne Wanderer gemacht, war viel zu schwach, um einen Ritter im Eisenkleide auf seinem schweren Rosse zu tragen.

Zwei solcher ritterlichen Pilgrime, der junge Engelhardt von Berlichingen und sein Waffengenosse, Wolfram von Bebenburg, standen an einem der schönsten Maimorgen des Jahres 1149 gegenüber der Kapelle St. Wendelin zum Stein. Beide hatten sich zwei Jahre zuvor dem Kreuzheere angeschlossen, welches damals mit Beginne des Frühlings unter Conrad von Hohenstaufen und dem heiligen Ludwig in das gelobte Land ausgezogen war; wie Brüder, die unter Einem Herzen der Mutter gelegen,

hatten sie alle Mühsale jenes verhängnißvollen Zuges getheilt, hatten Beide den Trug der Griechen, die Hungersnoth in den öden, wasserlosen Gegenden Kleinasiens erfahren, doch waren beide auch dem Verderben, das bei Ikonium 60,000 deutsche Krieger dahin raffte, glücklich entkommen. Aber der heißeste ihrer Wünsche wurde ihnen nach allen diesen Nöthen erfüllt: sie sahen die heilige Stadt Jerusalem und knieeten in brünstiger Andacht an der Stelle, wo der Erlöser der Welt gekreuzigt und begraben worden war. Von da eilten sie kampfbegierig in die Nähe von Damaskus, und waren unter den ersten, die neben ihrem Führer, dem Könige Konrad, stürmend vor ihren Thoren standen. Allein die Stadt wurde nicht gewonnen, denn schon im Angesichte des Sieges stritten die Fürsten über den Besitz des erst zu Erobernden, und mittlerweile eilte ein Entsatzheer herbei, das die Belagerer von ihren Posten zurückdrängte.

Im Herbstmonde des Jahres 1148 segelte Konrad mit dem kleinen Reste seines Heeres von den Küsten des Morgenlandes ab. Im südlichen Italien trennten sich Engelhardt und Wolfram von dem Könige und setzten über die Alpen den Weg in die geliebte Heimath fort. Ungerne wollten sie auch jetzt von einander scheiden, darum folgte der Bebenburger mit Freuden der Einladung seines Waffenbruders, ihn auf seine Stammburg an die lieblichen Ufer der Jaxt zu begleiten, und dort noch einige Wochen im Genusse der Freundschaft und in der Erinnerung an das

gemeinschaftlich Verlebte mit ihm zuzubringen. Ein Theil des Frühlings war schon vorübergegangen, immer hatte Engelhardt seinen Freund noch festzuhalten gewußt, aber jetzt war es ihm nicht mehr länger möglich. Wolfram schützte die lange Abwesenheit von den geliebten Seinigen vor, von der bejahrten Mutter, die seiner mit Sehnsucht und Schmerzen harre, darum mochte ihm der Ritter von Berlichingen nicht mehr zureden, länger zu bleiben.

Als eines Morgens mit dem Früheſten Wolfram aus den Thoren der gastlichen Burg reiten wollte, stand das Pferd seines Freundes gesattelt neben dem seinigen, denn Engelhardt war entschlossen, ihn zu begleiten, um wenigstens noch einige Stunden an der Seite des treuen Waffenbruders zu verleben. So ritten sie thalaufwärts die Heerstraße, die gen Rothenburg an der Tauber führt, wo in der Nähe das Stammschloß der Bebenburger liegt, und waren eben gegenüber der Kapelle St. Wendelins angekommen.

„Bis hieher und nicht weiter." Mit diesen Worten wandte sich Engelhardt zu Wolfram, indem er sein Roß plötzlich anhielt. „Dort hinüber, mein Bruder, wenn es dir gefällt. Noch niemals bin ich, so oft ich auch schon dieses Weges zog, an dem Kirchlein vorbeigegangen, ohne meine Andacht daselbst zu verrichten, und auch heute will ich es nicht unterlassen." In wenigen Augenblicken hatten sie über den Fluß gesetzt, sie stiegen von ihren Rossen und ließen diese im Grünen waiden. „Wie wohlthuend — fuhr Engelhardt in seiner Rede fort —

wie leicht wird Einem beim Eintritte in die heiligen Räume ums Herz, wenn es zuvor auch noch so bange und düster darin war.“ Mit diesen Worten trat er zum Altare, knieete an dessen Stufen nieder und sprach ein andächtiges Gebet. Wolfram folgte dem Beispiele seines Freundes. Lange dauerte die Andacht der beiden Jünglinge. Nachdem sie geendet und sich wieder erhoben hatten, bemerkte Engelhardt, wie Wolfram gar düster gestimmt war und Thränen in seinen Augen perlten. Warum so trüben Blickes, mein Trautester, und gerade jetzt an dieser heiligen Stätte?“ fragte Engelhardt erstaunt. „Magst du dich dessen wundern, mein Bruder, der du an diesem Altare Gott danken durftest für das Glück, die Deinigen alle gesund und froh wieder gefunden zu haben? — aber ich, ich bin noch fern von meinen Lieben; wer weiß, ob und wie ich sie wieder sehe, ob Freude oder Schmerz mein Loos sein wird, wenn ich über die Brücke meiner väterlichen Burg sprenge um in ihre Arme zu eilen.“ „Es wird Freude seyn und muß es seyn, denn es harret dein' zu Hause ein treues Liebchen, an dessen Herzen dir deine Tage wie ein schöner Traum dahinschwinden; ich dagegen, der so einsam uud allein bleiben muß, wenn du von mir geschieden bist, bin ich nicht unglücklich von dem Augenblicke an, da wir aus der Kapelle treten und du, der Einzige, der es redlich mit mir meint und meinem Herzen über Alles theuer geworden ist, thalaufwärts reitest und ich abwärts? Gelt, mein Lieber, ich habe Recht, du gehst der Freude

eines frohen Wiedersehens entgegen?" — Bei diesen Worten sah Engelhardt seinem Freunde forschend in die Augen. — „Wenn du dich aber gleichwohl täuschen solltest?" erwiederte Wolfram — „und ein frohes Herz vermuthest, wo nur ein von Gram zerrissenes ist, von einem Grame, der auch damals nicht beschwichtigt werden konnte, als ich mit dir auf der heiligen Stelle knieete, wo das Blut des Welterlösers floß, wo er begrabeu und auferstanden ist? — Glaube mir, es war für mich ein Ruf von oben, als Bernhardt von Clairvaux das Kreuz predigte: auf mich wandte ich das Wort der Tausende an, die da ausriefen: „Gott will es!" Ich zog in die Ferne, um den Gegenstand meiner Schmerzen nicht mehr vor Augen zu haben und vielleicht im Kampfe für die heilige Sache Ruhe zu finden für mein tiefgedrücktes Herz. Hier stehe ich vor dir, und noch ist mein Schmerz derselbe, wie vor zwei Jahren, als ich zum ersten Male vor dich trat und dir die Hand zum brüderlichen Bunde reichte. Wohl könntest du mir zürnen, daß ich diesen Schmerz bisher in meiner Brust verschloß, es mag dir wehe thun, daß ich ihn auch in der Stunde des Abschieds noch für mich bewahre; allein ich thue dieß, um die Schmach einer untreuen Seele nicht zu offenbaren und die Erbitterung eines theilnehmenden Freundes nicht gegen sie zu erwecken."

„Ich zürne dir nicht, theurer Waffenbruder, und ehre dein zartes Gefühl, selbst gegen Unwürdige; aber, wenn Alles untreu an dir geworden

seyn wird, so steht doch meine Treue gegen dich felsenfest; sie ist fester als Frauenliebe; wir haben ja den Bund unserer Freundschaft auf der heiligsten Stätte des Erdbodens, an Christi Grabe, beschworen: laß uns ihn hier nochmals erneuern an heiliger Stätte.“ Mit diesen Worten faßte Engelhardt Wolframs Rechte und drückte sie innig an sein Herz. „Ja, entgegnete dieser, ich will ihn halten, den heiligen Schwur, und eben so redlich will ich das Gelübde erfüllen, das ich gethan, als ich fortzog ins heilige Land: wenn ich glücklich wiederkehren würde, von meiner geringen Habe ein Klösterlein zur Ehre Gottes zu stiften. Ja, der Herr hat uns errettet aus so mancherlei Gefahr und Noth, und hat mich wieder in die Heimath geführt, wenn gleich das Herz noch nicht genesen ist.“ Jetzt trat Wolfram wieder zu dem kleinen Altare, knieete nieder, und Engelhardt neben ihm. Wohl bewegte sich kein Mund, um den feierlichen Schwur ewiger Freundschaft auszusprechen, aber in den Blicken der Betenden war deutlich zu lesen, wie sie Gottes Segen zu ihrem Entschlusse erflehten.

Nach vollendeter Andacht traten die beiden Jünglinge wieder aus der Kapelle und trafen ihre Rosse an, wie diese immer noch vergnügt auf dem üppigen Grasplatze neben einander waideten. „Mein Weg — rief Wolfram seinem Freunde zu — ist der weitere,“ und setzte schon den einen Fuß in den Stegreif, aber noch hielt Engelhardt seine Rechte fest und ließ sie nicht los, bis dieser sich auf den Sattel geschwungen

hatte. Jetzt schlug Wolfram seinen Helmsturz herab, um die Thränen zu verbergen, die ihm die Trennung von dem treuen Waffenbruder entlockte; er gab dem Rosse die Sporen und ein schmerzliches Lebewohl ertönte noch aus Beider Munde.

Nur mit Mühe konnte Engelhardt sein Roß halten, als Wolfram über den Fluß sprengte; das edle Thier wollte mit Gewalt dem Rosse des Ritters von Bebenburg folgen. Es schäumte in den Zügel, als sein Reiter schon im Sattel saß, setzte ebenfalls in wildem Sprunge über den Fluß, und lange nicht gelang es Engelhardt's kräftigem Arme, es umzulenken, bis Wolfram die Höhe, die in einiger Entfernung hinter den Felsen beginnt, erreicht hatte und dem Gesichte entschwunden war. Jetzt erst trabte es ruhig thalabwärts und trug seinen Herrn sanft zurück in die heimathliche Burg.

2.

Was Wolfram seinem Freunde aus Zartgefühl und schonender Rücksicht für ein weibliches Wesen, das die schändlichste Untreue an ihm begangen hatte, nicht anvertrauen wollte, sollen unsere Leser jetzt erfahren, indem wir einen Blick in dessen frühere Geschichte zurückwerfen.

Als Wolfram kaum erst fünf Jahre alt war, wurde ihm sein Vater, Otto von Bebenburg, einer der wackersten Ritter des Gaues, in welchem die Stadt Rothenburg lag, in Folge eines unglücklichen Sturzes auf der Jagd, durch den Tod entrissen.

Seit diesem verhängnißvollen Tage lebte seine Mutter, die edle Bertha von Seckendorf, in tiefster Zurückgezogenheit von der Welt einsam auf ihrer Burg; der einzige Trost und die einzige Freude in ihrem frühen Wittwenstande war für sie bloß noch ihr Söhnchen Wolfram und die kleine vierjährige Ida von E..., welche Herr Otto, da sie eine vater- und mutterlose Waise war, an Kindesstatt angenommen hatte.

Wie zwei Geschwister wuchsen die beiden Kinder nebeneinander auf; Ida betrachtete ihren Gespielen Wolfram nicht anders, denn als ihren Bruder, und die Frau von Bebenburg als ihre Mutter. Mit sichtbarem Wohlgefallen blickte Frau Bertha auf das innige Verhältniß der Kinder, und schien es auch nicht zu mißbilligen, als mit zunehmenden Jahren ein noch innigeres an die Stelle des geschwisterlichen zu treten schien. Zuvor die beständige Theilnehmerin an Wolframs Spielen, saß Ida, die nun fünfzehnjährige Jungfrau, mehr einsam in ihrem Gemache, aber nichts desto weniger mit dem steten Gedanken an den Geliebten beschäftigt, während dieser sein Roß auf der Ebene herumtummelte oder hinaus in Feld und Wald ritt, aber mehr um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, als um der Neigung zum Waidwerke zu fröhnen. Es war bereits jenes Gefühl in Wolframs Herz erwacht, wo der Jüngling gerne Gottes freie Natur, vornämlich das Dunkel der Wälder aufsucht, um sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, dem man so gerne nahe seyn

möchte, und doch wieder nahe zu seyn sich scheut, aus Furcht, er möchte die stillen Gedanken des Herzens belauschen, und sein Auge dem liebeglühenden, verlangenden Blicke begegnen; — jenes Gefühl, wobei die Abgeschiedenheit uns am liebsten ist, damit das geliebte weibliche Wesen nicht das Geheimniß der eigenen Hingebung errathe und Zeuge einer unmännlichen Abhängigkeit werde. Doch, warum sollten es die Liebenden sich selbst, warum Andern länger verhehlen, daß ein süßes Band ihre Seelen umschlinge? Sahe doch die Mutter selbst mit Wohlgefallen auf diese gegenseitige Neigung, schien sie es ja selbst zu wünschen, daß das innigste Bündniß, was Sterbliche schließen können, die Beiden auf Lebenszeit vereinige.

Wie nur bei wenigen Glücklichen, leuchtete geraume Zeit ein freundlicher Stern am Himmel unserer Liebenden. Aber auch bei ihnen sollte sich die traurige Erfahrung bewahrheiten, daß, je beglückter der Anfang, um so verhängnißvoller oft der Fortgang und das Ende sich gestalten. Wer durfte der ungetheiltesten Neigung Ida's gewisser seyn, wer hatte sprechendere Beweise, daß ihr Herz für ihn nur schlage, als Wolfram? Ach! nur kurz dauerte der Wahn, in dem er so selig war; durchsichtig wie Glas war die Treue, welche des Fräuleins Mund dem Geliebten in so mancher traulichen Abendstunde gelobt hatte.

Cuno von Seldeneck war einer der Jugendgenossen Wolframs, seine Burg lag nicht ferne von

der Bebenburg; oft machte er, wenn die Jagd, oder sonst eine Veranlassung ihn des Weges führte, Besuche daselbst, und Fräulein Ida, die in der ganzen Gegend als Wolframs Verlobte galt, erschien jedesmal neben Mutter Bertha zur Bewillkommnung des Gastes und kredenzte ihm den Becher mit dem perlenden Tauberweine. Cuno war bei seinen wiederholten Besuchen nicht ohne Aufmerksamkeit für die reizende Ida geblieben, und auch diese verglich das höfische Wesen und die mehr als freundlichen Worte des Seldeneckers mit dem geraden und minder biegsamen Charakter Wolframs, sie stellte den hohen und stattlichen Cuno mit seinem blonden, wallenden Haare und blauen Augen ihrem, durch äußere Schönheit minder ausgezeichneten Verlobten gegenüber — sie verglich, und fand als eitles Weib, daß Wolfram weit unter Cuno von Seldeneck stehe. Eine solche Vergleichung, meinte Ida Anfangs freilich, schade ja ihrer Liebe nicht; Wolfram nahm dennoch die erste Stelle in ihrem Herzen ein, und Cuno war ja Wolframs Freund, der Freund ihres Geliebten, warum sollte er nicht auch ihr Freund seyn?

Je öfter Cuno und Ida zusammen kamen, desto mehr wuchs die gegenseitige Aufmerksamkeit zwischen ihnen, ohne daß Wolfram es bemerkte, denn sein Herz war keines Mißtrauens fähig, daher kam er nie auf den Gedanken, den Beobachter zu machen. Cuno dagegen war ganz der Mann dazu, jene Eitelkeit, wovon ja keines Weibes Seele ganz frei ist, zu nähren; bald begegneten die Beiden einander hinter

Wolframs Rücken mit süßen Blicken und Ida, anfänglich nur Einem zugethan, hatte, ehe sie selbst sich dessen recht bewußt war, ihre Neigung bereits zwischen Zweien getheilt. Doch, so wenig als der Dienst zweier Herren, kann getheilte Liebe lange dauern: man muß den Einen lieben, den Andern hassen. Das erstere ward Cuno's von Seldeneck glückliches Loos, und Wolfram, der Auserwählte ihrer Jugend — für ihn schlug Ida's Herz mit jedem Tage leiser, so sehr sie dieß auch sich selbst und ihm zu verbergen bemüht war. Geraume Zeit, und um so weniger, als Ida's freundliche Reden und Liebkosungen stets dieselben blieben, konnte Wolfram die, in dem Herzen der Geliebten vorgegangene Veränderung nicht bemerken, obgleich seine Mutter ihm da und dort nicht undeutliche Winke gab, den Gegenstand seiner Neigung genauer zu beobachten; — Weiber sehen ja bekanntlich tiefer in das Herz derer, die ihres Geschlechtes sind — aber Wolfram, wollte er nicht, oder war es ihm nun einmal vom Schicksal so bestimmt, achtete keines Winkes, bis eine zufällige Enttäuschung ihn das Wahre seiner Lage auf schreckliche Weise erkennen ließ.

Eines Tages kehrte er früher, als er sonst gewohnt war, von der Jagd zurück, und ritt eben über die Zugbrücke in den Burghof. Gewöhnlich waren Ida und seine Mutter die ersten, die ihn bewillkommneten: dießmal hatte sich Ida nicht eingefunden, und nur Frau Bertha, die ihn schon außerhalb, an dem Burggarten, wo sie einen einsamen Spaziergang gemacht, begrüßt hatte, ging allein an

seiner Seite. Hastig schritt Wolfram die Treppe hinauf und schlich sich leise bis vor Ida's Gemach, um sie durch seine unvermuthet-frühe Zurückkunft zu überraschen. Ungeduldig öffnete er die Thüre — kaum traute er seinen Augen — er sah — Ida, und vor ihr auf den Knien lag Cuno von Seldeneck — ihre Rechte hielt die seinige fest und ihr linker Arm war um seinen Nacken geschlungen. Wie vom Blitze gerührt, standen die Beiden, als sie den Ritter von Bebenburg erblickten.

„Cuno von Seldeneck," — rief Wolfram, ebenfalls ganz außer sich durch die plötzliche Ueberraschung — „ist das Rittersinn und Freundestreue?" Glut und Todesblässe überzogen abwechselnd sein Gesicht bei diesen Worten und seine Hand zitterte krampfhaft am Griffe des Schwertes, das er bereits unwillkürlich gefaßt hatte. Ida aber wurde keines Blickes von ihm gewürdigt, sie war zurückgetreten und hielt beide Hände vor ihr von Scham glühendes Gesicht. Mit geschränkten Armen stellte dagegen Cuno sich dem Schwerbeleidigten gegenüber, mit einem Blicke, welcher sich an dem Schmerze, der Wolframs Inneres durchwühlte, ordentlich zu weiden schien. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher die Zwei einander unverändert mit stummer Wuth betrachtet hatten, brach endlich Wolfram das Stillschweigen, und mit den Worten: „Morgen frühe nach Sonnenaufgang bei den beiden Eichen im Thalgrunde!" verließ er schnell das Gemach, nachdem er im Abgehen noch einen weh-

müthigen Blick auf die treulose Geliebte hatte fallen lassen.

Mit Hohnlachen erwiederte der von Seldeneck die Herausforderung seines beleidigten Gegners, gleich als wüßte er zuverläßig, daß er diesem in der Fertigkeit, das Schwert beim Zweikampfe zu führen, unendlich überlegen wäre.

Indessen erfuhr Niemand auf der Burg, Frau Bertha selbst nicht ausgenommen, auch nur das Geringste von dem, was geschehen war. Wolfram verschloß das Ganze als ein Geheimniß in seiner Brust. Nur in seinem Blicke, der so düster war wie noch nie, konnte seine Mutter lesen, daß Etwas vorgefallen seyn müße; allein sie wagte nicht zu forschen, als sie Abends beim Imbiß saßen, warum Ida nicht bei Tische erscheine, eine bange Ahnung sagte ihr, daß sie keine beruhigende Auskunft erhalten würde.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne aufging, verließ Wolfram die Burg und begab sich hinunter in das Thal, an einen Platz, wo zwei Eichen aus Einem Stamme hervorwuchsen. Nicht lange durfte er hier warten, so erschien auch Cuno von Seldeneck in glänzender Rüstung. Beide traten einander näher; kaum hatte Wolfram seinen Gegner recht in's Auge gefaßt, als dieser bereits den Stahl über seinem Kopfe schwang. Mit Gewandtheit fing Wolfram den Hieb auf, Cuno's Schwert prallte in die Luft, und bald sah dieser, daß ein Mann mit kräftiger Faust ihm gegenüberstehe. Wolfram ließ seinem Gegner Zeit, das Schwert wieder fester zu

fassen. Cuno richtete einen zweiten Hieb gegen Wolframs Haupt, aber zu gleicher Zeit holte dieser aus und begegnete dem Schwerte seines Gegners; beide prallten zusammen und Cunos Stahl flog in Stücke. Der Kampf war jetzt zu Ende, aber der von Seldeneck wollte nicht abstehen, er riß den Dolch aus seinem Gürtel und stürzte damit auf Wolfram los. Aber indem er dessen Hals durch die Oeffnung, welche sich zwischen Helm und Panzerkragen befindet, zu treffen suchte, glitt der Mordstahl aus; Wolfram faßte seinen Feind mit kräftigem Arme, und warf ihn, nachdem er eine Zeit lang mit ihm gerungen, zu Boden, daß Cuno's Rüstung erkrachte, das Helmband riß in Stücke und der Helm rollte weit hinaus. Jetzt zeigte sich, daß Wolframs Hieb nicht nur Cuno's Schwert zerschlagen, sondern auch dessen Helm getroffen und ihm eine nicht unbedeutende Kopfwunde beigebracht hatte. Cuno von Seldeneck lag bewußtlos zu Boden und Ströme Blutes quollen aus seinem Haupte, er sah mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich.

Wolfram verließ den Kampfplatz und kehrte auf seine Burg zurück, als er aber noch einmal hinter sich blickte, sah er, wie der Seldenecker grimmig die Faust ballte und hörte ihn nicht undeutlich die Worte: „Rache und Verderben meinem Feinde“ ausstoßen. Indessen schien Wolfram diese Drohung eben nicht hoch aufzunehmen, auch hörte er sonst nicht mehr viel von Cuno: die einzige Kunde, die ihm über den Treulosen zukam, war, daß die erhaltenen Wunden

nicht gefährlich gewesen und er bald wieder genesen wäre. Ungleich drückender aber waren die Leiden des Ritters von der Bebenburg. Seit er sich so schrecklich von Ida, von ihr, die ihm Alles gewesen war, getäuscht sah, nagte ein schwerer Gram an seinem Herzen; er verbarg aus überzarter Schonung ihre Untreue fortwährend vor seiner Mutter, sie blieb also ununterbrochen in der Umgebung der Burgfrau, er sah sie täglich, saß ihr bei Tische gegenüber, sah den Kummer ihres Herzens, welcher dem neuen Buhlen galt; sein männlicher Stolz gebot ihm, die Treulose zu hassen, aber er konnte sie nicht hassen, das Band der Liebe, der ersten feurigsten Liebe, war in seiner Brust noch nicht zerrissen.

Da erging der Ruf zum heiligen Grabe von Kaiser Konrad auch in diese Gegend. Wolfram vernahm ihn mit Freuden und folgte; kein Wort, keine Bitte seiner Mutter, die sich ohne ihren Sohn so einsam, so verlassen fühlte, konnte ihn zurückhalten. Nach wenigen Tagen war er schon gerüstet, und zog hinab in das Jartthal, um sich dort dem Sohne eines Freundes seines seligen Vaters, dem jungen Ritter Engelhardt von Berlichingen anzuschließen, und dann mit diesem zu dem kaiserlichen Heere zu stoßen. Es war ein schmerzlicher Anblick, als Wolfram aus der Burg seiner Väter ritt; in Thränen zerflossen stand Frau Bertha auf dem Söller, sie schien die Trennung von dem geliebten Sohne kaum zu überleben. Auch Ida war in der Stunde der Trennung gegenwärtig; sie schien ihr Unrecht bitter zu bereuen.

Wolfram reichte ihr, gleich nach der Mutter, die Hand zum Abschiede, und ein Blick aus seinem Auge fiel auf sie, so liebevoll, wie in jenen Tagen, als ihre Liebe noch sein ganzes Lebensglück ausmachte. „Mutter" — das war noch das letzte Wort des Scheidenden, — „behalte Ida bei dir und halte sie gleich einer Tochter; bewahre ihr deine Liebe um meinetwillen, denn was du ihr Gutes thust, das thust du mir, deinem Sohne selbst." Jetzt, als Ida die Aeußerungen der seltenen und unauslöschlichsten Liebe Wolframs vernahm, floßen ihre Thränen heftiger, und lange noch folgte ihr Auge dem Scheidenden in die Ferne nach.

3.

Wir kehren nun nach dieser Zwischenerzählung wieder zu der Steinkapelle St. Wendelins im Jartthale zurück, wo wir unsere beiden Ritter verlassen haben. Engelhardt von Berlichingen kam noch bei guter Tageszeit in seiner Burg an, Wolfram dagegen erreichte die seinige erst, als die Sonne ihre Strahlen schon eine gute Weile untergesenkt hatte.

Hart an der Landstraße, wo die Anhöhe, von welcher die Bebenburg majestätisch herabblickt, aufzusteigen beginnt, liegt ein Kirchlein, das schon in den ältesten Zeiten erbaut worden war. Hier befand sich seit lange her das Familienbegräbniß der Bebenburger, und manches schöne Grabmal edler Ritter und Frauen zierte diesen heiligen Ort der Andacht. Unmittelbar daran war die Wohnung des Küsters

angebaut, der den Beruf hatte, der ritterlichen Ruhestätte zu wahren, jeden Morgen und Abend das Glöcklein zum Gebete anzuziehen und dem Pfarrer des nächsten Ortes, der allwöchentlich eine Messe in dem Kirchlein zu lesen hatte, als Sacristan zu dienen. Dieses Aemtlein bekleidete damals, als Wolfram aus dem heiligen Lande zurückkehrte, ein ehrwürdiger Greis, der alte Benedict genannt. Lange Zeit hindurch ein treuer Diener auf Schloß Bebenburg, hatte er den Rest seiner Tage in diesem Berufe zu verleben gewünscht, und war nach dem Tode von Wolframs Vater, dessen unzertrennlicher Begleiter er in allen Fehden und Zügen gewesen, von Frau Bertha hier versorgt worden.

Eben trat Benedict aus seiner Wohnung heraus, um die Abendglocke zu läuten, als er einen stattlichen Ritter mit herabgelassenem Helmgitter vor dem Kirchlein Halt machen und vom Pferde steigen sah. Freundlich ging dieser auf den Alten zu und bot ihm die Hand zum Gruße. Verwundert blickte er den Ritter an, erkennen konnte er ihn nicht, aber die grüßende Stimme schien ihm die eines alten Bekannten zu seyn. „Ei, ei" — begann Wolfram, als er sah, daß Benedict immer noch nicht über die Person des Fremden mit sich in's Reine kommen konnte — „wenn Alle hier es so machen, wie du, so bin ich ja ein ganzer Fremdling in meiner Heimath und meinem Eigenthume" — bei diesen Worten drückte er die Hand des Greises noch fester — „kennst du nicht mehr diesen Händedruck, diese Stimme, die

dich schon so oft gegrüßt und deinen Namen ausgesprochen hat?" Jetzt erst schaute Benedict den Ritter genauer an und, „bei Gott" rief er plötzlich, „wenn ich nicht gewiß wüßte, daß mein geliebter Junker Wolfram im heiligen Lande sein Grab gefunden, wahrhaftig, ich würde sagen, Ihr wäret es, mein Herr und Gebieter, Ritter Wolfram von der Bebenburg." Da vermochte Wolfram sich nicht länger mehr zurückzuhalten, er schlug den Helmsturz in die Höhe, Benedict blickte in das wohlbekannte Angesicht seines Herrn und — fuhr entsetzt zurück. „So sind die Todten wieder auferstanden", rief er, und bekreuzte sich. „Fürchte dich nicht, guter Alter", entgegnete ihm mit gewohnter freundlicher Stimme der Ritter, „ich bin nie unter den Todten gewesen, sondern stehe leibhaftig vor dir, ich bin mit Gottes Hülfe dem Schwerte der Ungläubigen und der verheerenden Seuche entkommen, und bin hier, um dem Allmächtigen für meine Rettung und glückliche Heimkehr zu danken und dann hinauf zu eilen auf die Burg meiner Väter."

Während der alte Benedict immer noch in sein Erstaunen versunken dastand, trat Wolfram in das Kirchlein, kniete vor dem Altare nieder und verrichtete seine Andacht an dem Orte, der ihm seit seiner frühen Jugend vor andern theuer gewesen war, denn hier ruheten ja die Ahnen seines Hauses seit alten Tagen, hier sein Vater, den er als Kind schon in's Grab hatte senken sehen. Nach vollendetem Gebete erhob er sich wieder, da fiel sein Blick auf

ein neues Grabmal, das sich neben dem Leichensteine seines Vaters erhob; er trat hinzu und las die Inschrift — ach, es war das Grab seiner Mutter. Stumm und regungslos blieb Wolfram vor dem Grabe stehen, Thränen erstickten die Aeußerungen seines Schmerzes. „Also auch du, meine geliebte Mutter", rief er aus, nachdem er sich vom ersten Schrecken wieder etwas erholt hatte, „auch du ruhest unter diesem kalten Steine im Schooße der Erde, und ich, der ich mich so sehr gesehnt, dich wieder zu umarmen und deines Alters Stütze zu seyn, stehe nun einsam und allein da in den öden Mauern meiner väterlichen Burg!"

„Ja, leider" — entgegnete der alte Benedict, „ist es nur allzuwahr, mein theuerster Herr, Ihr seid einsam und verlassen und ein Fremdling in Eurem eigenen, rechtmäßigen Besitzthume geworden. Kaum sind es acht Monate, daß man die Leiche Eurer guten Mutter den Schloßberg herunter trug, und Fräulein Ida, ihre Pflegetochter, dem Sarge der Entschlafenen folgte — — sie weinte zwar, aber ich glaube kaum, daß ihre Thränen ernstlich gemeint waren — trägt doch gerade sie die meiste Schuld an dem Grame, dessen Opfer die gute, von Allen auf's Innigste geliebte Frau geworden ist." An diese letzteren Worte knüpfte der Alte jetzt eine Erzählung voll trauriger Veränderungen und Ereignisse an, die seit Wolframs Abwesenheit auf Schloß Bebenburg vorgefallen waren. Der Hauptinhalt seines Berichtes war ungefähr dieser:

Nach Wolframs Wegzug in das heilige Land schlich sich der Ritter von Seldeneck von Neuem wieder bei Ida ein, ohne daß die Burgfrau etwas von dem Verhältnisse erfuhr, das die Beiden wieder mit einander angeknüpft hatten. Kurze Zeit nachher verbreitete sich — wahrscheinlich auf Cuno's Anstiften — die Nachricht, daß Wolfram im Kampfe mit den Ungläubigen seinen Tod gefunden habe. Diese Schreckenskunde wirkte so verderblich auf Frau Bertha's Gemüth, daß sie von da an sichtbar dahinwelkte, und auch bald darauf ihrem Schmerz und Kummer über den Verlust des einzigen, geliebten Sohnes unterlag. Durch ihren Tod nun wurde Ida die unumschränkte Besitzerin aller Güter der Herren von Bebenburg, da Jedermann der festen Ueberzeugung war, daß Wolfram nie mehr in die Heimath zurückkehren würde. „Jetzt" — so schloß Benedict seine Erzählung — „sitzt Diejenige, deren Eure gute, selige Mutter sich im Leben so liebevoll angenommen, als Herrin auf der Burg Eurer Väter und vergeudet mit ihrem Buhlen, dem Seldenecker, das schöne Erbe, statt es Euch zu erhalten und Euch ein treues Herz zu bewahren, wie sie es vor Gott und der Welt gelobt hat, die Undankbare! Nein, sie war der Liebe Eurer seligen Mutter, war Eurer Liebe nicht werth, denn sie ist doch an all' dem Unheile Schuld, das seitdem über uns ergangen ist."

Ruhig und scheinbar ganz theilnahmslos hörte Wolfram Benedict's Erzählung an; sein Blick war unverwandt auf das steinerne Grabmal gerichtet; —

war es Gefühllosigkeit oder Gleichgültigkeit? — mit Nichten, aber es ist eine Erfahrung, die Unglückliche oft machen; wenn ein heftiger Schmerz unsere Seele trifft, und besonders, wenn wir Verluste erleiden, die nicht mehr zu ersetzen sind, da erfüllt diese Eine Empfindung unser ganzes Inneres so sehr, daß in den ersten Augenblicken kein anderer Eindruck, mag er noch so stark seyn, mehr Raum darin gewinnt. Dieß war auch Wolframs Lage; der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter war für ihn das bitterste Gefühl; das Unrecht, das Ida an ihm begangen, konnte ihn jetzt weniger niederdrücken, da es im Grunde nur eine Fortsetzung ihres früheren Benehmens war. „So könnt' ich also" — begann er endlich nach langem Schweigen mit wehmüthiger Stimme zu Benedict — „so könnt' ich also wieder umkehren, dahin, woher ich gekommen bin? so wäre es also nicht genug, daß ich die Untreue einer heuchlerischen Seele erfahren mußte, auch aus meinem rechtmäßigen Erbe soll ich durch sie vertrieben werden? O Burg meiner Väter, dir, wohin ich mich in mancher Stunde so heiß zurückgesehnt habe, soll ich auf ewig Lebewohl sagen, soll dich einer Buhlerin und einem leichtsinnigen Buben als Beute überlassen! Doch nein, diese Schande wird Wolfram von Bebenburg nicht auf sich laden. Gelt, lieber Alter, noch sind ja meine treuen Diener Konrad, Ruprecht und Wolfgang und vor Allen mein wackerer Burgvogt Oswald am Leben, die werden ihren Herrn und Gebieter wohl noch kennen?" „Ach, wäre das so", entgeg-

nete Benedict betrübt, „aber da drüben im Friedhofe, dort, wo das noch hellglänzende Kreuzlein steht, liegt der Burgvogt begraben; er war ja schon hoch bei Jahren, als Ihr in's heilige Land gezogen; der starb gerade noch zu rechter Zeit, um die traurigen Veränderungen auf der Burg nicht mehr mit ansehen zu müssen; hätte er aber das Leben behalten, es wäre Manches nicht geschehen, — und Eure treuen Diener, die hat man aus der Burg weggejagt, weil sie sich nicht nach den Wünschen und dem Willen der neuen Herrin fügen wollten. In mir allein, lieber Junker, seht Ihr noch die ganze Mannschaft Eurer Getreuen, aber sagt mir frei heraus, was ich für Euch zu thun vermag? Daß ich alt und kraftlos bin, das sagen Euch meine Haare, die ja schon damals weiß waren, da Ihr sie noch als kleines Knäblein zerzaustet. Aber gesetzt, daß ich Euch auch mit der Kraft eines jugendlichen Armes dienen, daß ich auch kämpfend Euch zur Seite stehen könnte, was würde das Alles helfen? Ida, die unrechtmäßige Besitzerin Eures Eigenthums, hat einen mächtigen Beistand an dem Ritter von Seldeneck, der wird nicht ferne seyn, um sie zu wahren in ihrem Raube; und außerdem schützen sie ja Mauern und Gräben, die Ihr wohl kennt, — die sind fest und tief und haben schon manchem feindlichen Sturme kräftig widerstanden." „Und dennoch" — entgegnete Wolfram — „will ich heute noch in der Burg meiner Väter seyn; ich werde mich doch vor einem Weibe nicht fürchten!" „Ein einziges Wort noch", rief der Alte,

als Wolfram sich schon anschickte, weiter zu reiten, „übereilet Euch nicht, viellieber Junker, denn durch Euch allein werdet Ihr nie zum Zwecke kommen. Man wird Euch allerdings in die Burg einlassen, ist aber der Seldenecker oben, dann ist es unwiderbringlich um Euch geschehen."

Wolfram beachtete die Warnung des Alten nicht, sondern gab seinem Pferde die Sporen und ritt den Burgweg hinan. Schon lange lag die Burg im Dämmerlichte, als er vor der Zugbrücke ankam, doch war das Fallgitter noch nicht herabgelassen. Dreimal schlug der Ritter mit seinem Schwertknaufe an das eiserne Thor und gleich darauf erklang das Horn des Wächters über demselben. Nach einiger Zeit hörte er auf der Zinne der Burg reden und glaubte eine männliche und weibliche Stimme unterscheiden zu können; zugleich gelangte auch die Frage des Wächters herab: „Was ist Eure Losung?" „Für Christi Grab", war Wolframs Antwort. Jetzt trat wieder eine Pause ein, während welcher man mehrere Stimmen durcheinander vernahm. Nun fragte der Wächter wieder nach dem Abzeichen des Fremden: „Die rothe Burg mit zwei Thürmen im silbernen Felde". Auf diese Antwort hin stieg der Wächter vom Thurme herab, um das Thor zu öffnen; schon klirrte der Riegel, Wolfram war abgestiegen und hielt den Zaum seines Pferdes — da hörte er eine leise Stimme hinter sich, er blickte zurück — und vor ihm stand der alte Benedict, der ihm im Dunkel des Abends nachgeschlichen war. „Um Gottes Willen,

viellieber Junker," — bat er — „setzet den Fuß nicht in die Burg, Euch droht schändlicher Verrath; der Seldenecker ist oben, ich habe seine Stimme gehört." Wolfram dankte dem treuen Diener für die wohlgemeinte Warnung, aber er hielt es für unwürdige Feigheit, jetzt noch umzukehren. Das Thor öffnete sich und er trat ein. Ein unbekannter Diener nahete sich, bewillkommte ihn mit einem gleichgültigen Gruße und nahm ihm das Roß ab. Sonst ließ sich keine lebendige Seele sehen, während er durch den Burghof schritt, Niemand begegnete ihm auf der Treppe — er öffnete das Wohngemach, wo er als Knabe so oft aus- und eingegangen war; aber, wie verändert, wie ganz anders fand er da Alles! Früher stand in der Mitte ein großer Tisch von Eichenholz und der alterthümliche Lehnstuhl, worin schon der Großvater als Kind geschaukelt worden war, sonst waren an der Wand die großen Geweihe von Sechszehnendern befestigt, die der Urgroßvater schon erlegt hatte, und an diesen hingen Schwert und Jagdgeschoß herab. Alles dieß war jetzt verschwunden und statt dessen sah er überall Einrichtungen und Geräthschaften wie in den Wohnungen der Großen des Morgenlandes. Ach! hätte er auch nicht zuvor schon die traurige Kunde von der Mutter Hingang erfahren, er mußte jetzt doch erkennen, daß Andere in seinem Eigenthume hausen, und daß die Wohnung alterthümlicher Einfachheit in einen Sitz der Pracht und Schwelgerei umgewandelt sei.

Unwillig ließ sich Wolfram auf einer der seidenen Ottomannen nieder; er harrte lange, nur leise

Stimmen und Fußtritte in ziemlicher Entfernung konnte er vernehmen. Eine Stunde lange mochte er etwa da gesessen seyn, als ein Diener mit Wein und Brod hereintrat, ihn mit kurzen Worten grüßte und beides auf ein feingearbeitetes Tischlein niedersetzte. „Darf ich Euch nicht Waffen und Rüstung ablegen; Herr Ritter?“ fragte der dienstbare Geist, „Ihr werdet Euch ohne Zweifel doch bald schlafen legen; meine Gebieterin könnet Ihr diesen Abend nimmer sprechen, sintemal es schon sehr spät an der Zeit ist.“ „Sage deiner Gebieterin,“ antwortete Wolfram eben so entschieden, daß zwar der Weg vom Jartthale bis zu dem Stammhause der Ritter von Bebenburg ein sehr weiter und für den, der ihn in Einem Tage zurückgelegt hat, allerdings ermüdend ist; dessen ungeachtet will ich meine Rüstung anbehalten, hab' ich doch schon so manche Nacht im Eisenkleide zugebracht, und sein Schwert legt der Ritter ohnedieß nur da aus der Hand, wo er gewiß weiß, daß er sich unter dem Schutze eines gastfreundlichen Daches befindet.“ Der Diener wünschte gute Nacht und entfernte sich.

Jetzt erst erschien unserem Ritter die Warnung des alten Benedict recht bedeutungsvoll; hatte es wirklich nicht alles Ansehen, als ob ihm hier eine Falle gelegt werden sollte? Niemand war ihm zur Begrüßung entgegen gekommen, der Diener hatte Wehr und Waffen von ihm verlangt, zwei Umstände, die gewiß nicht ohne Absicht geschehen waren. Einem Andern wäre unter solchen Verhältnissen ernstlich bange geworden, allein Wolfram kannte keine Furcht, wenn

nur sein gutes Schwert neben ihm lag. So hielt er sich geraume Zeit aufrecht; Gedanken der verschiedensten Art kreuzten sich in seinem Kopfe und ließen keinen Schlaf in seine Augen kommen.

4.

Eben schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde; die Lampe, welche auf dem Tische stand, brannte nur noch schwach, das Oel war fast schon alle geworden. Wolfram hatte sein Schwert aus der Scheide gezogen und neben sich hin gelegt. Aber mit dem Erlöschen des Lichtes schien unsern Ritter auch seine Wachsamkeit verlassen zu wollen; er senkte das Haupt auf die Ottomanne nieder und bald drückte der Schlummer seine Augenlieder zu.

Wir gönnen dem Ermüdeten seine Ruhe; ach! es war ja der erste Schlummer, dessen er nach so langer Entfernung in der Burg seiner Ahnen wieder genoß, und mit ihm schlummerte auch der Schmerz, der seit jenem Augenblicke, da er neben dem Grabmale seiner guten Mutter kniete, nimmer aus seiner Seele gewichen war: schönere Bilder von glücklicher Heimkehr, Bilder, die lindernden Balsam in die bittern Erfahrungen der Wirklichkeit goßen, schwebten jetzt vor seiner entfesselten Phantasie vorüber.

Kaum war Wolfram völlig eingeschlafen, so naheten zarte Tritte dem Gemache, die Thüre öffnete sich leise und eine jugendliche Gestalt trat herein. Sie blieb zuerst unbeweglich am Eingange stehen, betrachtete den Schlafenden eine Weile, dann näherte sie

sich allmählig und sah, wie er die beiden Hände vor dem Gesichte hielt. Ida — das ist die Nachtwandlerin im weißen Kleide, — griff mit zitternder Hand nach Wolframs Schwerte; schon hatte sie es erfaßt, als dieser, wie wenn er im Schlafe gefühlt hätte, daß ihm seine Waffe entwendet würde, eine unwillkürliche Bewegung machte; doch erwachte er nicht, sondern änderte nur seine Lage. Jetzt zeigte sich sein Angesicht, es waren die Züge des einst so blühenden Jünglings, dem Ida in mancher Stunde Liebe und Treue geschworen hatte; wohl erkannte sie den einstigen Geliebten, er war noch derselbe, — aber das Roth seiner Wangen war verschwunden, und Furchen, die der Kummer eingegraben, lagen auf seiner Stirne. Da legte Ida das Schwert wieder aus der Hand und sah den Schlafenden an; sie vergaß, was sie thun wollte, Thränen füllten ihre Augen; lieber hätte sie anstatt des Schwertes seine Hand ergriffen und an ihr Herz gedrückt. Sie kniete vor der Ottomanne nieder, schon will sie den geliebten Schläfer wecken und ihn reumüthig um Verzeihung anflehen, daß sie unter dem Einflusse des Verführers so tief gesunken sei, Untreue und Undank gegen ihn und die gute Pflegemutter geübt und es sogar über das Herz gebracht habe, ihm, dem Schlafenden, sein Schwert zu entwenden, um ihn wehrlos der Rache seines Todfeindes zu überantworten. Schon hatte sie die Hand nach Wolfram ausgestreckt, um die seinige zu ergreifen, da hörte sie leise Tritte hinter sich; sie wandte sich um und sah Cuno von Seldeneck mit rachgierigem

Blicke unter der Thüre stehen. Wohlbekannt mit dem Winke des wildrollenden Auges, erhob sich Ida, faßte noch einmal das Schwert und eilte, indem sie dasselbe in der zitternden Hand trug, von dem Lager des Schlafenden hinweg. Der Seldenecker empfing die Waffe aus Ida's Hand und nun verschwanden Beide unter der Thüre.

Unterdessen schlief Wolfram ohne Unterbrechung fort; schon graute der Morgen und der Wächter auf der Zinne verkündete den anbrechenden Tag, da kamen festere Schritte über die Hausflur, das Gemach öffnete sich und eine vermummte Mannsgestalt trat herein. Wohl verhüllte eine Larve die Gesichtszüge des Wandlers, aber wir kennen die hohe, schlanke Gestalt und den aufrechten, trotzigen Gang, wenn wir gleich das racheglühende Auge nicht erschauen. Eine kurze Waffe blinkte unter dem weiten Mantel hervor, der Mann schlich leise zu Wolframs Lager hin, lauschte eine Zeit lang, und als er sah, daß jener fest schlief, zog er den Mordstahl unter dem Gewande hervor und stieß ihn gegen die Brust des Schlafenden. Aber die Spitze des Dolches brach an dem Brustpanzer ab, den Wolfram im Schlafe weder gelüftet noch von sich geschnallt hatte, und in demselben Augenblicke drang ein lauter Schrei in des Mörders Ohren; es war Ida, die ihm nachgeschlichen war, um ihn an der Ausführung seines teuflischen Vorhabens, das sie wohl geahnt hatte, zu verhindern.

Durch den erhaltenen Stoß war Wolfram plötzlich aus dem Schlaf aufgefahren; er sah den

Seldenecker, wuthschnaubend über das Mißlingen des Meuchelmordes, vor sich stehen, wollte sein Schwert fassen, aber — es war nirgends zu finden. Blitzschnell raffte er sich auf, vergebens suchte er nach einer Waffe, nur seinen Helm, den er vor dem Schlafen abgelegt hatte, fand er; gewichtig schleuderte er diesen gegen Cuno, der sich nach der Thüre flüchtete und Ida am Arme mit sich fortriß. Der Helmwurf verfehlte jedoch den Bösewicht, und ehe Wolfram vom Lager sprang, hatte der von Seldeneck schon die Thüre zugeworfen und unter teuflischem Hohngelächter fest verriegelt. Umsonst raste und wüthete der Eingeschlossene gegen die Thüre, umsonst zerschlägt sich seine Faust an ihren schweren, eichenen Dielen; jetzt will er durch die Fensteröffnungen einen Ausweg suchen, aber die dichten Eisenstäbe spotten seiner angestrengtesten Kraft; seine Wuth und Erbitterung erreicht den höchsten Grad, fruchtlos hat er alle Mittel zur Rettung versucht. Erschöpft von der außerordentlichen Anstrengung, sinkt der Ritter auf sein Lager zurück, sein Zorn über die im Finstern schleichende Bosheit geht in stillen Schmerz über; Thränen entrollen seinen Wangen, nicht über den, der sich einst seinen Freund nannte und jetzt sein Mörder werden sollte, sondern über Ida, die er an der Seite des Verruchten erblickt hatte, um im Bunde mit Jenem ihn ebenfalls zu verderben.

Wir übergehen die schreckliche Scene, wie Cuno von Seldeneck mit Ida verfuhr, die ihm zuerst hülfreiche Hand gegen Wolfram geboten hatte und nun,

von Reue gepeinigt, Ursache war, daß er seine teuflische Absicht nicht zu Ende bringen konnte. Wie er zuvor Liebe gegen sie geheuchelt hatte, eben so trat er ihr jetzt mit dem gehässigsten Ingrimme entgegen. Von diesem Tage an bekam das Fräulein ihren Tyrannen nicht mehr zu sehen, auch sie ward in ein einsames, abgelegenes Gemach verschlossen, denn der Seldenecker, der sie bei dieser Gelegenheit als eine Rückfällige kennen gelernt hatte, befürchtete nicht ohne Grund, daß sie Allem aufbieten würde, um dem frühern Geliebten den Weg zur Rettung zu eröffnen. So sollte also Ida schon jetzt die Strafe für ihren Leichtsinn büßen, denn es haßte sie ja Der, um dessentwillen sie einem edlen, treuen Herzen ihre Schwüre gebrochen, durch den sie sich zum schrecklichsten Undanke, ja selbst zur Genossenschaft am Meuchelmorde hatte verleiten lassen. Wie schmerzlich, ach! bereute sie nun ihr Unrecht, aber noch weit schwerer belastete es ihr Herz, daß ihr jetzt alle Mittel und Wege genommen waren, dem armen Gefangenen Hülfe und Rettung zu verschaffen. Allein gleichwohl erschien diese bald, und zwar von einer Seite, von woher weder sie noch Wolfram selbst es vermuthen konnten.

5.

Schon waren es drei Tage, daß Wolfram sich in der Gewalt seines Feindes befand, — Brod und Wasser, die einzigen Nahrungsmittel, die man ihm gereicht, waren fast schon zu Ende gegangen und Niemand nahete, um nur die geringste Labsal zu

bringen — es hatte allen Anschein, als ob der Seldenecker sich seinen Nebenbuhler auf die leichteste Weise vom Halse schaffen wolle, indem er ihn dem Hungertode preiszugeben beschloß. Eben hatte sich der Gefangene von seinem Lager erhoben und blickte hinab in das Thal, von wo das Kirchlein ihm so freundlich entgegen schaute, als wollte es ihm sagen: „Hier, in meinen stillen Mauern, wo kein Schmerz der Erde, keine Bosheit der Menschen uns mehr erreicht, läßt es sich sanft ruhen": da drang mit Einem Male ein gellender Ton vom Schloßthurme herab zu seinem Ohre und weckte ihn aus seinen Gedanken auf. Der Wächter hatte in das Horn gestoßen und aus der Wiederholung des Rufes konnte man schließen, daß der Burg Gefahr drohe. Bald darauf rasselte das Fallgitter am Thore nieder und nun war kein Zweifel mehr, daß Feinde in der Nähe seien. Laute Tritte und Stimmen von Männern tönten durch die Gänge der Burg, man hörte den Klang von Schwertern und Schildern, die aus den Hallen getragen wurden. Da stieg nach mancher Stunde des Schmerzens wieder ein Hoffnungsstrahl in Wolframs Seele auf; — vielleicht sind es seine Freunde von nahe und ferne, die zu seiner Rettung kommen; aber wer hatte ihnen Kunde von seiner Heimkehr gegeben, wer sie benachrichtet, daß er in die Gewalt des Seldeneckers gerathen sey?

Die Hoffnung unseres Gefangenen wurde indessen zur Wirklichkeit. Er sah von seinem Fenster aus einen reisigen Zug die Burgstraße heraufkommen; lauter

bekannte Wappen entfalteten sich auf den Fähnlein. Voran zog Kunz von Seckendorf, Wolframs naher Vetter von mütterlicher Seite; — wie das grüne Oelblatt einst Noahs Herz nach den Tagen des Jammers erfreut hatte, ebenso winkten die drei glänzenden Lindenblätter in dem Wappen des Seckendorfers Hoffnung dem trauernden Gefangenen entgegen; — neben diesem der Ritter von Vielried; weiß wie der Schnee strahlte der Schwan auf der goldenen Helmzier seines Wappens, ein Bild der Sittenreinheit und Tugend dessen, der ihn zum Zeichen erwählt hatte; hinter beiden ritt Otto von Rammingen mit dem schwarzen Raben im Schilde, der dem Seldenecker Rache und Verderben weissagte, und Wartmann von Rustenberg, dessen silberner Hahn im rothen Felde mit dem Frühesten zur Wache gerufen hatte. Nicht minder furchtbar wehte Luitpold's von Kressenstein Fähnlein mit dem aufgerichteten Schwerte im schwarzen Felde dem Ruchlosen entgegen, der sich nicht gescheut hatte, aller Ehre des Ritterthums zum Hohne, im Dunkel der Nacht der Mörder seines ehemaligen Freundes zu werden. Schon sind all die unheilbringenden Fähnlein mit ihren bedeutungsvollen Wappenzeichen vor der Burg angelangt, aber in einiger Entfernung sieht Wolfram noch eine weitere Schaar mit schweißbedeckten Rossen in hastiger Eile folgen: einer der beiden Führer schwingt mit kräftigem Arme den blanken Schild, worauf drei rothe Muscheln im silbernen Felde glänzen — es ist Ludwig von Eyb, seine Burg liegt entfernter von der Bebenburg als die der Uebrigen;

gleichwohl ist er nicht zurückgeblieben, nachdem er von Wolframs Heimkehr und Unfall Kunde erhalten hatte. Der Andere aber saß mit gesenktem Haupte auf dem Rosse; noch hatte er das Fähnlein nicht aufgerollt, und sein Schild hing am Sattel herab, daß man das Zeichen nicht erkennen konnte. Wie sie aber jetzt an dem Kirchlein angekommen waren, ließ er das Fähnlein hoch flattern und hob, wie zum Gruße, den Schild empor, so daß das Rad mit den silbernen Speichen dem Gefangenen entgegen blinkte. „Er ist es" — rief Wolfram entzückt aus — „der treue Freund und Waffengefährte aus dem Jartthale; so bist also auch du, der Ferneste von Allen, zu meiner Rettung herbeigeeilt! wohl Jedem, der solcher Freunde sich rühmen kann; wohl mir, wie reich bin ich mit Einem Male mitten in meinem Unglücke geworden!"

Nicht lange blieben die Schaaren unthätig vor der Burg stehen. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren trat aus ihrer Mitte hervor — es war derselbe, der vor wenigen Tagen den Ritter von Bebenburg vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt hatte, und, als er seine Mahnung fruchtlos und seine Befürchtungen verwirklicht sah, in eigener Person die Kunde von seines Herrn Unfall von Burg zu Burg trug, alle Ritter der Nachbarschaft ihrer Treue gemahnte und zur Rettung herbeirief. Es war der alte Benedict, des Hauses treuer Diener, der jetzt auch die Stelle des Herolds vertrat, und an Cuno von Seldeneck, der sich auf dem Thore der Burg zeigte,

im Namen sämmtlicher Ritter die ernste Aufforderung richtete, den gefangenen Wolfram urplötzlich frei zu geben und ihm das Besitzthum seiner Väter unbedingt wieder einzuräumen, widrigenfalls schwere Rache an ihm und den Seinigen genommen werden sollte. Cuno versuchte zuerst, sich hinter Ausflüchte aller Art zu verstecken, er schalt den Alten einen Narren, der von ihm die Freilassung eines angeblich Gefangenen begehre, der doch längst schon im heiligen Lande den Tod unter den Schwertern der Saracenen gefunden hätte; „mögen übrigens die Ritter“ — setzte er bei — „immerhin hereinkommen, aber nicht als Feinde, sondern als liebe Freunde, daß ich sie bewirthe beim fröhlichen Mahle, dann wollen wir das Andenken des Verblichenen mit köstlichem Weine begehen, den Fräulein Ida, als deren Vogt ich hier rede, uns kredenzen soll.“ Nun aber ritt ein Zweiter heran, hob sein Schwert mit der Rechten hoch empor und rief mit zornentflammtem Angesichte: „Du lügst, Schändlicher! — denn beim Kreuze seines Schwertes schwört Engelhardt von Berlichingen, daß Wolfram von Bebenburg, mein theurer Waffenbruder, noch am Leben ist. Stand ich ich ihm nicht selbst zur Seite, als er seinen Fuß auf den heiligen Boden setzte, kämpfte ich nicht an seiner Seite gegen die Ungläubigen, und kehrten wir nicht zusammen in die Heimath zurück? Erst vor drei Tagen verließ ich meinen Freund da, wo die Kapelle St. Wendel an den Felsen des Jaxtthales hängt; von da ritt er noch am gleichen Tage zurück auf seine Burg; — jetzt gib ihn heraus, ohne

Weigerung, oder ich werfe dir den Fehdehandschuh hin zum Kampfe auf Tod und Leben."

Cuno schwieg einige Augenblicke, dann aber rief er plötzlich hinab: „Nun denn, wenn ihr so gewiß wißt, daß Wolfram von Bebenburg lebt und in meiner Gewalt ist, so kommt und löset ihm selbst seine Fesseln; der Ritter von Seldeneck zittert vor keinem Feinde!" Mit diesen Worten kehrte er Engelhardt den Rücken und stieg in den Burghof hinab. Jetzt wurden allenthalb Anstalten zur Vertheidigung getroffen; man verrammelte alle Ausgänge der Burg, indem man Quadersteine von ungeheurer Größe vor das Thor wälzte; nur ein einziges unterirdisches Pförtchen blieb offen, um sich, im Falle die Burg von den Feinden überwältigt würde, durch dieses retten zu können. Wohl war die Besatzung der Zahl nach nur gering, aber sie bestand aus lauter rüstigen und kampflustigen Männern, und die Burg selbst, auf allen Seiten von Wällen und doppelten Mauern umgeben, schien jedem Angriffe Trotz zu bieten. Ueberall, besonders aber auf den Thürmen, hatte Cuno seine Leute vertheilt, die Tag und Nacht nicht aus den Waffen kamen; von hier aus konnte den Belagerern mancher Schaden geschehen, und wirklich hatte schon mehr als Einer von den Knechten, welche auf diesem oder jenem Wege in die Burg zu gelangen versuchten, durch die Geschoße der Belagerten den Tod gefunden.

Schon war ein ganzer Tag seit der Ankunft der feindlichen Schaaren verflossen, und noch hatten diese keinen Vortheil von Bedeutung erlangt. Jetzt trat

Engelhardt von Berlichingen vor die versammelten Ritter. „Wollen wir noch länger zwecklos vor der Burg hier liegen“ — redete er sie an — „so wird unserm Freunde keine Hülfe und er kann leicht zuvor ein Opfer der Bosheit des Seldeneckers werden: frisch auf! laßt uns das Felsennest stürmen, denn seine Besatzung ist nur gering und der Erfolg für uns so gut als gewiß. Engelhardts Vorschlag fand allgemeinen Anklang, ohne Verzug wurden die Leitern angesetzt und der Sturm begann auf einmal gegen alle vier Seiten der Burg. Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; jetzt griffen sie mit erneuerter Kraft zum dritten Male wieder an, ein hartnäckiger Kampf begann, Cuno von Seldeneck setzte sich mit wahrem Löwenmuthe zur Wehre, aber vergebens, er mußte endlich der Uebermacht und der nicht geringeren Tapferkeit des Feindes weichen. In ungeordneter Flucht zog sich der kleine Rest seiner Mannschaft in den Hof und von da in die Gemächer der Burg zurück. Allein ehe sich die Belagerer recht im Besitze des Hofes befanden, hatte Cuno bereits das gewichtige Portal, das in die Wohnungen führte, hinter sich zugeworfen und ließ die Sieger ihre Kraft umsonst versuchen, dasselbe zu öffnen. Von da eilte er dem Gemache zu, worin Wolfram nun bereits vier volle Tage schmachtete: er wollte den Hülflosen zuvor noch seiner Rache zum Opfer weihen und dann durch den unterirdischen Gang aus der Burg entfliehen.

Aufs Aeußerste ermattet lag Wolfram auf seinem Lager. Vor zwei Tagen schon hatte er den letzten

Bissen Brod genossen und den letzten Tropfen Wasser ausgeschlürft; kaum war er mehr im Stande, sich empor zu richten. Längst hatte er den Lärmen außer- und innerhalb der Burg vernommen, immer näher kam das Geräusch seinen Ohren, jetzt fuhr der Riegel an der Thüre zurück, und herein stürzte, einem Rasenden gleich, mit racheblitzenden Augen und das blankgezückte Schwert in der Hand, Cuno von Seldeneck. Ein Hieb gegen Wolframs Haupt spaltete diesem die Schiene des linken Arms, den er zum Schutze vorgehalten hatte; ein Strom Blutes floß heraus und bewußtlos sank er auf sein Lager, von dem er sich mit äußerster Mühe etwas erhoben hatte, zurück. Schnell verließ Cuno das Opfer seiner blinden Wuth, um sich dem geheimen Zufluchtsorte zuzuwenden, aber noch hatte er den Fuß nicht über die Schwelle gesetzt, so standen die Rächer vor ihm. Sie hatten mit ihren Streitärten das Portal gesprengt und, das Schreckliche ahnend, die Spur des Seldeneckers verfolgt. „Halt' an, Schandfleck des Ritterthums" — rief ihm der von Berlichingen entgegen, der seinen Freund blutend erblickt hatte — „und wehre dich deines Lebens!" Ein hartnäckiger Kampf begann jetzt zwischen den Beiden vor der Thürschwelle; Cuno hieb voll Unbesonnenheit und Verzweiflung um sich, und während er einmal gegen Engelhardt, der sich mehr zu vertheidigen als selbst zu treffen suchte, allzuweit vorlegte, rannte er in dessen Schwert und stürzte zu Boden. Der Ritter von Berlichingen eilte jetzt zu dem Lager, worauf Wolfram noch bewußtlos lag,

und schloß, obwohl selbst entkräftet von seinen Wunden, den geretteten Freund in die Arme.

Nach und nach hatten sämmtliche Ritter und Knechte das Gemach angefüllt, und freudige Rufe ertönten von allen Seiten, als Wolfram allmählig wieder zu sich kam und die Augen aufschlug. Voll innigen Dankes reichte dieser seinen Rettern der Reihe nach die Hand; am Freundlichsten aber blickte er in Engelhardts bleiches Angesicht und drückte dessen Rechte inbrünstig an sein Herz. Jetzt nahete auch der alte Benedict, faßte Wolframs blutende Hand, umwand sie mit einem Tuche und kniete dann nieder vor dem Lager seines Herrn mit den Worten: „Nun will ich gerne sterben, da ich Euch, mein Theuerster, gerettet sehe.“

Während die Burg von dem Jubelgeschrei und Jauchzen der Sieger wiederhallte, saß Ida traurig und allein in ihrem Kämmerlein, worein der eifersüchtige Cuno sie eingeschlossen hatte. Jeden Morgen und Abend brachte ihr ein Diener spärliche Nahrung, und sie wußte von Allem, was sich seither ereignet hatte, nicht das Mindeste. Niemand gedachte ihrer weiter, als gerade der, dessen sie sich so unwürdig gezeigt hatte. Sobald Wolfram wieder Kraft genug hatte, einige Schritte zu gehen, suchte er das Gemach auf, in welchem Ida sich befand. Mit Beben fuhr sie zurück, als Wolfram eintrat; er aber ging freundlich auf sie zu, und sein Blick zeigte wohl, daß er nicht im Hasse, sondern im Frieden gekommen sei, wenn gleich das Gefühl seines Herzens für sie erloschen war. Geraume Zeit blieben Beide einander stumm

gegenüber stehen, dann unterbrach endlich Ida die Stille; sie ergriff des Ritters Hand und er — zog sie nicht zurück. „Wolfram,“ — schluchzte sie, und Thränen floßen über ihre Wangen — „meine Schuld ist so groß, daß sie mich zu Boden drückt; ich bin untreu und undankbar gegen dich gewesen; aber einen großen Theil dieser Schuld trägt Der, dessen heuchlerischen Worten ich glaubte, er war es, der zuerst die Nachricht von deinem Tode verbreitete. Doch ich — statt sein Lügengewebe zu zerstören, förderte es, und ward so die Ursache, daß der Gram deine gute Mutter, meine Wohlthäterin, dahinraffte. O Gott! wie weit ist es mit mir gekommen, ich konnte an dir zur Verrätherin werden! anstatt dich zu warnen, habe ich selbst die Hand zu deinem Verderben geboten; ich erkannte mein Unrecht erst da, als er den Dolch zog, um deine Brust zu durchbohren, und mein Ruf ihn abhielt von seiner Missethat. Wolfram, du einst mein Geliebter, Sohn meiner zweiten Mutter,“ — fuhr Ida mit bewegter Stimme fort — „meine Ruhe, mein Friede für dieses Erdenleben ist dahin; gib mir den Tod, quäle, martere mich, ich habe Alles verdient, aber den Einen Trost gewähre mir noch in meiner letzten Stunde, sprich das Wort Verzeihung aus, und gerne will ich das Schwerste erdulden.“ Laut weinte Ida bei diesen Worten und harrte zu Wolframs Füßen in demuthsvoller Ergebung auf die Entscheidung ihres Schicksals. Mit einem Blicke voll Mitleiden auf die arme Reuige vermochte der Ritter weiter Nichts zu sagen als: „möge dir Gott vergeben, wie ich dir

vergebe," dann wandte er sich schnell ab und kehrte zu seinen Freunden zurück.

Nun erst genoß der Befreite im Kreise seiner Retter die Freude des Wiedersehens nach so mancher trüben Stunde, und bis zum Abende des andern Tages dauerte der Jubel ohne Unterbrechung fort. Ehe aber die Ritter und Knechte von Bebenburg abzogen, hatte Ida bereits den Weg nach Rothenburg in das Kloster der heiligen Katharina eingeschlagen, wo sie freundliche Aufnahme und den Frieden und die Ruhe wieder fand, die sie in der Welt durch eigene Schuld verscherzt hatte.

Nach und nach wurde es auch auf der Burg wieder stille, sie zählte jetzt nur noch drei Bewohner, diese waren: Wolfram, der alte Benedict und Engelhardt, der noch an seinen Wunden darnieder lag. Wie gerne hätte Wolfram seines Freundes länger gepflegt, aber er genaß, und mit der Genesung war auch die bittere Stunde des Scheidens da. „Wie bin ich jetzt wieder so einsam," — seufzte der Ritter von Bebenburg, als er seinen Freund den Schloßweg hinunter geleitete. „Nun ist ja deine Wohnung wirklich das Klösterlein geworden, das du zu stiften schon längst gelobtest," erwiederte Berlichingen, reichte dem betrübten Wolfram noch einmal die Hand zum Abschiede und gab sodann seinem Pferde die Sporen.

6.

Pfingsten war von jeher die Zeit der Freude und Wonne bei unsern Alten gewesen, denn es fällt ja

dieses Fest gewöhnlich in jenen Monat, der die ganze Natur und alle Herzen zu neuem Leben erweckt, und darum mit Recht den bedeutungsvollen Namen „Wonnemonat" trägt. Auf diese Zeit verlegte man daher auch vorzüglich gerne Hochzeiten und Turniere, denn die Natur ist ja stets die beste Ausschmückerin alles Schönen, das durch wolkenlose Tage an Pracht und Herrlichkeit gewinnt und durch blühende Bäume und grünende Auen den höchsten Reiz erhält. Diese wonnigen Tage waren es auch, die Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, genannt der Rothbart, erkor, um ein Fest zu begehen, mit welchem wieder eine glücklichere Zeit seines Lebens beginnen sollte. Drei Jahre hatte er gleichsam im Wittwerstande zugebracht, denn seine Gemahlin Adelheid, eine geborene Gräfin von Vohburg, zeigte nicht jene Eigenschaften, die einen Mann, wie Friedrich war, glücklich machen konnten. Der Frühling des Jahres 1153 löste endlich diese unselige Verbindung, indem der Cardinal Johann Orsini im Namen des Pabstes Eugen III. zu Constanz die Ehescheidung zwischen Beiden aussprach. Was hinderte nun den Fürsten, der damals in der Blüthe des männlichen Alters stand, der nicht nur alle Eigenschaften besaß, ein großes Volk zu regieren, sondern auch als zärtlicher Familienvater einen engen Kreis von Lieben zu beglücken, eine neue Verbindung zu schließen? und war es nicht Pflicht gegen sich selbst und das Reich, da Adelheid ihm keine Kinder geboren hatte?

Friedrichs Wahl fiel auf Beatrix, die reiche und

schöne Erbin von Burgund, und Würzburg, der alte Herzogssitz des gesegneten Frankenlandes, war der Ort, wo er mit seiner jugendlichen Gemahlin das Beilager zu feiern beschlossen hatte. Zu gleicher Zeit hatte der Kaiser einen Reichstag dahin ausgeschrieben, wozu sich von allen Orten her die Fürsten und Herrn versammelten, deren Zahl um so größer war, da man hörte, daß die ganze Festlichkeit mit einem Turniere beschlossen werden sollte. Durch alle Gauen Frankens verbreitete sich die Kunde, daß der hochverehrte Kaiser Friedrich der Rothbart demnächst in Würzburg eintreffen würde: kein Ritter von nahe und ferne blieb auf seiner Burg; theils waren es Solche, die den Helden noch nicht kannten, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen, theils Solche, die ihn schon auf dem Zuge ins heilige Land hatten kennen lernen und mit ihm in die Heimath zurückgekehrt waren.

Unter die Zahl dieser Letzteren gehörten auch Engelhardt von Berlichingen und Wolfram von Bebenburg. Seit jenen verhängnißvollen Tagen hatte Wolfram die Burg seiner Väter nie wieder verlassen; er führte mit seinem alten Benedict im eigentlichen Sinne des Wortes ein Klosterleben. Nur wenn es die höchste Noth erforderte, ritt er aus und kehrte dann immer so schnell als möglich wieder zurück. Selbst seines Freundes im Jartthale schien er ganz vergessen zu haben, denn er sah ihn seit dem Tage, da dieser ihm zu Hülfe geeilt war, nicht mehr, auch schien er die letzten Worte Engelhardts beim Abschiede, die ihn auf verblümte Weise an sein in der Steinkapelle St. Wendel

erneuertes Gelübde mahnten, ganz aus dem Gedächtnisse verloren zu haben. Allein, obschon Wolfram bisher wie ein wahrer Klausner auf seiner Burg lebte, er konnte doch nicht zu Hause bleiben, als die Kunde von Kaiser Friedrichs Beilager und dem Turniere zu Würzburg nach allen Orten hin ausging. Letzterem besonders wünschte er anzuwohnen, denn schon lange hatte er die Stechlanze nicht mehr erhoben; Helm, Schwert und Schild hingen mit Staub bedeckt an der Wand und das Roß im Stalle hatte sich bisher vergebens gesehnt, seinen Reiter einmal wieder zum Kampfe in Ernst oder Schimpf zu tragen. War auch der Streit zwischen Wolframs Herzen und der Menschheit noch nicht völlig ausgeglichen, jener Streit, der sich seit dem Tage erhoben hatte, da er Ida's Untreue und die Bosheit seines Jugendgenossen erfahren hatte, so lag doch die Erinnerung des erlebten Bittern jetzt minder lebhaft auf seiner Seele, die Zeit hatte seine Jugendkraft wieder hergestellt, und er folgte dem Rufe, der durch alle Gauen Frankens erging, um so lieber, als es darauf ankam, den Ehrentag des edlen Hohenstaufischen Kaisers zu verherrlichen, unter dessen Fahnen er auf Palästina's heiligem Boden gekämpft hatte, dessen Heldenname jedem Krieger vor allen theuer war.

Schon war der größte Theil der fränkischen Ritterschaft in Würzburg eingezogen, als Wolfram von Bebenburg durch das Thor der Stadt ritt. Wenige Stunden zuvor war auch Engelhardt von Berlichingen angekommen. Der Zufall hatte es gewollt,

daß die beiden Freunde nicht gleich bei ihrer Ankunft zusammentrafen, nun aber war es äußerst schwierig, sich aufzusuchen, denn die Menge der Fremden, die von allen Seiten hierher zusammenströmten, war so groß, wie man sich seit langer Zeit nicht mehr erinnern konnte.

Am 17. Junius 1156 traf Kaiser Friedrich mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn in der Stadt ein. Einfach — denn so hatte es der Kaiser ausdrücklich gewünscht — aber herzlich war der Empfang, und auf seinem Angesichte strahlte bei Weitem höhere Freude und Heiterkeit, als bei seinem ersten Besuche im Jahre 1152, da ihn noch ein lästiges Band gefesselt hielt. Nur zwei Tage dauerten die Festlichkeiten der Begrüßung; dann zeigte sich gleich, daß Friedrichs Geist nicht blos mit dem Gedanken eines ihm Glück verheißenden Tages, sondern auch mit ernsteren Dingen beschäftigt war, wodurch das Wohl des Reiches gefördert werden sollte. Ohne Säumen begannen die Geschäfte des nach Würzburg ausgeschriebenen Reichstages. Wladislaw, der Polen Herzog, erschien vor den Stufen des Thrones und erbat des Reiches Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus seinem Besitzthume verjagt hatten. Er fand geneigtes Gehör, denn er war ja zur guten Stunde gekommen, wo des Herrschers Herz der Freude offen und gerne bereit war, auch Anderer Schmerz zu lindern und sie der Freude wieder zu geben. So kam noch Mancher traurig und flehend herbei, und

Alle gingen mit Trost im Herzem und vergnügtem Angesichte wieder von dannen.

Kaum waren die ernstern Angelegenheiten bereinigt, so kam die Kunde, daß die kaiserliche Braut mit ihrem Gefolge den Thoren der alten Herzogsstadt nahe. Umgeben von seinem ganzen Hofstaate und den Großen des Reiches ritt der Kaiser seiner Geliebten entgegen; sie trafen da zusammen, wo der Frauenberg mit seiner Burg über die Ebene emporragt. Jetzt stieg Friedrich vom Pferde und trat seiner Braut mit abgenommenem Hute freundlich grüßend entgegen. Voll Majestät und Anmuth saß Beatrix auf ihrem weißen Zelter; ihr Oheim, Graf Wilhelm von Burgund, war ebenfalls abgestiegen und hielt das Roß seiner Nichte beim Zügel. Ein lauter Jubelruf des Volkes erhob sich; nur mit Mühe konnte man es zurückhalten; Jeder wollte der Erste sein, die fürstliche Braut zu sehen, von deren Schönheit und Tugend schon längst die Kunde vorangegangen war. Der Kaiser bot der Prinzessin die Hand, um abzusteigen, und hob sie in ein prächtiges Sechsgespann, worin sie mit zweien ihrer Frauen Platz nahm. Zur rechten Seite des Wagens ritt der Kaiser und zur linken Graf Wilhelm; so bewegte sich der Zug gegen die Stadt. Als man sich dem Ufer des Maines nahte, war der Strom dicht mit Schiffen und Barken bedeckt, von denen her ein jauchzender Jubel erscholl; die Brücke selbst war dermaßen mit Menschen angefüllt, daß man jeden Augenblick befürchtete, sie werde unter dem Gewichte der Menge zusammenstürzen.

Da konnte der Kaiser sehen, was die gute Stadt der fürstlichen Braut zu Ehren Alles veranstaltet hatte. Von der ersten Straße an, durch die sich der Zug langsam bis zum Kaiserhofe hinter der Domkirche hinbewegte, waren alle Häuser von oben bis unten mit Blumen und Laubgewinden geschmückt; in den Erkern aber standen liebliche Frauen und Jungfrauen und warfen Blumen aus den Fenstern, während das kaiserliche Paar vorüberzog. Als Friedrich mit seiner erlauchten Braut auf dem Münsterplatze ankam, tönte ihnen eine rauschende Musik von dem Balkone der Pfalz entgegen, und unter fortwährendem Jubel des Volkes und immer lauter tönendem Schalle der Justrumente zogen die Hochgefeierten mit dem reichen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn durch das prächtig geschmückte Portal der gastlichen Wohnung ein.

Dieß war der erste Tag des Festes; — noch herrlicher und prachtvoller sollte der folgende werden; es war der Festtag der heiligen Pfingsten. Schon am frühesten Morgen, als die Stadt noch in der Dämmerung lag, läuteten die Glocken von allen Thürmen; nur die große Glocke der Domkirche zu St. Kilian schwieg noch. Diese ertönte in ihren vollen Klängen erst um die neunte Stunde, als der Brautzug nach der Kirche aufbrach. Die Straße vom Kaiserhofe bis zum Portale des Domes war mit Blumen bestreut; Trabanten und Reisige bildeten zu beiden Seiten eine geschlossene Linie, um das Volk, das sich in dichten Massen herbeidrängte, zurückzuhalten.

Den Festzug eröffneten die Jungfrauen der Stadt, sämmtliche weiß gekleidet und Kränze von Maiblumen mit Flittergold auf dem Haupte. Ihnen folgte unmittelbar das erhabene Brautpaar: Friedrich im kaiserlichen Purpurmantel mit der Krone, und zu seiner Rechten Beatrix, die Erbin von Burgund. Sie trug ein Kleid von Seidenstoff mit langer Schleppe, durchwoben von goldenen Bildern mannigfacher Art, und über diesem einen blauen Mantel mit Hermelin gefüttert, den über der Brust eine Spange band, worin ein Edelstein glänzte, der allein eine Grafschaft werth war. Der Gürtel war reich mit Karfunkeln besetzt und durch die blonden Locken war ein Kranz von Myrthen und weißen Rosen geschlungen. Züchtig hatte das Fräulein die blauen Augen zur Erde niedergeschlagen und eine seltene Anmuth spielte um ihren Rosenmund, aus welchem die blendendweißen Zähne, wie zwei Reihen Perlen, hervorglänzten. Hinter dem fürstlichen Paare gingen zwei Grafen; der Eine trug auf einem Kissen von rothem Sammt das kaiserliche Schwert, Scepter und Reichsapfel, der Andere die Krone, womit Beatrix bei der Trauung zum Zeichen ihrer neuen Würde geschmückt werden sollte. An diese schloßen sich die Großen des Reiches und die Gesandten der auswärtigen Herrscher an, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe Edler, Ritter und Knappen.

Feierliche Orgeltöne schallten dem erlauchten Paare entgegen, als sie in das Portal der Kirche eintraten. Herrlicher als je war diese sammt allen

ihren Kapellen ausgeschmückt, und vom Hochaltare trat Bischof Gebhard mit den Herrn des Kapitels, alle in reiche, goldene Meßgewänder gekleidet, den Kommenden entgegen und reichte ihnen das geweihte Wasser dar. Der Kaiser und Beatrix nahmen in den für sie bestimmten Stühlen Platz und nun begann das feierliche Hochamt. Nachdem das Evangelium gesungen war, erhob sich der Bischof von seinem Sitze und trat vor den Altar, um die Trauung vorzunehmen. Friedrich legte den Chormantel an, ließ das entblößte Schwert, Reichsapfel und Scepter vor sich hertragen und nahte so dem Bischofe, indessen von der andern Seite Beatrix, geführt von dem Grafen Wilhelm von Burgund, ebenfalls herzutrat. Beide knieeten vor den Stufen des Altars nieder und nun erfolgte die Einsegnung nach den Vorschriften der Kirche. Nach vollbrachtem heiligem Amte ertheilte der Bischof der ganzen Versammlung seinen Segen und begleitete darauf das kaiserliche Brautpaar zurück in den Palast.

Der Bischof, ein ehrwürdiger Greis aus dem Geschlechte der reichen Grafen von Henneberg, hatte sich von dem Kaiser die Ehre ausgebeten, daß das Hochzeitmahl in seiner Wohnung gefeiert werden möchte. Friedrich gewährte mit seiner gewohnten Huld diese Bitte, und Gebhard, hochbeglückt durch des Kaisers Gnade, bot Allem auf, um seinen Gästen sehen zu lassen, was ein Fürst-Bischof von Würzburg vermöge, wenn es darauf ankomme, seine ganze Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. Alle, die an dem Zuge

zur Kirche Theil genommen hatten, wurden zu dem Mahle geladen; Tafel reihte sich an Tafel, in reichem Maaße floß der edle Frankenwein, der an den Wänden des Frauenberges wächst, und Früchte der seltensten Art, wie nur die Südländer sie hervorbringen, prangten zwischen dem Wildpret und Geflügel aller Art auf den Tischen: denn schon damals galt Würzburg für den Garten des Frankenlandes, dessen Treibhäuser ihre Früchte und Kräuter weithin in alle Länder versenden. Bis in die späteste Nacht dauerte die Freude und Wonne des Mahles; — der dritte Tag sollte ein Fest der Ritter werden.

7.

Schon längst war den Bewohnern Würzburgs die Absicht des Kaisers, das Fest seiner Vermählung mit einem großen Turniere zu beschließen, kund geworden. Ein schöner, freier Platz vor der Stadt ward hiezu auserkoren und rings um denselben eine Menge zierlicher Bühnen für die Frauen und Jungfrauen erbaut. Zwei steinerne Säulen bildeten den Eingang, und diesem gegenüber befand sich eine besondere Bühne für die Preisrichter und Herren des Hofes. Ein mit blauer Seide ausgeschlagener Thronhimmel, über welchem die kaiserlichen Wappen prangten, war für die Neuvermählten bestimmt. Mit Anbruch des Tages wurden die Schranken geöffnet und die Kampflustigen zum Eintritte in dieselben aufgeblasen. Mehr denn zweihundert Ritter hatten sich auf dem Turnierplatze eingefunden, als das kaiserliche

Paar in Begleitung des Bischofs erschien und sich auf den für die erlauchten Herrschaften bestimmten Sitzen niederließ. Nun fing man an die Helme zu theilen. Beatrix selbst und die drei edlen Fräulein, Bertha von Adelsheim, Elsbeth von Eyb und Emma von Stetten wurden zum Amte der Helmtheilung erwählt. Sie theilten die fränkische Ritterschaft in die vom Gaue und in die Ritterschaft der Thäler Jaxt und Kocher. Die burgundischen Ritter, welche sich in dem Gefolge der Prinzessin befanden, so wie die der drei übrigen Lande, die mit dem Kaiser gekommen waren, wurden so getheilt, daß die Ritter vom Rheine den Baiern und die aus Schwaben den Burgundern gegenüber standen. Als Turnierkönige, die zwischen den Seilen halten sollten, wurden zu Blatte getragen: für die Franken Graf Heinrich von Hohenlohe, für die Schwaben Graf Emich von Wirtemberg; für die Baiern Herr Ludwig von Eyb, Ritter, und für Burgund Graf Wilhelm, Oheim der jungen Kaiserin. Nachdem Alles zum Turniere wohl bestellt war und die Glocke zwölf geschlagen hatte, wurden die Schranken geschlossen; — man blies jetzt zum zweiten Male auf, verkündete allgemeine Turnierfreiheit, und gebot bei hoher Pön, daß auf beeden Seiten Niemand anders turnieren sollte, „denn nach ächter Freiheit, wie solches mit adelicher Tugend und kraft uralten Herkommens stets gehalten worden.“ Hierauf wurden die Seile, welche die Ritter bisher getrennt hatten, entzwei gehauen und das Turnier begann. Da kämpfte zuerst die Ritterschaft von Schwaben und

Burgund, je zwei und zwei, dann die Baiern und Rheinländer und zuletzt die Ritterschaft aus Franken und zwar die vom Gau gegenüber denen aus dem Jart- und Kocherthale.

Schon hatten alle der Ordnung nach turniert, da ritten noch zwei aus der Reihe der Franken mit geschlossenem Visir hervor, der Eine hoch und schlank gewachsen, der Andere breitschulterig und von untersetzter Statur. Keiner von Beiden trug ein Helmkleinod, das ihn kenntlich gemacht hätte; nur ein dichter Busch von schwarzen Reiherfedern wallte von den Helmen über die dunkle Rüstung herab, und auch die Pferde trugen weder auf dem Fürbuge noch auf der Decke ein Wappenschild, sondern nur auf dem Kopfe einen Busch von derselben Farbe, wie die Helmbüsche der Ritter. Bei der helmtheilenden Jungfrau hatten sie sich, als man die Wappen auftrug, dahin verantwortet, daß eine Gelübde sie binde, Namen und Herkunft zu verschweigen, und der gänzliche Mangel an jeder Auszeichnung mochte wohl auch der Grund gewesen seyn, daß gerade die Beiden einander zu Gegnern erwählten.

Aller Augen waren auf die räthselhaften Unbekannten gerichtet, und es schien, als ob das beste Kämpenpaar noch auf die Letzte aufbehalten worden wäre. Jetzt legten die beiden Gegner ein, drückten die Lanzen an die Seite und rannten gegen einander. Beider Speere trafen vornen auf der Brust, die Panzer erklangen und die Speere flogen in Splitter. Keiner der Kämpfer bewegte sich im Sattel. Die Turnier-

knechte, welche in der Nähe standen, reichten ihnen neue Lanzen; auch diese zersplitterten gleich den vorigen, aber die Ritter, obgleich sie dießmal sich etwas zurückbeugten, blieben dennoch fest im Sattel sitzen. Schon hatten sie sechs Lanzen mit einander gewechselt, ohne daß Einer den Andern überwunden hätte, da erhob der Ritter von hoher Statur die siebente, drückte sie fest an die Seite, hielt ihre Spitze über das linke Ohr seines Rosses und zielte von Neuem auf des Gegners Brust; aber während er anraunte, fuhr das Thier mit dem Kopfe in die Höhe und der Ritter traf seinen Gegner, anstatt auf die Brust, an der Stelle des Halses, wo der Helm festgeknüpft war. Mit einem lauten Schrei beugte der Getroffene sein Haupt zurück, ließ die Lanze aus der Hand fallen und sank den Turnierknechten leblos in die Arme. Auch der Sieger, von dem unglücklichen Stoße, den er geführt, aufs heftigste betroffen, ließ die Lanze sinken, und einen Schrei des wildesten Schmerzes stieß er aus, als der zurückgefallene Helm seines Gegners ihm das todtenbleiche Antlitz Engelhardts von Berlichingen erblicken ließ. Wie vom Blitze gerührt blieb Wolfram von Bebenburg — das war der schlanke Ritter — lange regungslos stehen, dann stieg er ab und schloß den geliebten Freund, aus dessen Halse das Blut in Strömen floß, mit krampfhafter Heftigkeit in seine Arme. Nur mit der äußersten Mühe konnte er von dem theuern Opfer getrennt werden, als die Turnierknechte naheten, um den Ritter von Berlichingen vom Platze hinweg an einen Ort der Pflege zu bringen,

und als er endlich nachgeben mußte, schwang er sich im vollen Fieber des Wahnsinnes auf sein Roß und ritt eilends von dannen.

So ging das Turnier, welches ein Fest der Freude hatte werden sollen, mit Trauer und Leid zu Ende. Doch wurden die Kampfpreise ausgetheilt, welche die Kaiserin den Siegern mit eigener Hand reichte. Den ersten Dank, aus einem Kranze mit zwölf dichten, goldenen Ringen bestehend, erhielt Herzog Friedrich von Rothenburg, des Kaisers Neffe, der mit fünfzig Rittern, worunter auch Wolfram von Bebenburg gewesen, zum Turniere gezogen war. Er hatte sieben Gegner bügellos gemacht und zwanzig Lanzen waren auf seinem Brustharnische zersplittert worden. Der zweite Dank, eine goldene Armspange, wurde an Blipper von Steinach, einen rheinländischen Ritter, ertheilt, denn der war in der schönsten Rüstung beim Turniere erschienen. Als den dritten legte Beatrix ihrem Landsmanne, dem Freiherrn Bertram von Maltravers, dem entferntesten aller Hochzeitgäste, die nach Würzburg gekommen waren, eine goldene Kette um den Hals. Den vierten Dank endlich — genannt der Dank der Aeltesten — erhielt Ritter Arbogast von Hohenhöwen im Höhgau. Obgleich er schon siebenzig Jahre zählte, wollte er doch seinen Herrn und Kaiser zum Beilager begleiten, und als zum Turniere aufgeblasen wurde, ritt er mit sechs Söhnen und drei Enkeln in die Schranken. Ein Schwert mit goldenem Griffe war der Dank des ritterlichen Greisen.

Nachdem die kaiserliche Braut diese Siegespreise

ausgetheilt hatte, verließ sie am Arme ihres erhabenen Gemahles den Turnierplatz. Manchem däuchte ihr Antlitz traurig, und wohl mochte dem so seyn, denn sie dachte der beiden Kämpen, die eigentlich vor Allen einen Dank verdient hätten; — freilich, die erhielten üblen Dank — der Eine trug eine tödtliche Wunde davon und der Andere eine unheilbare Herzenswunde: Kummer und Gram ob dem geliebten Freunde, als dessen Mörder er sich anklagte. Des Abendtanzes, der gewöhnlich auf ein Turnier folgte, gedachten Wenige mehr; denn die Meisten nahmen innigen Antheil an dem Unfalle der beiden Freunde. Auch auf das kaiserliche Paar, besonders die Braut, hatte das Geschehene einen tiefen Eindruck gemacht; doch war es keine böse Vorbedeutung für ihre Zukunft geworden.

Am folgenden Tage verließ der Kaiser mit seiner jugendlichen Gemahlin die gute Stadt Würzburg unter lauten, herzlichen Glückwünschen des ganzen Volkes; und diese gingen auch in Erfüllung, denn die Geschichtschreiber bezeugen einstimmig, daß Beatrix ihren Gemahl immerdar geehrt und zärtlich geliebt habe.

8.

Nicht nach Schloß Bebenburg, das Ritter Wolfram bisher in Gemeinschaft seines alten Dieners bewohnt hatte, wenden wir uns jetzt, um den vom Unglücke verfolgten jungen Mann wieder aufzusuchen, sondern nach einem Orte, den wir schon früher kennen gelernt haben, — es ist die Kapelle St. Wendelins zum

Stein. Dort kniet an dem kleinen Altare, wo vor Jahren zwei ritterliche Jünglinge den Bund ewiger Treue und Freundschaft beschworen hatten, ein Waldbruder von schlanker Gestalt, im härenen Gewande, ein Strick schlingt sich anstatt des Gürtels um seine Hüfte, und oft gleiten die Kügelein des Rosenkranzes durch seine Finger, während der Knieende andächtig zu dem Altarbilde emporblickt und sein Mund sich im Gebete bewegt. Das ist Bruder Wolfram. Unter diesem Namen kennt ihn die ganze Gegend; wir aber erkennen in ihm den Ritter von Bebenburg, den Büßenden ob dem Tode seines Freundes Engelhardt. Schon seit mehr als einem Jahre, nachdem das verhängnißvolle Turnier zu Würzburg gehalten worden war, hat er hier seinen Aufenthalt gewählt; — die Burg seiner Väter war ihm nicht mehr einsam genug gewesen, obgleich er daselbst fast wie in einem Kloster gelebt hatte, denn Alles, was ihn dort umgab, mahnte ihn noch zu sehr an ritterliches Thun und Treiben. So oft der Wind durch den alten Waffensaal wehte und Helm, Schild und Lanze an einander schlug, trat ihm jener schreckliche Augenblick auf dem Turniere vor die Seele, wo seine Lanze des Freundes Hals durchbohrt hatte; so oft das Roß im Stalle wieherte, gemahnte es ihn jener Stunde, wo durch dessen unheilvolle Bewegung seine Rechte zum Verderben des Freundes geleitet worden war, und jedesmal kehrte der Zustand des Wahnsinnes, der ihn damals beim Anblicke des Erbleichten angewandelt hatte, wieder zurück. Darum ließ er Alles unter

der Obhut seines treuen Dieners zurück und suchte wieder den Ort auf, der schon beim ersten Besuche einen so wohlthätigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht hatte. Bald war der Felsen über der Kapelle, in welchem sich seit alten Zeiten eine Höhlung befand, zu einer Wohnung eingerichtet. Von Holz und Steinen baute er eine Seitenwand in die Höhle, eine kleine, natürliche Oeffnung bildete das Fenster, und eine größere den Eingang, den er mit einer Thüre verschloß. Sein Lager bestand aus Stroh und Laub, und die Früchte der wild um die Kapelle wachsenden Bäume und Stauden waren nebst den Fischen der vorbeifließenden Jaxt seine Nahrung. Jeden Morgen stieg er hinab in die Kapelle und betete auf den Knieen bis um die neunte Stunde, hierauf suchte er seine Lebensbedürfnisse, und wenn er dann sein spärliches Mahl gehalten hatte, begab er sich wieder in die Kapelle zur Andacht und betete für die Seele seines verblichenen Freundes.

Schon hatte er beinahe ein Jahr lange in diesen frommen Uebungen zugebracht, schon waren Tausende von Gebeten aus reuiger Seele emporgestiegen zum Throne des Allbarmherzigen, der jedem Reuigen Ruhe und Frieden verleiht; Wolfram ging von Tage zu Tage getrösteter und beruhigter von dem kleinen Altare weg und oft schien das Bild des Gekreuzigten, das sich auf der Marmorplatte des Altars befand, ihn recht liebevoll anzublicken; — aber immer noch war die wahre Ruhe, der rechte Friede, der allein des Herzens Aengsten stillt, nicht bei ihm eingekehrt!

Eines Tages — es war der Tag, den er nie vergessen konnte, den er stets in schmerzlicher Erinnerung beging, der Tag, an welchem seine Lanze dem geliebten Freunde die Todeswunde versetzt hatte — da hatte Wolfram länger als gewöhnlich in der Kapelle zugebracht, er hatte sich wund geknieet, und noch wollte er nicht aufhören in seiner Andacht; schon brach die Dämmerung herein, und Dunkelheit umgab den Altar und den, der an seinen Stufen knieete, so daß nur noch das marmorne Blatt mit dem Bilde des Gekreuzigten sichtbar war. Wolfram hatte sich tief auf die Steinplatte niedergebückt, dieselbe, worauf er einst mit seinem Freunde Engelhardt den Schwur ewiger Treue erneuert hatte, er rang die Hände im heißesten Gebete, daß es doch dem, der aller Sünder sich erbarmt, gefallen möge, die schwere Schuld von seinem Herzen zu wälzen und den Frieden wieder darin einkehren zu lassen. Jetzt blickte er empor und sah, wie eine wundervolle Helle ihm entgegenstrahlte; zur Rechten des Altares stand eine weiße Gestalt, ein Heiligenglanz schwebte um ihr Haupt und ein Hirtenstab lag in ihrer linken Hand. Heftiger Schauer überlief im ersten Augenblicke den Betenden, doch bald faßte er sich, denn die Erscheinung lächelte ihm freundlich entgegen und breitete segnend die Rechte über ihm aus. Da faltete Wolfram die Hände und wollte eben den Mund öffnen, um zu reden, denn er glaubte, der Geist seines Freundes sei ihm erschienen, da begann die Gestalt, und es klang wie Töne aus Himmelshöhen:

„Fürchte dich nicht, Wolfram, ich bin Wendelin, dessen Namen diese Kapelle trägt, einer der Heiligen Gottes; — der Herr hat dein Gebet erhört und mich hieher gesandt, um dir Ruhe und Frieden für dein bekümmertes Herz zu verkündigen. Aber erfülle auch Du jetzt das Gelübde, das du einst erneuert an dieser Stätte. Gehe zwo Meilen abwärts von hier längs dem Flusse, und du wirst in ein schönes Thal gelangen, wo du ein Haus gründen magst zur Ehre deines Gottes, der dich beschützt hat vor dem Schwerte der Ungläubigen und aus den Gefahren des Meeres wohlbehalten zurück geführt in deine Heimath." Nachdem die Erscheinung also gesprochen, verschwand sie augenblicklich wieder, es ward dunkel in der Kapelle, wie zuvor, und als Wolfram sich von dem Altare aufrichtete, um in seine Wohnung zurückzukehren, war es schon so finster geworden, daß er kaum mehr die Stufen unterscheiden konnte, welche auf den Felsen hinaufführten. So war denn nun die letzte Mahnung, sein Gelübde zu erfüllen, an ihn ergangen, und dießmal nicht vergebens.

9.

Kaum graute der Tag, so machte sich Wolfram auf den Weg, den ihm die Erscheinung bezeichnet hatte, um das schöne Thal aufzusuchen. Ach, es war ihm ja keine fremde Gegend, die er durchwanderte, hatte er doch vor einer Reihe von Jahren schon an der Seite Engelhardts von Berlichingen den gleichen Weg zurückgelegt. Allein damals war er so

ganz mit den Gedanken an seinen Freund, den er verlassen sollte, beschäftigt, daß er auf die Reize der vor ihm liegenden Landschaft beinahe gar nicht achtete; jetzt dagegen hatte Alles für ihn ungleich höhere Bedeutsamkeit, und je weiter er ging, desto wahrer fand er die Worte des heiligen Wendelin. Ungefähr ein Stündchen mochte er so fortgewandelt seyn, da öffnete sich das Thal allmählig und eine breite Wiesenflur stellte sich ihm dar, durch die sich der Jaxtfluß in mannigfachen Krümmungen hinabschlängelte. Von einem vorspringenden Berge blickten die Thürme einer Burg, wovon die Dynastie von Krautheim ihren Namen führte, majestätisch herab. Ruthardt von Krautheim hatte damals seinen Sitz auf dieser Veste; ein ehrenwerther Ritter, der nicht mit unrechtem Gute seine Hand befleckte, obgleich seine Burg so gelegen war, daß sie jeden Vorüberziehenden leicht gefährden konnte. Hier auf diesem schönen Plane hätte Wolfram so gerne den Ort erkoren, um das Gotteshaus, das er gelobt hatte, zu gründen, aber die Weisung des Heiligen führte ihn weiter. Stets folgte er dem Laufe des Flusses; das Thal verengte sich jetzt wieder und ein schöner Wiesengrund, von waldigen Höhen bekränzt, lachte dem Wanderer entgegen. Wunderbar ward ihm zu Muthe, als er hieher seinen Fuß setzte; es kam ihm vor, wie wenn es erst gestern gewesen wäre, daß er sich hier mit seinem Freunde Engelhardt niedergelassen hätte, um auszuruhen von den Mühen der Jagd, und noch deutlich erinnerte er sich der Stelle, wo eine klare Quelle herausfloß, an der sie damals

ihren Durst stillten. Um gewiß zu werden, ob er sich nicht täusche, schritt er weiter vorwärts bis in die Mitte des Thalgrundes, und wirklich sprudelte hier eine Quelle des reinsten Wassers aus dem Felsen hervor.

Hier setzte sich unser Pilger nieder und gedachte voriger Zeiten, wie er vor sieben Jahren eben hier so vergnügt an der Seite seines Freundes gesessen war. „Ach!" — sprach er laut zu sich selber — „wie könnte ich so freudig fürbaß schreiten und der Burg Berlichingen zueilen, die nicht ferne von diesem Platze liegen muß, wohl hinter jenem waldigen Bergrücken, unter dem der Fluß dahin rauscht — aber jetzt, wie würde man mich aufnehmen, wenn ich der Burg nahete, mich, der ich den theuern Sohn, den wiedergekehrten aus den Gefahren des Heerzuges, von der Seite zärtlich liebender Eltern weggerissen habe. Nein, ich will wieder zurückkehren auf meine Klause, daß mich nicht die Hinterbliebenen des Freundes hier antreffen und als den Uebelthäter erkennen, der gebrandmarkt ist vor der ganzen Welt, wie Cain, nachdem er seinen Bruder erschlagen hatte. Ich will zurück, und wenn auch das Wort des Heiligen nicht in Erfüllung geht, wenn ich auch keine Ruhe, keinen Frieden für meine Seele finde; denn hier kann mir das nimmermehr zu Theile werden, hier, wo die Wohnung so nahe liegt, aus der ich selbst Frieden und Freude hinweggenommen habe."

Während er so mit sich selbst redete, jagte ein Rehkalb an ihm vorüber, und bald ertönte Hunde-

gebell hinter dem flüchtigen Wilde her. Wolfram, der bisher sein Haupt auf die Hand gestützt hatte und trübselig zu Boden schaute, blickte auf und sah, wie hinter der Höhe, unter der sich die Jaxt hinschlängelt, ein stattliches Jagdgefolge aus dem Dickicht des Waldes hervorritt. Er stand auf, um den Weg, den er gekommen, wieder zurückzugehen, aber das Gefolge war ihm früher nahe, als er geglaubt hatte. „Halt' an, guter Waldbruder," rief eine bekannte Stimme ihm von hinten zu. Wolfram blieb stehen und drehte sich um; ein Ritter im glänzenden Jagdkleide stand neben ihm, es war — Engelhardt von Berlichingen der Todtgeglaubte. Wie vom Blitze getroffen blieb Wolfram regungslos stehen, seine Zunge war nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Nicht minder befremdet war Engelhardt selbst, als er seinen Freund im härenen Büßergewande erblickte, seinen Freund, der freilich durch Kummer und Reue so gealtert war, daß er sich kaum selber mehr ähnlich sah. Noch hatte Wolfram sich nicht zu sammeln vermocht, denn was hier vor seinen Augen vorging, hielt er für nichts Anderes als für eine Erscheinung aus dem Reiche der Abgeschiedenen, um seinem schon so sehr geängsteten Gewissen neue Qual zu bereiten. Als aber Engelhardt seine Arme um den Hals des Freundes schlang und beider Herzen an einander klopften, da blickte Wolframs Auge, das zuvor starr hingesehen, freudig in das Auge des theuren Wiedergefundenen und er überzeugte sich, daß es kein Trugbild sei, das ihn umfaßt hielt,

sondern sein vielgeliebter Freund und Waffenbruder, Engelhardt von Berlichingen in wirklicher Gestalt und Person.

Wir wollen nun aus Engelhardts eigenem Munde vernehmen, was sich seit dem verhängnißvollen Turniere zu Würzburg mit ihm zugetragen hatte.

„Als mich an jenem Tage" — so lautete seine Erzählung — „deine Lanze getroffen hatte, wurden alle meine Sinne mit Einem Male umnebelt, doch konnte ich dein Weherufen sowie das Geschrei des umstehenden Volkes wohl noch vernehmen. Man brachte mich hinweg, es wurde allmählig stille um mich, und als ich nach einem, wie mir däuchte, langen Schlafe erwachte, saß eine wunderholde Jungfrau an meiner Seite, die bisher meinen Schlummer gehütet hatte. Freudig blickte sie mich an, wie ich die Augen aufschlug, und es schien mir, als ob sie an meiner Wiedergenesung innig Antheil nehme. Bald erfuhr ich, daß die Unbekannte ein Fräulein aus dem Gefolge der Kaiserin, und von ihrer Herrin ausdrücklich verordnet worden sei, für meine Verpflegung Sorge zu tragen, was sie auch wirklich mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit that. Kurz nach dem Turniere verließ der Kaiser mit seiner Gemahlin die Stadt, aber Adelheid, meine liebenswürdige Pflegerin, blieb zurück, denn sie wollte abwarten, bis ich von meinen Wunden völlig wieder genesen seyn würde. Aber während sie durch ihren angestrengtesten Fleiß diese zu heilen versuchte, schlug sie selbst meinem Herzen eine neue Wunde, und die war weniger heilbar als jene,

er einst so heiß geliebt, die so schweres Unrecht an ihm begangen hatte, und deren Andenken er doch nie aus seinem Herzen zu verbannen vermochte. Wenige Erörterungen von Seiten seines Freundes Engelhardt brachten ihn indessen von seinem Staunen zurück.

Ida und Adelheid waren Töchter Einer Mutter, der wegen ihrer Anmuth und Schönheit weit berühmten Elsbeth von Nortenberg, aber beide waren unter verschiedenen Verhältnissen geboren. Ida war die Frucht einer geheimen Verbindung mit dem edlen, aber armen Junker von Entsen; sie wurde in ihren ersten Jahren bei geringen Leuten erzogen, bis der alte Ritter von Bebenburg, ein Freund und Gönner ihres Vaters, den sie schon im dritten Jahre verlor, sie bei sich aufnahm. Noch vor dem Tode ihres Geliebten war Elsbeth von ihrem Vater genöthigt worden, einem reichen und mächtigen Ritter der Gegend, Herrn Hugo von Finsterlohr, ihre Hand zu reichen. Sie brachte aus kindlichem Gehorsam dieß Opfer, das um so schwerer für sie war, als ihr neues Verhältniß nicht mehr erlaubte, das Kind ihrer Liebe als das ihrige anzuerkennen und in ihrer Nähe zu wissen. Bald nachdem sie ihrem Gemahle eine Tochter geboren hatte, endete der Tod ihren geheimen Kummer, und kaum ein Jahr nach ihrem Hingange fand auch Hugo von Finsterlohr sein Ende in einer Fehde mit einem seiner Nachbarn. So war denn auch Adelheid schon im ersten Lebensjahre eine vater- und mutterlose Waise geworden. Sie wurde hierauf an den Hof Herzogs Friedrich nach Rothenburg gebracht, wo

sie erzogen wurde, und kam von da aus in das Gefolge der Prinzessin Beatrix, als diese ihr Beilager zu Würzburg feierte.

Wolfram besaß jetzt mit Einem Male Aufschluß über Ida's Abkunft, worüber sein Vater stets strenges Stillschweigen bewahrt hatte, und ein Räthsel war gelöst, das seine vorangegangene Mutter selbst, trotz alles Nachforschens, nie zu enthüllen vermochte.

Wenige Tage nur verweilte Wolfram auf Schloß Berlichingen. Ehe er dasselbe betrat, schienen Ruhe und Frieden wieder in sein Inneres zurückkehren zu wollen, denn das Bewußtseyn so großer Schuld war ja von ihm gewichen; aber während er dort umherwandelte, ward ihm wieder schwerer um das Herz, denn er sah täglich das Ebenbild derjenigen, die zuerst den Frieden von ihm genommen hatte. Er blickte hinab in das schöne Thal und jetzt traten ihm die Worte des heiligen Wendelin wieder vor die Seele. „Laß' mich," — sagte er am Morgen des vierten Tages zu seinem Freunde Engelhardt — „laß' mich zurückkehren in meine einsame Klause, dort ist meinem armen Herzen am wohlesten, dort will ich beten und mit stiller Ergebenheit in den Willen dessen, der unser Aller Geschicke lenkt, an das gedenken, was einst war und jetzt nicht mehr ist." „So hat also die Welt gar keinen Reiz mehr für dich, mein armer Freund?" — fragte Engelhardt schmerzlich — „so kannst du keine Freude finden beim Anblicke des häuslichen Glückes deines Bruders, daß du wieder von ihm ziehen willst, von dem, den

die Vorsehung dir zum zweiten Male geschenkt hat?" „Wo ist vollkommene Freude, Friede und Ruhe," entgegnete Wolfram, „wenn im Herzen des Menschen ein Wunsch, ein Gelübde noch unerfüllt bleibt?" „So nenne mir diesen Wunsch, vielleicht kann ich mit dem Wenigen, was ich habe, beitragen zu seiner Erfüllung." „Laß mich ein Haus bauen zur Ehre Gottes an der Stelle, wo ich dich, den ich todt glaubte, zum ersten Male wieder sah, und die schwere Schuld von meiner Seele gewälzt wurde; dann hast du meinen sehnlichsten Wunsch, und i ch habe das Gelübde erfüllt, das ich seit sieben Jahren in mir trug." „Es sei, der Platz mit dem ganzen Thalgrunde sei dein Eigenthum und das Eigenthum des Gotteshauses, das du hier gründen wirst; auch will ich dir förderlich seyn in Allem, dessen du sonst noch zu Vollbringung deines frommen Werkes bedarfst. Aber Eines sollst du mir gewähren: laß mich ruhen in deinem Hause, wenn ich dereinst zu meinen Vätern fahre, nebst meiner Gemahlin und meinen Kindern und Allen, die nach mir kommen und sich des Stammes und Namens von Berlichingen nennen."

Was Engelhardt versprochen hatte, das hielt er auch getreulich. Schon nach wenigen Tagen sandte er seine Frohnleute aus, die mußten die ganze Waldung um den Platz, genannt Hochfeld, auslichten, und an der Stelle, wo die Quelle fließt, wurde der Grundstein zum Kirchlein gelegt. Wolfram von Bebenburg trat selbst unter die Zahl der Arbeiter, und bald stieg das Kirchlein in die Höhe, denn Engelhardt ließ

alle Nothdurft an Holz und Steinen in reichlicher Menge herbeischaffen. Wolfram war der Erste, welcher am Altare des neuen Gotteshauses diente, und nachdem sich noch drei weitere Brüder, Bernard, Niveling und Sibodo zu ihm gesellt hatten, zog er mit diesen gen Würzburg und bat den Kaiser, der sich eben wieder dort aufhielt, um die Confirmation des Klosters und den Bischof Gebhard von Henneberg um den Consens zu einer Sammlung. Beides wurde ihm ohne Widerrede bewilligt, und nun bauten sie sich Zellen an das Kirchlein; die Zahl der Brüder wurde immer größer und sie erwählten aus ihrer Mitte einen Abt Namens Herwig, denn Wolfram wollte der Geringsten Einer bleiben und ward für Alle ein Vorbild der Frömmigkeit und Demuth. Das Kloster aber wurde von seiner Lage „Schönthal" genannt, denn so war es dem Stifter angedeutet worden von St. Wendelin in der Steinkapelle.

VII.

Das Grabmal auf Castell.

Kennst du den stillen Ort,
Wo von dem Grame
Dein Herz genesen kann?
Grab ist sein Name.

Altes Volkslied.

1.

„Hol' mir meine Netze, Rosa!" — rief eines Morgens Matthäus, der Fischer von Petershausen, seinem Töchterlein zu, — „ich will versuchen, ob ich heute nichts fange, es ist Markttag; da magst du dann unsere Waare zur Stadt tragen und einkaufen, was wir bedürfen." Rosa kam auf den Ruf ihres Vaters mit dem Netze in der Hand, aber ihr Blick war düster, und leicht konnte man in ihren Augen noch Spuren von Thränen entdecken, die sie schon in der Frühe des Tages geweint hatte. „Warum so betrübt, mein Kind?" sprach Matthäus, „ich sehe, du hast geweint, was fehlt dir denn?" „Ach, lieber Vater," entgegnete das Mädchen, „was sollte mir fehlen, da ich Euch habe, aber" — bei diesen Worten verhüllte sie das Gesicht mit ihrem Tuche und

Thränen brachen aus ihren Augen — „laßt Euch erbitten, lieber Vater, bleibet heute zu Hause und geht nicht auf den See.“ „Warum denn nicht? weißt du nicht, daß unser Waarenvorrath alle ist; ich muß ans Geschäft, um etwas zu erwerben, es ist ohnedieß demnächst dein Namenstag, und da möcht’ ich uns doch, dir zu Ehren, ein Stündlein gütlich thun.“ „Laßt dieß, lieber Vater, ich will schon mit meiner Hände Arbeit dafür sorgen, daß es uns bis dahin an einem vergnügten Tage nicht fehlen möge, aber heute, ich bitte recht inständig, bleibet zu Hause. Ich hatte diese Nacht einen gar schrecklichen Traum, ich sah Euch am See die Netze auswerfen, und wie schon einige Fischlein darin lagen, kam von der Au her ein mächtiger Aar auf Euer Schifflein niedergestürzt und wollte Euch die Fische rauben, ihr schluget nach ihm, er aber flog Euch ins Gesicht und hackte Euch die Augen aus. Da erwachte ich; es ahnete mir, als ob heute etwas Trauriges bevorstünde, und darum habe ich auch in der Frühe schon so geweint.“ „Was Träume,“ sagte der Alte, „darauf ist nicht zu gehen. Sieh nur, wie der See so heiter, wie die Reichenau so schön beleuchtet ist, was sollte mir da begegnen? laß deine Sorgen, ich werde wohl einen guten Fang thun, und dann wird mein Röschen mit Einem Male wieder fröhlich werden.“

Matthäus nahm sein Geräthe auf die Schulter und bot seiner Tochter die Hand zum Abschiede. Rosa ergriff dieselbe und bedeckte sie mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen, nur stumme Seufzer

drängten sich aus ihrem Herzen. Mit Mühe wand sich der Alte los und ging, weinend begleitete ihn Rosa zum Fahrzeuge und lange blickte ihr thränenvolles Auge dem Vater nach.

Das Mädchen blieb noch eine Zeit lang am Ufer stehen und sah, wie der Vater der Stelle des Sees zuruderte, die man Eichhorn nennt; hierauf ging sie wieder in ihre Wohnung zurück. Noch war sie nicht dort angekommen, als ein Junker zu Pferde die Straße herabsprengte; es war Ritter Otto von Castell, der so eben seine Burg verlassen hatte, um nach Constanz zu reiten. „Guten Tag, Röschen!" rief der junge Ritter, das Mädchen aber erwiederte kaum seinen Gruß, sondern eilte ihrer Wohnung zu, — doch blickte ihr thränendes Auge bald noch einmal zurück und der Ritter sah wohl, daß dieß kein Blick des Hasses war. Wunderbare Gedanken zogen bei dieser Scene durch Otto's Seele. „Was mag wohl dem lieben Mädchen fehlen?" dachte er bei sich. Schon oft war er an des armen Fischers Wohnung vorbeigezogen, und noch immer ward ihm ein freundlicher Gruß aus des Mädchens rosigem Munde zu Theil geworden. „Heute so gleichgültig und Thränen im Blicke? das muß ich wissen," sprach er bei sich, „ich will sie selbst fragen." Schon wollte er in die Fischerhütte eintreten, da besann er sich schnell wieder eines andern; „nein," dachte er, „sie ist allein zu Hause, ihr Vater fuhr eben auf den See, es möchte ihr unangenehm seyn, ich will lieber später wieder einsprechen, wenn er zurückgekehrt seyn wird." Traurig ritt

er die Straße dahin, denn Rosa's Schmerz, von dem er Spuren in ihren Augen entdeckt hatte, ging ihm sehr zu Herzen. Schon war Otto eine Strecke auf der Straße vorwärts geritten, als das Mädchen an das kleine Fenster ihrer Hütte trat und ihm nachblickte. „Es ist doch nicht recht," meinte sie jetzt, „daß ich dem lieben Herrn seinen Gruß nicht erwiederte, es mag ihm wehe gethan haben. Aber ich darf ja nicht, mein Vater sieht es nicht gerne, daß ich ihm gut bin, und doch liebt er mich so aufrichtig; — freilich, der Vater hat Recht, ein armes Mädchen und eines reichen Ritters Sohn, das will sich nicht gut zusammen schicken. Auch hätten die Leute gleich wieder Böses geredet, wenn ich nur ein Weilchen zu ihm hingestanden wäre. Nein, lieber Vater, deine Tochter will dir keinen Kummer machen, eher will ich den Ritter vergessen, so schwer mir dieß auch werden wird." Ein Seufzer entstieg bei diesen Gedanken ihrer Brust, der wohl zeigte, daß ihr Entschluß ihr nicht so leicht werden würde, denn schon geraume Zeit hatte ein Gefühl für Otto in ihrem Herzen Platz gewonnen, welches man Anfangs freundliche Zuneigung nennt, bis es sich immer entschiedener entfaltet und den Namen Liebe erhält.

Der Fischer Matthäus gehörte zu den Leuten des Ritters von Castell, er war es unter den Fischern des Fleckens hauptsächlich, der die Tafel seines Herrn mit Fischen versorgte. Da hatte Röschen immer, schon als sie noch ein ganz kleines Mädchen war, die Fische nach der Burg tragen müssen, und brachte dann jedesmal

ihrem Vater doppeltes Geld nach Hause, denn der Ritter von Castell, Otto's Vater, hatte das Mädchen wegen seiner Artigkeit und Bescheidenheit lieb gewonnen. Des Ritters Sohn war beinahe in gleichem Alter mit Röschen, jedesmal verweilte sie, wenn sie ihre Waare an den Koch abgegeben, noch einige Zeit auf der Burg und sah dem Spiele des muntern Knaben zu; — nach und nach näherte sich dieser dem Mädchen und das Kind des armen Matthäus wurde bald die liebste Spielgenossin des reichen Rittersohnes. So gründete sich frühe in den Herzen der Beiden eine innige Zuneigung. Otto und Röschen wuchsen heran, der alte Matthäus ahnete, daß die Neigung seines Töchterleins zu dem Junker und Otto's Neigung gegen sie leicht noch mehr werden könnte, und er trug deßhalb von nun an seine Fische selbst auf die Burg, denn dem Gerede der Leute mochte er sein liebes Kind nicht aussetzen, das sein einziger Trost werden sollte, nachdem er sein gutes Weib zu Grabe getragen hatte. Rosa besuchte von nun an die Burg Castell nicht wieder, aber nichts desto weniger blieb sie ihrem Jugendgespielen gut wie er ihr.

Lieblich senkte die Sonne ihre Strahlen eines Tages auf die herrliche Insel Reichenau herab und lockte die Herrn des reichen Convents aus ihren düstern Zellen hinaus. Die Einen wandelten durch die schönen Wiesenauen, Andere erholten sich auf den traubenschwangern Rebhügeln und noch Andere ließen sich auf dem See spazieren führen, fischten oder trieben sonstige Kurzweile. Zu den Letztern hielten sich

auch zwei edle Conventualen, Mangold von Brandis, Probst und Kellerherr des Klosters, ganz nahe verwandt mit dem damaligen Abte Eberhard von Brandis; und Edmund von Altenklingen, Domcantor des Convents. Beide waren von ganz verschiedenem Charakter; Edmund hatte ein äußerst sanftes Gemüth, denn wo Liebe zum Gesange ist, da kann nicht wohl etwas Rohes und Unreines im Herzen seyn; der Probst Mangold dagegen war ein hitziger, unversöhnlicher und rachgieriger Mann. Ob er gleich das eiserne Gewand seiner Vorfahren mit der Mönchskutte vertauscht hatte, so war darum doch sein Inneres für edlere Gefühle nicht empfänglicher geworden, unter dem härenen Gewande schlug ein Herz, noch härter als der Stahl, welcher einst die Brust seiner erlauchten Ahnen bedeckt hatte. Diese beiden Herrn nun suchten sich auf dem See zu vergnügen. Sie beriefen zwei Männer von den eigenen Leuten des Gotteshauses, welche einen Nachen zurüsten und die geistlichen Herrn auf dem See herum führen mußten.

Schon waren sie gegen das sogenannte Eichhorn gekommen, welches das Gebiet des Gotteshauses Reichenau von dem der Fischer von Gottlieben scheidet, als der Probst mit Einem Male ausrief: „halt' Schiffer, ich sehe dort Jemanden am Eichhorn in einem Nachen sitzen; trügt mich mein Auge nicht, so ist es ein Mann, der Fische fängt." Der Fährmann hielt eine Weile; „es mag seyn, ehrwürdiger Herr," sagte er zu dem Probste, „es ist ein Fischer, der eben jetzt sein Netz auswirft." „So laß uns schnell fahren,"

befahl dieser, „das ist einer, der in unserem Gebiete fischt, ein Constanzer, die mir stets zuwider waren, fahre schnell, daß wir ihn noch erreichen können.“ In Kurzem waren sie zur Stelle. Matthäus der Fischer — denn dieser war es, den die Herrn von ferne erblickt hatten — fuhr ruhig in seinem Geschäfte fort. Gerade zog er sein mit Fischen angefülltes Netz aus dem Wasser. Mit freudigem Blicke über den reichen Fang lud er die Fische aus, wollte eben das Netz reinigen und wieder nach Hause zurückfahren, als der Probst ihm entgegenrief: „halt, Fischer und laß sehen, was du gefangen hast!“ Matthäus lenkte seinen Nachen zu dem Schifflein der geistlichen Herren hin, entblößte sein Haupt und sprach demüthig: „wählet Euch, ehrwürdige Herren, von dem reichen Fange, den mir Gott bescheeret hat, nach Belieben Einiges aus.“ Neidisch sah der Probst auf die Menge Fische hin, die im Nachen lagen und entgegnete mit höhnischem Lächeln: „du bist gar zu gütig, Fischer, sage vielmehr: „„hier bring' ich Euch, liebe Herren, was ich Euch gestohlen, lasset mir nur ein Fischlein zukommen aus Gnade,““ schau her, frecher Bube,“ — des Probstes Augen rollten bei diesen Worten wild herum, und sein Gesicht, das schon lange mit kupferrother Farbe überzogen war, (denn nicht umsonst war er des Convents Kellerherr) wurde noch feuriger; — „schau her, dieß ist des Klosters Gebiet, in welchem du deine Netze auswarfst mit frevelhafter Hand.“ „Verzeihet, ehrwürdiger Herr, entgegnete sanft der Fischer, daß ich sagen muß, Ihr habet Unrecht; dort ist

der Pfahl, welcher die Gränze zwischen der Au und denen von Gottlieben scheidet, ich habe sie nur überschritten, um eurem Schifflein näher zu kommen, weil ich sah, daß Ihr auf mich zurudertet.“ „Wie, du willst mich noch Lügen strafen, frecher Bube?“ schrie der Probst mit noch wilderer Stimme; „nehmt ohne Weiteres die Fische,“ herrschte er seinen Leuten zu, „sie sind des Klosters.“ Auf ihres Herrn Befehl stiegen nun die Schiffleute in den Nachen des armen Matthäus und wollten ihm seinen Fang entreißen; der aber griff nach dem Ruder, hob es in die Höhe und sprach: „wenn Ihr mir Unrechtes zufügen wollt, so erwartet von mir ein Gleiches; wer mir zu nahe tritt, den trifft mein Ruder — nichts für ungut, ihr geistlichen Herren.“ Der Fischer wehrte sich tapfer um seine Beute und die beiden Ruderer des Probstes richteten nur wenig aus. „Nun, wenn er seine Fische nicht lassen will,“ rief der Probst, „so nehmet ihn selbst.“ „Laßt das sein, mein Bruder,“ redete ihm Edmund, der Sängerherr, zu, „es ist nicht recht gehandelt von Euch; der Fischer hat nicht in unserem Gebiete sein Netz ausgeworfen, ich kenne die Gränzscheide wohl.“ Doch der Probst hörte auf die Mahnung seines Mitbruders nicht, sondern ermunterte seine Leute noch mehr durch das Versprechen: „wer mir den Buben bindet, der soll ein gutes Trinkgeld erhalten.“

Schneller als Matthäus sein Ruder zur nöthigen Gegenwehr ergreifen konnte, fielen ihm die beiden Schiffleute des Probstes in den Rücken; seine riesige

Kraft mußte endlich der Stärke von Zweien unterliegen. Ein Dritter kam noch dazu, das war der Probst selbst, der band eigenhändig mit einem Stricke die Arme des niedergeworfenen Matthäus. In wenigen Augenblicken war Alles geschehen. „Mein Bruder,“ rief der Sängerherr, „ihr thut Unrecht vor Gott und Menschen, dessen mag ich nicht Zeuge seyn, ich fahre zurück und will es dem Abte melden.“ „Ah, bah,“ lachte der Probst, „d e r ist einstimmig mit mir; ich gelte in der Au Alles, und zudem ist ja der Abt mein Herr Vetter.“ Edmund ergriff das Ruder und steuerte mit eigener Hand der Insel zu; dort angekommen, eilte er in das Kloster und in das Gemach des Abtes, aber er fand es bei diesem unwürdigen Manne ganz, wie der Probst es vorausgesagt; das Ende der Rede war: „mein Sohn Mangold hat recht gehandelt, denn solches geschieht für des Klosters Rechte.“

Indessen fuhr der Probst mit seinem Gefangenen der Insel zu. Matthäus redete während der ganzen Fahrt Nichts, sondern blickte nur von Zeit zu Zeit grimmig in des Probstes mitleidsloses Auge. „Du wirst mich nicht mehr lange grimmig anblicken,“ sagte Mangold mit bedeutsamem Nachdrucke. Bald waren sie an dem Theile der Insel angekommen, welcher die uralte Burg Schopfeln trägt. „Hier,“ sprach der Probst zu dem Fischer, „magst du büßen für den Frevel, daß du dich einem Herrn von der Au widersetztest.“ Er winkte einigen Leuten, welche am Ufer standen, diese kamen herbei und führten den Gefan-

genen der Burg zu. „Hier magst du deines Handwerks eine Zeit lang müßig gehen," sagte Mangold mit teuflischem Lächeln, „dort unten im Kerker treibe Kurzweil mit Kröten und Unken und büße für die Vielen von Constanz, die mir schon lange gehässig sind." Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging dem Kloster zu. Matthäus aber ward von den Leuten des Probstes gebunden in die Burg Schopfeln geführt. Als man im untersten Verließ angelangt war, wurde er losgebunden, die Thüre abgeschlossen und der arme Fischer seufzte in einem der abscheulichsten Gefängnisse.

2.

Während dieß Alles geschah, saß Rosa zu Hause in traurigen Gedanken an ihrer Arbeit. Das Essen war zugerichtet; jeden Augenblick glaubte sie die Fußtritte ihres Vaters zu vernehmen, aber immer sah sie sich wieder getäuscht. Mittag war längst vorüber, sie ging an das Wasser hinab und spähte umher, ob sie nicht einen Nachen erblicke; — nirgends war eine Spur zu sehen. „O Gott," seufzte das Mädchen bei sich, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen ist! — ach, mein Vater, warum habt Ihr meinem Rathe nicht gefolgt!" Sie harrte lange am Ufer, aber es wollte sich Nichts zeigen; dann setzte sie sich nieder und schaute mit thränendem Blicke über die blaue Fluth. Plötzlich hörte sie eine männliche Stimme hinter sich rufen, sie blickte auf und vor ihr stand Ritter Otto von Castell. „Warum schon wieder

Thränen im Auge, liebes Kind?“ forschte der Junker mit freundlicher Stimme. Rosa erwiederte kaum den Gruß, sie verhüllte ihr Gesicht; nur ein Schluchzen war ihre Antwort. „Mein Vater, ach, mein armer Vater!“ — dieß waren die einzigen Worte, die sie endlich hervorbrachte. „Sei ruhig, liebes Röschen,“ tröstete sie Otto, nachdem er den Grund ihres Schmerzens vernommen hatte, „dein Vater wird wiederkehren; vielleicht ist er in Constanz bei der Fischerzunft, und hat sich nur in Etwas verspätet.“ „Ach,“ seufzte Rosa, „wenn meinem Vater Unheil widerfahren, wenn ihm gar am Leben etwas geschehen wäre, wo soll ich Verlassene hin!“ „Wie magst du doch so gar verzweiflungsvoll und übereilt sprechen,“ entgegnete Otto, „weißt du denn nicht, daß ein Freund dir zur Seite steht, der dich nie verläßt, der dich zu schützen vermag in aller Noth und Gefahr des Lebens, der dich schützen will, und gälte es auch gleich sein eigenes Leben.“ Die letzten Worte des Ritters trösteten das trauernde Mädchen, sie blickte auf zu Otto, und voll Liebe erwiederte dieser ihren Blick, der ihm noch reizender vorkam, da Thränen in demselben perlten. „Ja, Ihr werdet mich schützen,“ sagte Rosa, „das vertraue ich zu Euch, Ihr werdet vor den Menschen diejenige nicht verläugnen, die Eure Jugendspiele mit Euch theilte, der Ihr Euer Wohlwollen und Eure Freundschaft schon in so mancher Stunde zu erkennen gegeben habt.“ „Bei dem Kreuze meines Schwertes schwöre ich es dir, liebes Mädchen,“ rief Otto, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Brust — „in

jeder Noth wende dich zu mir; wer dich oder deinen Vater kränkt, der ist mein Feind — ich will dein Rächer seyn, das können Menschen mir nicht wehren, das kann selbst mein Vater nicht, denn er will, daß auch ich den Namen eines Ritters nicht umsonst führe. Ach! dürfte ich nur handeln, wie ich wollte, du wandeltest längst nicht mehr in der armen Fischerhütte herum.“ „O, schweigt doch von dem, lieber Junker,“ erwiederte Rosa, „und wecket die frühern Hoffnungen, die längst dahingewelkt sind, im Herzen nicht mehr auf. Bleibet nur mein Freund — dieß einzige Wort haltet mir — wenn ich Eures Schutzes bedarf; damit ist die arme Fischerstochter ja zufrieden.“ Mit diesen Worten wand Rosa ihre Hand aus der des Ritters und eilte ihrer Wohnung zu; doch ihre Thränen hatte das Versprechen Otto's von Castell nicht stillen können. Otto stieg den Burgweg hinan, aber ihn erfreute nicht der Gesang der Vögel, nicht wohlthuend waren ihm die letzten goldenen Strahlen der Sonne, die eben im See niedertauchte. Das weinende Mädchen war das Bild seiner Träume.

Nur sehr kurze Zeit verweilte Rosa zu Hause; die immer bängere Sorge um ihren Vater trieb sie wieder hinab an den See. Schon erschien der Mond am Himmel und beleuchtete die nicht entfernte Reichenau. „Mein Vater!“ rief Rosa weinend in die Fluth hinaus, „ach, mein Vater, wo bleibt Ihr denn?!“ Sie band einen Nachen los, auf dem sie einigemale schon in Begleitung ihres Vater gefahren war, stieg in denselben, ergriff das Ruder und steuerte

in den See hinaus. Sanft gleitete das Fahrzeug durch die Fluthen, sie lenkte es dem Eichhorn zu, jenem Platze, wo ihr Vater gewöhnlich zu fischen pflegte. Sie fand hier nirgends eine Spur von dem Vermißten; — nicht ferne war die Reichenau, — ihr guter Engel leitete sie dieser Insel zu. Dort landete sie an der Stelle, wo die Burg Schopfeln liegt. Wunderbar! als sich ihr Nachen dem Ufer näherte, erblickte sie am Landungsplatze das Schifflein ihres Vaters an einem Pfahle angebunden.

Die alte Burg Schopfeln ist nur auf der einen Seite gegen Westen von der Seefluth bespült, und gerade dort, als dem sichersten Theile, war das Verließ für die Gefangenen. Tief gingen die Mauern ins Wasser hinab. Oberhalb der Wasserfläche war eine Oeffnung angebracht, durch welche frische Luft in das Kerkerloch des armen Fischers strömen konnte. Nahe bei dieser Oeffnung stieß Rosa's Nachen an die Mauer und blieb eine Weile an derselben lehnen: Horch, da hörte das Mädchen Laute einer menschlichen Stimme; sie hielt ihr Ohr hin und lauschte — Gott, welcher Schrecken und welche Freude doch auch zugleich, sie vernahm die Stimme eines Betenden, sie vernahm ein ihr dem Inhalte nach bekanntes Nachtgebet — es war die Stimme ihres Vaters. „Mein Vater," rief sie hinunter, „o Gott, ist das eure Stimme, die ich vernehme?" „Ach, leider ja," erwiederte der Gefangene, „aber wie kommst du hieher?" „Lieber Vater, Gott hat mich hieher geführt, um Euch zu retten, aber welche böse Macht hat denn

solch schreckliches Geschick über Euch verhängt?" Mit wenigen Worten erzählte der alte Matthäus seiner Tochter die Schlechtigkeit des mitleidslosen Probstes. „O, wie sind doch die Menschen so böse," seufzte Rosa; „ach, warum habt Ihr auch meinem Rathe nicht gefolgt, — doch, sagt mir, lieber Vater, was kann ich für Euch thun?" „Meine Tochter," entgegnete Matthäus, „der mich gefangen nahm, ist ein schlimmer Mann, und wird mich wohl lange schmachten lassen, doch hat er es gethan ohne Wissen des Abtes. Vielleicht läßt der mich frei — gehe zum Bischof nach Constanz, der vermag etwas bei ihm, denn er ist sein Vetter — und läßt der Abt mich nicht frei, so wird hoffentlich die Fischerzunft zu Constanz etwas für mich thun: sie werden ihren Zunftgenossen doch nicht verderben lassen." „Wisset Ihr aber auch gewiß, lieber Vater," fragte Rosa, „daß das Euch zugefügte Unrecht ohne den Abt geschah? — dann will ich selbst zu ihm gehen und ihn bitten; freilich gehört er nicht eben unter die wackern Regenten der Au, doch, mit Gott will ich es wagen! Gott der Barmherzige tröst' Euch indessen, lieber Vater, und verleih' Euch eine gute Nacht!" „Gott segne dein Vorhaben, liebes Kind!" sprach der Gefangene.

Rosa dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihr gezeigt, wo ihr Vater schmachte und sie selbst zu dessen Retterin erkohren habe. Sie ergriff das Ruder und steuerte längs der Insel hinauf. Schon war die Zinne des Thurmes, den einst der würdige Abt Hatto erbaut hatte, vor ihren Augen, bald war sie am Landungs-

plaße des Klosters, wo eine Straße zu demselben führte. Jeßt erst däuchte es ihr schwer, das Werk auszuführen — ein Mädchen, und allein in ein Kloster gehen. Doch, die kindliche Liebe überwand alle Bedenklichkeiten.

Hell erleuchtet war noch die Burg Reichenau, genannt die Pfalz, welche Abt Diethelm von Castell in herrlichem Style erbaut hatte. Von lautem Freudengeschrei ertönten die weiten Hallen, die oft schon das Nachtlager von Kaisern und Königen gewesen waren. Auch dießmal war gerade Besuch auf der Burg. Heinrich von Brandis, der Bischof von Constanz, ein naher Anverwandter des Abtes, hatte von seinem Lustschlosse Hegne herüber eine Spazierfahrt auf die Reichenau gemacht; er verweilte sich dieses Mal länger als gewöhnlich bei seinem geistlichen Vetter, die Herrn saßen in traulichem Kreise bei einander und thaten sich gütlich. Abt Eberhardt hatte Allem aufgeboten, um sich vor dem Bischofe in vollem Glanze zu zeigen. Der Ritter von Salenstein, als Schenke der Reichenau, mußte gar oft den Becher mit edlem Schlaitheimer kredenzen, um die stets durstigen Kehlen der geistlichen Herren zu laben. Der von Hohenkrähen, als Truchseß, hatte das beste Wildpret aufgetischt, das auf dem Gebiete sämmtlicher Klostervasallen erjagt werden konnte. Doch man achtete der Speisen nimmer so sehr, seitdem der edle Schlaitheimer so fleißig seine Runde machte. „Wen machen nicht alle Becher beredt?“ so hieß es jeßt auch bei den geistlichen Herren, die mehr als gewöhnlich dem lieblichen Tranke zuge-

sprochen hatten. Bald war kein Unterschied mehr zwischen Bischof und Abt, es galt jetzt nur das trauliche „Herr Bruder“ zwischen ihnen, während die Becher erklangen, und selbst den übrigen Amtherren wurde von Seiten des Bischofs dieser Titel öfters zu Theile. „Herr Bruder“ — so wandte sich der Bischof im Verlaufe des Gespräches an den Probst Mangold von Brandis, der neben ihm saß — „mich will bedünken, meine Constanzer seyen Euch nicht gar grün.“ „Das kümmert mich wenig,“ erwiederte mit lallender Zunge der Kellerherr, „mein Schlaitheimer schmeckt mir nicht minder gut, wenn auch die Spießbürger mir grollen. Doch, Ihr dürft Euch eben nicht allzusehr vermessen, auch Ihr sitzet nicht gar fest auf Eurem Stuhle, jeden Tag wär' es ihnen angenehm, wenn Ihr der Welt Valet geben wolltet.“ „Das mag Euch so hingehen,“ sagte der Bischof, „wegen der Vetterschaft, die bleibt ja doch zwischen uns; was kümmern uns die Constanzer.“ „Zum Teufel,“ schrie der Probst mit lallender Zunge, „mögen sie alle fahren, darauf laßt uns die Gläser anstoßen, Herr Bruder!“ Der Bischof, Abt Eberhardt und Probst Mangold stießen die Becher aneinander, daß es laut erklang; doch noch lauter tönte ihre Stimme, und die der übrigen Amtherren und Conventualen: „zum Teufel mit dem gemeinen Krämervolke in Constanz und am ganzen See!“

Noch ertönte das Geschrei der geistlichen Herren, in das auch der Ritter Wölfle von Brandis, Vetter des Abtes und Probsts, so wie alle anwesenden

Dienstleute des Klosters einstimmten, als der Pförtner mit der Meldung eintrat, „es sei noch Jemand draußen, und wünsche den gnädigen Herrn Abt zu sprechen.“ „Zum Henker,“ rief dieser, „läßt man uns denn nie ungestört, wann uns wohl ist? — mag morgen kommen.“ „Mit Erlaubniß, gnädiger Herr,“ sagte der Klosterbruder, „es ist, so viel ich im Scheine des Lichtes wahrnahm, ein Mägdlein, und bittet dringend um Gehör.“ „Ah! Herr Bruder,“ fiel der Bischof ein, „so etwas könnt Ihr freilich nicht abweisen, und ich weiß, Ihr thut's auch nicht.“ Auf einen Wink des Abtes ging der Pförtner hinaus und kam in wenigen Augenblicken, mit einem holden Mädchen von neunzehn Jahren an der Hand, wieder zurück. Stumm und schüchtern blieb das Mädchen stehen, als sie den hellerleuchteten Saal und die Tafel, umgeben von so vielen geistlichen und nichtgeistlichen Herren, erblickte und gab so der Versammlung wider Willen Gelegenheit ihre schönen Gesichtszüge zu betrachten, denn damals trugen nicht-adelige Jungfrauen noch keine Schleier, auch wäre es bei Rosa in der That Schade gewesen, wenn sie ihre schönen, lebensfrischen Wangen und ihr blaues Augenpaar mit solch einem neidischen Tuche verhüllt hätte. „Bei St. Jörgen, meinem Schutzpatrone“ — sagte Wölfle von Brandis, indem er als geübter Kenner das Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen hinab musterte — „um die könnt' ich schon eine Lanze brechen, ob es mir gleich nur eine Dirne von gemeinem Stande zu seyn dünkt.“ „Und ich,“ bemerkte der Probst, „möchte wohl auch

um ihretwillen der Kutte entsagen, wenn ich nur noch ein Jährlein fünfzehn oder zwanzig jünger wäre." So bemerkte der Eine Dieß, der Andere Jenes, und manche Rede entfiel den geistlichen Wüstlingen, worüber Rosa, ohne gerade ihren eigentlichen Sinn zu erfassen, doch unwillkührlich erröthen mußte. „Ei, so komm doch heran, schönes Kind," rief der Abt, nachdem er sie lange genug mit seinen lüsternen Augen begafft hatte — „du willst ja zu mir, wie ich höre, wem gehörst du, und was ist dein Anliegen?" Nach einigem Zögern nahete sich das Mädchen, küßte dem Abte ehrfurchtsvoll die Hand, ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder und begann: „Ehrwürdiger, gnädiger Herr, ich bin die Tochter des armen Fischers Matthäus von Petershausen, ich komme und bitte Euch flehentlich, daß Ihr meinen Vater losgeben möget, der in Eurer Burg Schopfeln gefangen liegt, — und ich weiß doch nicht, was der arme Mann verbrochen hat" — bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und konnte nicht weiter fortreden. „Schon gut, schon gut, ich weiß von der Sache," entgegnete der Abt, „dein Wunsch soll erfüllt werden, schönes Kind; morgen mit Tagesanbruch wird dein Vater frei, dessen darfst du gewiß seyn." Dankend küßte Rosa des Abtes Hand, stand auf und verließ schnell die geistliche Pfalz.

3.

Von dem Kloster aus schlug Rosa ihren Weg der alten Münsterkirche zu ein. Links am Portale

derselben befindet sich ein berühmtes aus Holz geschnitztes Bild, den leidenden Erlöser am Oelberge vorstellend; vor diesem sank sie nieder und verrichtete ihre Andacht; sie dankte Gott inbrünstig, daß er ihr Vorhaben so gut habe gelingen lassen. Nachdem sie die heilige Stätte verlassen, eilte sie wie ein schnellfüßiges Reh, das der Verfolgung seiner Jäger entronnen, dem Ufer zu. Wohl hatte sie oben an der Tafel bemerkt, wie einige der Herren lüsterne Blicke auf sie warfen und dann wieder einander leise in die Ohren raunten. Ihre Befürchtung war auch nicht ohne Grund gewesen.

Schon stand sie neben ihrem Nachen und wollte ihn eben losbinden, als eine Gestalt in Mönchskutte auf sie zuschritt. „Halt, schönes Kind," rief diese ihr zu, „laß mich auch in deinen Nachen steigen und mit dir ans andere Ufer fahren, es ist eine gar schöne Mondnacht; da drinn in den dumpfen Hallen wird Einem gar so heiß, da will ich mich denn noch zuvor in Gottes frischer Luft auf dem See bewegen, ehe ich zur Ruhe gehe. Du sollst ein hübsches Fahrgeld erhalten — oder noch besser, ich schaffe dir, daß dein Vater frei wird; denn, unter uns gesagt — mit diesen Worten trat er näher zu ihr — der Abt ist ein listiger Mann und seinem Worte nicht immer zu trauen, und der, welcher deinen Vater gefangen hält, gilt mehr im Kloster, als der Abt selbst, das ist der Probst und Kellerherr Mangold von Brandis. Vor dem vornehmen geistlichen Herrn, den du gesehen — es ist der Bischof von Constanz — stellte sich der-

Abt nur so, um keinen Schein der Hartherzigkeit auf sich zu laden; aber, ich sage dir, dein Vater wird nicht frei ohne meine Fürsprache; laß mich mit dir fahren, dann will ich ein kräftig Wort bei dem Probste einlegen, der hat den Schlüssel zu deines Vaters Kerker." „Ach, thut das, ehrwürdiger Herr," bat Rosa, „ich flehe Euch recht inständig darum an, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe." „Nur unter der Einen Bedingung," entgegnete der Mönch, „werde ich dir helfen, wenn du mich bis dahin mit dir nimmst, wo die Insel gegen Schopfeln endet." „O, was denkt Ihr, ehrwürdiger Herr, ein Mägdlein mit einem geistlichen Herrn allein und bei Nacht über den See fahren! bedenkt doch meinen Ruf und Eure strenge Regel, das kann ich nicht thun, um meiner Ehre willen." „Noch Ein Wort — dieß sprechend ergriff er Rosa's Hand und hielt sie fest in der seinigen — Mädchen, du handelst gegen dich selbst, wofern du nicht einwilligst; sieh mich an, ich bin der gefürchtete Probst Mangold, Herr über den Abt und in Wahrheit der Regent des Klosters; ich bins, der deinen Vater gefangen legte, ich allein kann ihn frei machen; — sieh her, dieß hier ist der Schlüssel zu seinem Kerker, wer will ihn mir nehmen? Zur Stunde schließ' ich den Kerker deines Vaters auf, wenn du mich auf deinem Nachen bis hin gen Schopfeln mit dir nimmst; wo nicht, so wird dein Vater die Freiheit nimmer mehr erblicken." „Nehmt mich statt meines Vaters zur Gefangenen," sprach Rosa, „und lasset ihn frei, nur muthet mir nicht zu, ehrwürdiger

Herr, daß ich mit Euch allein über den See fahre." „So kommst auch du mir nicht von dieser Stelle," schrie der Probst; er faßte Rosa's Hand und wollte sie mit Gewalt aus dem Nachen ziehen, in welchem sie schon mit einem Fuße stand, als eine zweite Mannesgestalt herzutrat. „Herr Probst," rief diese, „was beginnt ihr da?" Der Probst wandte sich nach der Stimme — es war Edmund von Altenklingen, der Sängerherr; auf diese Weise gewann Rosa Zeit, sich loszureißen, sie sprang in den Nachen und ruderte vom Ufer. Wild blickte der Probst nach seiner entronnenen Beute; „ich will mich rächen, schrie er noch über das Wasser hinüber, so daß es Rosa hörte, dein Vater soll mir schrecklich büßen für deine Hartherzigkeit, du sprödes Dirnlein; bei meiner Seligkeit sei's geschworen!" Hierauf wandte er sich von Rosa weg, scheltend gegen Edmund und machte diesem Vorwürfe, daß er sich unberufen hier einmische. „Danket mir vielmehr dafür," entgegnete der Sängerherr, „daß ich Euch von Eurem Unrechte zurückhielt; glaubet mir, daß es einen rächenden Gott gibt, dem solches ein Gräuel ist." Rosa fuhr indessen mit kräftigen Ruderschlägen den Weg, welchen sie gekommen war, wieder zurück und dankte Gott inbrünstig, daß er sie aus den Händen dieses schlechten Menschen errettet habe. Sie war nun frei; aber die Hoffnung, auch ihren Vater befreit zu sehen, worüber sie noch vor wenigen Augenblicken so sehr erfreut gewesen, hatte der gottlose Pfaffe ihr ganz aus dem Herzen gerissen und — sie schauderte bei dem bloßen Gedanken — um ihretwillen

hatte er dem alten Manne so fürchterliche Rache geschworen. Ihr Herz war noch betrübter als zuvor. In solcher Stimmung fuhr sie über den See, so kam sie in ihrer einsamen Wohnung an; ihr Vertrauen war jetzt allein auf Gott und den Ritter Otto von Castell gerichtet.

Kaum war der Mond am Himmel verschwunden und das erste Frühroth aufgetaucht, so ging schon eine vermummte Mannesgestalt aus den dunkeln Mauern des Klosters den Weg gegen die Burg Schopfeln zu. Der Wanderer ging auf keinem guten Wege, das konnte man ihm wohl ansehen; an dem eifrigen Selbstgespräche bemerkte man gleich, daß er etwas auszuführen beabsichtige, worüber er noch nicht recht einig mit sich selbst war. Jetzt hatte er die Burg erreicht; auf einen leisen Ruf von ihm öffnete sich das Thor und schloß sich eben so schnell wieder hinter ihm zu.

So eben war der arme Matthäus im Kerker auf seinem Strohlager erwacht. Wie ein Traum war es ihm gewesen, daß er die Stimme seiner Tochter den Abend zuvor gehört habe. Da vernahm er Tritte, sie kamen näher — o Gott, dachte er bei sich, vielleicht naht Befreiung. Aber, wie erschrack der arme Fischer, der sonst von keiner Furcht wußte, als sein Todfeind, Probst Mangold, vor ihm stand. Matthäus erwiederte kaum den Morgengruß, den ihm der Probst mit falschem Blicke zuwarf; er sah wohl, daß unter dieser Freundlichkeit eitel Bosheit verborgen lag. „Was sagst du dazu,“ begann der falsche Mönch, „wenn ich dir die Freiheit ankündige und dich sogleich in Frieden

deines Weges ziehen lasse?" „Das ist nicht mehr als billig von Euch," erwiederte Matthäus, ohne viele Notiz von seinem Besuche zu nehmen. „Nicht so trotzig," sprach der Probst mit verstellter Sanftmuth; „wisse, der Abt ist ein strenger Mann, Verletzung der Rechte seines Klosters ahndet er schwerer als Beleidigungen gegen seine eigene Person. Jahre lang würde er dich ohne besondere Verwendung im Kerker schmachten lassen, darum bin ich hier, um dich zu befreien; — aber nicht nur frei machen will ich dich, sondern auch diesen Beutel mit Gold sollst du zum Geschenke erhalten, woferne du mir eine einzige Bitte gewährst." Bei diesen Worten hielt der gottlose Mönch dem armen Fischer eine wohlgefüllte Börse vor Augen. „Und was wäre denn das für eine Bitte?" fragte Matthäus, ohne einen Blick auf das Geld fallen zu lassen. „Ich habe dein Töchterlein gesehen, und die gefällt mir recht wohl —" „so," unterbrach ihn der Fischer heftig und ein wüthender Blick fiel auf den Probst, „so, meint Ihr, die werde ich an Euch verkuppeln um Euer elendes Geld? haltet Ihr mich für einen solchen Vater? Laßt mich in meinem Kerkerloche, mit der Tochter Ehre will ich meine Freiheit nicht erkaufen." „Nicht so rasch, armes Fischerlein," höhnte Mangold, „ich kann noch andere Saiten aufziehen, wenn du mir nicht willfahren willst, schaue um dich, ich bin in diesem Augenblicke Herr über dein Leben, ich kann dich zwingen!" Dieß sagend, öffnete er die Thüre und winkte zweien handfesten Knechten herein, welche außen schon des Befehles ihres Herrn warteten. „Mein

Leben könnt Ihr mir nehmen," sprach nochmals der Fischer, „Ihr könnt mich in diesem unterirdischen Kerker verschmachten lassen, aber nicht nöthigen, daß meine Tochter Eure Buhlerin werde." „Nun denn," schrie der Probst außer sich vor Wuth, „so werde ein Opfer meiner Rache, die ich geschworen habe zur Stunde, da du in meine Hände geriethest, die ich erneuerte vor deinem ehr- und tugendsamen Töchterlein!" Er zog einen Dolch unter dem Gewande hervor — „wähle dieß, oder — gib mir deine Tochter, und du sollst frei und reich werden." „So drohst du, unwürdiger Diener Gottes?" entgegnete Matthäus, „laß uns sehen, wie weit deine Macht geht." Er wollte sich aufraffen und den Probst an der Kehle fassen, aber in eben dem Augenblicke wurde er von den beiden Helfershelfern ergriffen, aller Widerstand war vergeblich, der Probst fiel von hinten über ihn her und in wenigen Augenblicken war das Werk der abscheulichsten Bosheit an dem armen Matthäus vollführt: mit geblendeten Augen lag er auf seinem Strohlager, den, der sich so schwer an ihm versündigt hatte, konnte er nicht mehr erblicken, Hände und Füße waren in Fesseln gelegt. „Gottloser, verworfener Mensch," stöhnte der Fischer dem Probste nach, der sich der Kerkerthüre zuwandte und noch einen Blick teuflischer Schadenfreude nach seinem unglücklichen Opfer zurückwarf, „das Maaß deiner Bosheit ist voll! Denke an den, der da spricht: „„mein ist die Rache, ich will vergelten""; derselbe wird auch mich rächen." Aber hohnlachend schlug der Pfaffe die Thüre hinter sich

zu und überließ den armen Matthäus seinem Schmerze und der Verzweiflung.

Während diese Unthat auf der Reichenau verübt wurde, erwachte Rosa zu Hause in ihrem einsamen Kämmerlein von einem unruhigen Schlafe. Das Traumbild aus jüngster Zeit hatte sie wieder aufgeschreckt, sie sahe den Adler wieder, wie er, nachdem er ihrem Vater die Augen ausgehackt hatte, auf einen steilen Felsen zurückflog. Bald nachher sahe sie auf der Höhe eine Flamme aufsteigen, welche den Adler mit samt seinem Neste verzehrte. Bange Ahnungen bemächtigten sich ihrer, aber das konnte sie nicht ahnen, daß gerade in dieser Stunde das Schrecklichste ihres Traumes an ihrem Vater in Erfüllung gehe. Während sie aufstand und auf Mittel und Wege zur Befreiung ihres Vaters sann, fiel ihr Otto von Castell ein, der ihr Hülfe in jeder Noth versprochen hatte, auch erinnerte sie sich der Worte ihres Vaters, daß sie sich an die Fischerzunft zu Constanz wenden solle, wenn es anders nicht ginge. — Unterdessen war der Probst schon wieder ganz unbemerkt in den Mauern seines Klosters angekommen und freute sich im Stillen seiner wohlgelungenen Rache.

4.

Eben tauchte der Sonne goldenes Haupt aus den Fluthen des Bodensee's empor, ihre ersten Strahlen vergoldeten die lange Gebirgskette gegen Süden, als man ein holdes Mädchen mit den Spuren düstern Grames in den Zügen, den Weg nach der Burg

Castell hinansteigen sah. Sonst, wann Rosa diesen Weg ging, blieb sie bei jedem Schritte stehen und blickte zurück auf die herrliche Gegend, die vor ihr lag, nie ging sie an der Bauernhütte vorbei, wo jetzt das sogenannte Kühhaus steht, ohne den Bewohnern derselben den Morgengruß zu bieten: heute hatte sie zu Allem dem keine Zeit, ohne umzusehen stieg sie den geschlängelten Burgweg hinauf und eilte dem Schlosse zu.

Auf Burg Castell war man schon frühe wach, unter die ersten, die jeden Tag auf dem Platze waren, gehörte der Burgherr selbst und sein Sohn. Ein Diener führte Rosa auf ihr Verlangen sogleich in die Wohnstube des Ritters, wo der alte Herr eben bei seiner Morgensuppe saß. Das Mädchen nahete dem Lehnstuhle, und bedeckte die Hand des Herrn mit den Thränen, welche ihren bleichen Wangen entströmten. „Was ist dir, Rosa," fragte der Ritter mit milder Stimme, „wer hat dir etwas zu Leide gethan?" „O Gott, mein Vater sitzt gefangen im Verließ der Burg Schopfeln auf der Reichenau, Probst Mangold hat den Schuldlosen eingekerkert und noch Schrecklicheres drohte er an ihm auszuüben; helft mir doch, gnädiger Herr, um Gottes willen bitte ich Euch darum." So flehend warf sie sich auf die Kniee nieder und umschlang des Ritters Füße. „Stehe auf, liebe Tochter," tröstete sie der alte Ritter, „dein Vater ist mir lieb, ihm soll Hülfe werden; mein Sohn Otto selbst soll ihn frei machen. Er ertheilte einem Diener Befehl; dieser ging und bald darauf erschien Otto vor seinem

Vater. Ach, wie schlug Rosa's trauriges Herz so freudig wieder, als sie ihren Freund — denn mehr durfte er ihr ja nicht seyn — zu sehen bekam. Er grüßte sie liebreich; mit halblauter Stimme erwiederte sie den Gruß, aber ihr noch thränendes Auge begegnete bedeutungsvoll dem seinigen, und dieser Blick sagte Otto nur zu deutlich, daß jetzt die Stunde gekommen sei, wo er sein dem Mädchen gegebenes Ritterwort lösen könne und solle. Der alte Ritter besprach sich nun über dieses Ereigniß mit seinem Sohne. „Gnädiger Herr," bemerkte Rosa dazwischen, „mein Vater setzt große Hoffnung auf die Fischerzunft zu Constanz, wenn ich dort ein Wort reden dürfte, so würde diese gewiß auch ihre Hülfe bieten." „Wohl," sprach der alte Herr, „mein Sohn soll ihr Anführer seyn, denn ohne Führer möchten sie wohl wenig ausrichten, Schopfeln ist eine feste Burg." Nach einigen weitern Befehlen seines Vaters verließ Otto das Gemach, indem er sich mit einem liebevollen Blicke von Rosa verabschiedete. Rosa sollte nach des Ritters Wunsche einstweilen auf Castell bleiben, bis die Fehde geendet und ihr Vater wieder in Freiheit wäre. Sie dankte für das huldvolle Anerbieten, nahm es aber nicht an, indem, wie sie beisetzte, „nur eine Freudenlose und Traurige den häuslichen Kreis trüben würde," sondern verließ die Burg und wollte in ihrem stillen Kämmerlein der Befreiung und Wiederkehr ihres geliebten Vaters harren.

Mit Anbruch des Morgens sah der Thurmwächter auf Burg Schopfeln einen dunkeln Punkt auf der

Wasserfläche von Constanz her, welcher, je näher er kam, immer größer wurde; jetzt konnte man Fischernachen unterscheiden, deren Anzahl dem Wächter größer däuchte, als er, bei der damals schon üblichen Inselfahrt, je zuvor gesehen hatte. Die Fahrzeuge kamen näher, sie waren mit Menschen angefüllt, die aber nicht blos Ruder mit sich führten, sondern ihre emporragenden Lanzen und Hellebarden in der Morgensonne erglänzen ließen, und das Ganze hatte gar kein freundliches Ansehen. „Das sind Feinde," rief er den im Hofraum stehenden Burgleuten zu, „eilet und schaffet Hülfe, ehe sie uns überfallen können." Schnell machte ein Bote Meldung in das Kloster, daß ein feindlicher Zug gegen die Burg heranrücke: in wenigen Augenblicken standen die Dienstmannen des Klosters gerüstet, an ihrer Spitze Wölfle von Brandis. Kaum konnten sie die Burg noch erreichen, als die Feinde schon an deren westlicher Seite ihre Nachen anlegten: es war die ehrsame Fischerzunft von Constanz; nicht Einer war ausgeblieben, denn alle waren dem redlichen Matthäus von Herzen gut, aber dießmal führten sie Schwerter und Lanzen anstatt der Ruder, und nicht minder rüstig als ihre gewöhnlichen Werkzeuge wußten sie jene zu führen. Während so die Fischer Schopfeln von Westen her belagerten, kam Otto von Castell mit einer Schaar Reisiger, die er in der Schnelligkeit aufgeboten hatte, von Osten herangezogen. Ihm zur Seite lief ein junger Knappe, der sich, als Otto mit der Fischerzunft den Ueberfall verabredete, vor den Thoren von Constanz freiwillig zu ihm gesellt hatte, ob man ihm

gleich, seiner Jugend wegen, mehrmals zugeredet hatte, zu Hause zu bleiben, aber vergeblich.

Nachdem so die Burg von beiden Seiten umstellt und jeder Ausgang abgeschnitten war, ließ der junge Ritter von Castell die Besatzung auffordern, den gefangenen Fischer Matthäus auf der Stelle herauszugeben. Wölfle von Brandis wies die Aufforderung hartnäckig zurück, er spottete über Otto, der sich mit solch gemeinem Volke verbinde, um eines elenden Fischerleins wegen die Burg des mächtigen Herrn der Au zu überfallen, und ein Regen von Pfeilen begleitete die höhnische Antwort. Dieß ward die Losung zum Sturme. Die Fischer ruderten bis an den Eingang zur Burg vor, sie bildeten von ihren Schilden ein Dach über sich, an welchem die Pfeile abprallten; am Thore angelangt, sprangen sie zugleich aus ihren Nachen und hatten bald alle Zugänge besetzt. Zu gleicher Zeit stürmten Otto's Reisige von der östlichen Seite her die Mauern ohne vielen Widerstand. Die Fischer hieben mit ihren Streitärten kräftig an das nicht gar feste Thor und gewannen so eine Bahn in das Innere der Burg. Wölfle mußte die Seite schützen, von woher Otto mit seiner Mannschaft anstürmte, wie er aber sahe, daß das westliche Thor bereits klaffe, verließ er die Mauerzinne, und wandte sich dahin, wo er die größere Gefahr vermuthete. Otto und der junge Knappe an seiner Seite waren die ersten auf der Mauer, und letzterer pflanzte die Siegesfahne auf der Zinne auf. Jetzt befand sich Wölfle in einer höchst peinlichen Lage, denn während er die Fischer

von dem geöffneten Thore wegzudrängen versuchte, sprangen Otto und der Knappe mit sammt den Reisigen ins Innere des Burghofes; ein hitziger Kampf begann: Wölfle von Brandis war auf allen Seiten von Feinden umringt. Mitten im Streite verließ der Knappe den Ritter von Castell, von dessen Seite er bisher nicht wegzubringen gewesen war, und eilte dem Burgverließe zu.

Der arme Geblendete in seinem unterirdischen Kerker hatte sich eben von seinem ärmlichen Strohlager erhoben und übte seine Morgenandacht, als er einen heftigen Lärmen, Schwertergeklirr und Rufen der Streitenden vernahm. „O Gott," sprach er bei sich, „ich danke dir, du sendest bald meine Rächer!" Da klirrte es vor seiner Kerkerthüre, eine Axt hieb daran, daß sie auseinander sprang; Rosa, das Mädchen im Kriegskleide, stürzte in die Arme ihres befreiten Vaters. „Mein Gott," rief der alte Fischer, „wer bist du, mein Befreier, daß ich meinen Dank zu deinen Füßen legen kann?!" „Deine Tochter ist es, lieber Vater, deine Rosa, der es vergönnt war, die Riegel deines Kerkers zu sprengen; sieh mir doch nur ins Angesicht!" Der unglückliche Mann blickte das Mädchen mit leeren Augenhöhlen an; — Schrecken lähmte alle ihre Glieder, als sie den Geblendeten sah, sie sank neben ihm nieder und konnte Nichts als Thränen der Verzweiflung vergießen. — „Vater im Himmel, sei du sein Rächer!" — Dieß waren ihre Worte, als sie sich wieder aufrichtete; dann eilte sie wieder die Treppe des Kerkers hinauf in den Burghof.

Hier war der Kampf gerade in seiner fürchterlichsten Hitze; Wölfle von Brandis wehrte sich gleich einem angeschossenen und von den Jägern gehetzten Wilde, er hatte sich Otto von Castell zum Gegner gewählt. An Reife, Alters- und Körperkraft dem Jünglinge weit überlegen, führte er gerade einen mächtigen Stoß gegen Otto's Brust, als Rosa, dieß kaum gewahrend, sich zwischen Beide warf und in ihrem treuen Herzen die tödtliche Wunde empfing.

Wölfle schlug sich mit Wenigen, die noch übrig geblieben waren, durch die Haufen der Fischer hindurch, die den Eingang besetzt hielten, und ehe er noch die traurige Botschaft von dem Vorgefallenen in das Kloster brachte, stiegen schon die Flammen auf allen vier Seiten der Burg gen Himmel und zeigten, wer Sieger geblieben war. Otto von Castell hatte den jungen Knappen neben sich niedersinken sehen, er nahm die Sturmhaube von dessen Haupte — da wallten blonde Locken ihm entgegen und ein blaues Augenpaar, das er wohl kannte, blickte ihn schmerzlich an. „O, du guter Engel," rief er, — „für mich hast du dein junges Leben gelassen — im Tode noch wolltest du mein gehören, da der Lebende dich nicht besitzen durfte" — weinend ergriff er Rosa's Hand und blickte starr in ihr sterbendes Auge, bis es verblichen war.

Den alten Matthäus führten indessen seine Genossen jubelnd und triumphirend aus dem Kerker; aber alle Freude verstummte, als man den Vater zur Leiche seiner Tochter führte, die so eben den letzten

Athem ausgehaucht hatte. Der Greis sank neben der geliebten Todten nieder, nur mit Mühe konnte man ihn von ihrer Seite trennen. Traurig und niedergeschlagen zogen die Sieger nach Hause. Rosa's Leiche und die aller übrigen Gefallenen wurden in einem der Nachen auf den heimathlichen Boden übergeführt; erstere ließ der alte Ritter von Castell auf seine Burg bringen. Auf einem kleinen Hügel am Fuße des Burgberges, nahe bei einem Bächlein, wurde sie beigesetzt und ein schönes Denkmal erhob sich bald auf ihrem Grabe. Der geblendete Fischer mußte den Rest seiner Tage auf Castell zubringen. Jeden Morgen und Abend wallte von nun an der Greis, von Otto geführt, nach dem Grabmale, setzte sich dort nieder und betete für seine Tochter, der junge Ritter aber mit abgehärmten Wangen weinte über dem Grabe seiner frühe verklärten Geliebten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Binder, Wilhelm,

Alemannische Volkssagen, Geschichten und Mährchen

Bd.: 1

Stuttgart 1842

Germ.sp. 62 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018629-8